Hamburger Theater-Dekamerone

Philipp

Hamburger

Theater-Dekamerone.

Herausgegeben von Adolf Philipp.

Zweite Auflage,

erweitert durch eine

Geschichte des Thalia-Theaters.

Druck und Verlag

von

F. W. Rademacher Hamburg

1881.

Vorwort.

Zehn Monate sind verflossen, seitdem das „Hamburger Theater-Dekamerone" in's Leben trat. Die Hoffnungen, die wir bei der Veröffentlichung dieses Werkes gehegt, haben sich erfüllt. In den weitesten Kreisen der Musenjünger und der Kunstfreunde ist demselben das lebhafteste Interesse zugewendet worden. Presse und Publicum haben mit gleicher Freude und verbindlicher Anerkennung dieses kunstliterarische Unternehmen begrüßt, das, für unsere Stadt neu in seiner Art, durch die mannigfaltigen autobiographischen Beiträge so vieler hervorragender und beliebter Künstler, sowie der Leiter unserer beiden für das deutsche Kunstleben so wichtigen Hauptbühnen, in persönlicher und künstlerischer Richtung einen ungewöhnlich fesselnden Reiz ausüben, Geist und Gemüth in gleichem Grade anregen mußte. Es ist diesem Buche hier und auswärts eine so günstige Aufnahme bereitet worden, daß nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die erste Auflage vergriffen war und die Nothwendigkeit der Veranstaltung einer zweiten Auflage

sich ergeben hat. Mittlerweile war der denkwürdige Tag herangerückt, welcher den Charakter eines Festtages für die gesammte Bühnenwelt angenommen hat: die Feier des 50jährigen Directions-Jubiläums des Herrn Chéri Maurice, des hochverdienten und allgemein verehrten Begründers und Leiters unseres Thalia-Theaters. Da lag denn der Gedanke nahe genug, die zweite Auflage eines Werkes, in welchem das Thalia-Theater neben dem Stadttheater so ausdrucksvoll vertreten ist und neben Herrn Director Pollini der illustre Jubilar in seiner ganzen liebenswürdigen Individualität sich offenbart, unter dem glückverheißenden Zeichen dieses Jubelfestes erscheinen zu lassen. Indeß wollten wir uns nicht mit diesem zufälligen Zusammentreffen, mit dieser äußerlichen Verbindung begnügen: die herrliche Feier sollte sich in diesem Werke gleichsam widerspiegeln, ihm einige Strahlen von ihrem reichen Glanze verleihen. So haben wir denn das Maurice-Jubiläum als einen willkommenen Anlaß benutzt, um die zweite Auflage durch einen Rückblick auf die Geschichte des Thalia-Theaters, von seinen ersten Anfängen bis auf diese sonnigen Jubeltage, zu erweitern, und glauben wir hierdurch den dauernden Werth des Buches erhöht zu haben. Möge unser „Theater-Dekamerone" in dieser neuen Gestalt sich neue Freunde erwerben!

Hamburg, Ende September 1881.

Herausgeber und Verleger.

Das Thalia-Theater.

Gedenkblätter zum 50jährigen Directions-Jubiläum.

Ein Rückblick auf die glänzende Geschichte dieser Bühne ist zugleich eine Art Biographie ihres hochgeschätzten Begründers, denn Chéri Maurice' Persönlichkeit, sein Leben und Wirken war ganz seinem Institut geweiht, mit diesem stets innigst verwachsen. Von den ersten Jünglingsjahren bis heute gehörte Maurice allezeit seinem Theater, mit Leib und Seele, mit dem Geist und dem Herzen, — und auch die Zukunft erblickt er nur in dem freundlichen Bilde Thalia's, der „Blühenden". Und obwohl der Dichter meint: nichts sei schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen, so wird doch zweifellos unser Maurice sofort, nachdem der Festjubel verrauscht ist, in eifriger Arbeit an das fröhliche Ende des einen halben Säculums den fröhlichen Anfang des anderen knüpfen, und auch in der weiteren Folge seinem schönen Lebensberufe obliegen, so lange es die ihm wahrhaft gütige Vorsehung gestattet. Hier decken sich Person und Sache in seltenem Grade, und so sind es auch nur wenige eigentlich biographische Daten, die zur Geschichte des Hauses hinüberführen.

Charles S. Maurice, von den Eltern als Chéri, der Geliebte, bezeichnet, nennt Frankreich seine Heimath. Er ist in Agen, dem Hauptort des Departements Lot et Garonne, am 29. Mai 1805 geboren. Ja, 1805! So seltsam Jedem, der das Vergnügen hat, den jugendlich frischen und rüstigen Director des Thalia-Theaters persönlich zu kennen, diese Jahreszahl erscheinen mag, — sie ist ganz richtig, Maurice ist 76 Jahre alt; — fürwahr, der Mann versteht es meisterlich, alt oder vielmehr — nicht alt zu werden und nur mit der Zeit vorwärts zu schreiten.

Schon in früher Jugend erfaßte ihn die Neigung zur Bühne. Der Jüngling entschloß sich, Schauspieler zu werden, doch kam er nicht über das Liebhaber-Theater hinaus; denn der gestrenge Vater trat seinem Vorhaben entgegen. Gleichwohl war es ihm vom Schicksal vergönnt, in innige Beziehung zur Bühne zu treten und in der Theaterwelt eine Rolle zu spielen, wie sie ihm in seinen kühnsten Jugendträumen nicht vorgeschwebt haben dürfte; und der Vater, der den Sohn verhindert hatte, Schauspieler zu werden, er war es, der ihm zu einer dominirenden theatralischen Stellung den Weg bahnte. Maurice senr. (geboren am 20. April 1780 in Metz, gestorben am 25. März 1853 in Hamburg) beschloß nämlich im Jahre 1826, Frankreich zu verlassen und nach Hamburg zu übersiedeln, um hier ein Fabrikgeschäft zu gründen. Der begabte und strebsame Chéri begleitete seinen Vater und leistete ihm hier vor Allem in diesem Geschäfte getreulich Hülfe. Bald aber trat ein Ereigniß ein, welches seiner eifrigen Thätigkeit eine andere und epochemachende Richtung geben sollte. Der ältere Maurice übernahm im Jahre 1827 das Tivoli-Etablissement in der

damaligen Vorstadt St. Georg und begründete daselbst im Jahre 1829 ein Sommertheater. Er übergab vertrauensvoll dem Sohne die Leitung der Vorstellungen.

Zu jener Zeit besaß eine Wittwe Handje die Concession zum Betrieb des in der Steinstraße belegenen Theaters. Ein Vorläufer desselben war ein Liebhaber-Theater im Hotel de Rôme auf dem Valentinskamp. Leiter desselben war ein Kaufmann Wiese, der bereits auf eine Verbesserung der Localität bedacht war und, nachdem die erste Occupation Hamburg's durch französische Truppen die Anstalt zersprengt hatte, dieselbe mit Geschick reconstruirte. Er war inzwischen der Curator der Wittwe Handje geworden. Im Jahre 1814 wurde die Bühne nach dem früheren französischen oder „Franschen" Theater auf der großen Drehbahn verlegt. In diesem Hause veranstalteten zur Emigrantenzeit und in den Tagen der französischen Herrschaft zuweilen französische Truppen vorwiegend Opern-, aber auch Lust- und Schauspiel-Vorstellungen. Eine Zeitlang gab hier auch J. F. E. Albrecht, Director des Altonaer Theaters, bekannt auch als Mediciner und Schriftsteller, (Gatte der angesehenen Schauspielerin und Dichterin Sophia Albrecht, geborene Baumer, der Freundin Schiller's) mit Erlaubniß des Senats Vorstellungen; es geschah dies nach dem Tode des Dänenkönigs Christian VII., als auch die Theater der damals dänischen Provinzen Schleswig und Holstein die Landestrauer halten mußten. Im Winter durfte Albrecht auf dem sogenannten Hamburger Berge, d. h. in der Vorstadt St. Pauli, spielen lassen. Das Fransche Theater auf der großen Drehbahn wurde von der Frau Handje im Jahre 1817 einem gewissen

Bernhard Meyer überlassen, der hier das Apollo-Theater errichtete. Denselben Namen adoptirte vor circa 12 Jahren der Director J. C. Reichardt, nachdem er am Stadttheater abgewirthschaftet hatte, welches Decennien hindurch von stets wiederkehrenden Katastrophen erschüttert wurde, bis es endlich unter der jetzigen Direction Pollini wieder zu dauerndem Ruhm und Ansehen gelangt ist. Viele Jahre hindurch gehörte der Apollo-Saal den unternehmungslustigen Gebrüdern Keiling, welche hier alljährlich zur Domzeit den größten und erfolgreichsten Weihnachts-Bazar veranstalteten und vor Kurzem zu ähnlichen Zwecken das prächtige vorstädtische Etablissement „Concordia" übernommen haben.

Als die Theilnahme für das Unternehmen der Wittwe Handje immer mehr wuchs, konnte man nachgerade an die Errichtung eines eigenen regelrechten Theaters denken. In der That wurde in einem Hofe der Steinstraße ein einfaches Musenheim gegründet und am 16. December 1818 zunächst unter der Direction eines Herrn Becker eröffnet. Diesem folgten die Herren Müller, Professor und Schriftsteller Kruse und Susky, während Wittwe Handje das Buffet „dirigirte". Das Repertoir setzte sich aus Wunder-, Pantomimen-, Sensations-, Schauer- oder Ritterstücken zusammen, welche schlecht und recht gespielt wurden. Eine zeitlang fungirte auch ein Ritter als Director, nämlich ein diesen Namen führendes Mitglied eines Liebhaber-Theaters auf dem Pferdemarkt (nahe dem Platze des jetzigen Thalia-Theaters); von dieser Bühne waren nämlich mehrere Mitglieder in's Steinstraßen-Theater übersiedelt. Auf Ritter folgte Hoch, auf diesen der bekannte Schauspieler Dorsmann, der mehr das Localstück cultivirte.

Trotz aller dieser verschiedenartigen Bemühungen wollte das Theater nicht recht floriren; es fehlte eben an Styl und System, und auch den Schauerkomödien konnte das Publikum keinen Geschmack mehr abgewinnen. Etwas besser ging es, als der alte Schauspieler und Prinzipal Stiegmann die Leitung übernahm und besonders das damals neu erschienene Vaudeville: „Das Fest der Handwerker" auf die Scene brachte. Nach drei Jahren starb er. Ihm folgte die Wittwe und der Sohn, der bekannte Componist und Dirigent Eduard Stiegmann, der in letzterer Eigenschaft später an das Thalia-Theater übertrat und daselbst bis 1873 wirkte (gest. den 23. Januar 1880).

Nach dem Rücktritt Stiegmann's wurde von der Frau Handje die Leitung ihrem Schwiegersohn Caßmann übertragen. Dieser, ein vortrefflicher Maschinist und Theatermeister, fungirte bislang am Stadttheater, war aber in dem neuen großen Hause in der Dammthorstraße, welches am 3. Mai 1827 eröffnet worden, mit seinen Vorschlägen mehrfach auf Hindernisse gestoßen und daher aus dem Engagement getreten. Es gelang ihm nun, als Associé Herrn Maurice jr. zu gewinnen, der seine persönlichen Vorzüge und seine künstlerische und geschäftliche Befähigung, namentlich aber sein außerordentliches Regie-Talent bereits im Tivoli erprobt hatte, welches bald ein bevorzugtes Ziel des besten Bürgerthums geworden war. Nunmehr wurde dieses Garten-Theater in enge Verbindung mit dem Steinstraßen-Theater gebracht; im Sommer im Tivoli, im Winter in der Stadt gespielt. Die Mitglieder, unter denen die Damen Cludius (später Frau Reinhardt), Behnke (später Frau Vorsmann), Hechner, und die Herren Vorsmann, Landt, Hechner, Schultz, Mayer,

Reinhardt, Gomansky, Schlegel, Theodor Wagner, Wilke, Schrader, erhielten Jahrescontracte, erfreuten sich einer behaglichen, gesicherten Existenz, und den Vorstellungen wurde immer mehr Sorgfalt gewidmet. Ueberhaupt brachte der am 1. October 1831 erfolgte Eintritt des jungen Maurice einen neuen Geist in das Haus, den Geist der Ordnung und Disciplin, — Plan, Einheitlichkeit, Sicherheit in Leitung und Verwaltung.

Während im Stadttheater Oper und Tragödie florirten, das Sensationsstück aber der Vorstadt St. Pauli überlassen ward, cultivirte Maurice neben dem bürgerlichen Schauspiel vorzugsweise Lustspiel und Posse, namentlich auch die Localposse und die Parodie. Der eigentliche Begründer dieses Genres war Jacob (J. H.) David, der Verfasser von „Eine Nacht auf Wache", „No. 23 oder 9, 12, 47", „Heute! Zur Erinnerung für meine Freunde und Gönner", der Opern-Parodien auf „Die Jüdin", „Guido und Ginevra" und „Gustav, oder der Maskenball". Diese überaus komischen, ja geradezu genialen Parodien machten lange Zeit Furore und bewährten sich neben den brillant dargestellten und ausgestatteten Lustspielen als Zug- und Cassenstücke.

Neben David sorgten Dr. Bärmann, Dr. Wollheim, Volgemann ꝛc. für das Repertoir. — Auch renommirte Gäste traten oft unter Maurice auf. Besonderen Beifall ernteten: der Komiker Gödemann, Börner, Kläger, Wohlbrück, Rottmayer, Butterweck, L'Arronge (der Vater des Lustspieldichters), Meixner; die Damen Fabricius, Vorsmann, Julius, Struwe, Spahn (später Frau Kläger). Sogar der berühmte Carl Unzelmann gastirte circa zwei

Monate im Steinstraßen-Theater und machte namentlich als Franz Moor und Carl Moor Aufsehen. Im Uebrigen bemühten sich die Herren Caßmann und Maurice, auch durch Renovirung der Localitäten dem Publikum den Aufenthalt immer angenehmer zu machen.

So gelangten schon in jener Periode die würdigen Principien des Directors Maurice mit den glänzendsten Erfolgen zur Geltung, — Erfolge, welche der Direction des Stadttheaters oft genug Bedenken einflößten; es hatte sich da wirklich eine gewichtige Concurrenz für dieses große Institut herausgebildet, so daß der Director Friedrich Ludwig Schmidt (geboren 1772, gestorben 1841), der übrigens einmal das Steinstraßen-Theater besucht und sich zu der Anerkennung verstiegen hatte: „die Leute spielen eine recht decente Komödie", sich zu dem halb ernsten, halb scherzhaften Ausspruch veranlaßt fand: „der Knabe Carl fängt an, mir fürchterlich zu werden".

Als Chéri Maurice das Steinstraßen-Theater einige Jahre hindurch so glücklich geleitet hatte, gestattete ihm der Senat, das Institut in aller Form „Zweites Theater" zu nennen, und nach entsprechender Renovation wurde dasselbe mit einem Prolog von Reinhardt und dem Bauernfeld'schen Lustspiele: „Die Bekenntnisse" wieder eröffnet. Am Abend jenes denkwürdigen Tages aber, an welchem der junge Maurice in die Direction eingetreten war, am 1. October 1831, wurde im Steinstraßen-Theater gegeben: 1) ein Prolog, 2) „Nehmt ein Exempel dran", Lustspiel in einem Aufzuge von Dr. Carl Töpfer, 3) zum ersten Male: „Das Schloß meines Oheims", oder: „Die Heirath durch Zufall", Vaudeville in einem Aufzuge nach Desaugiers und Armand, 4) „Frontin als Ehegatte

und Junggeselle" (Frontin mari et garçon), Vaudeville in einem Aufzuge nach Scribe (auch unter dem Titel: „Der Kammerdiener" bekannt).

Nach dem Tode Caßmann's führte Maurice die Direction allein weiter; kurz nach dem großen Brande (1842) starb auch die Wittwe Handje, und hiermit war die Concession erledigt. Als Bewerber meldeten sich einerseits die Erben der Wittwe Handje, andererseits Maurice. Letzterer erhielt in Anbetracht seiner bewährten Solidität und Geschicklichkeit vom Senat die Concession, mußte sich aber zugleich verpflichten, den Erben der Wittwe Handje eine Entschädigungssumme zu zahlen, sowie ein neues Haus für das zweite Theater zu erbauen. Die letztere Bedingung entsprach durchaus seinen eigenen Wünschen. Maurice griff die Sache rasch und energisch an, unterstützt von zahlreichen Gönnern, — und bereits am 9. November 1843 wurde das jetzige Thalia-Theater am Alsterthor, gegenüber der Markthalle, eröffnet und zwar mit folgender Vorstellung: Fest-Ouverture von Ed. Stiegmann. Hierauf: „Alt und Neu", humoristisches Zwiegespräch (in 142 Versen), vorgetragen von Dem. Julie Hermann (Tochter des verstorbenen Stadttheater-Directors und Bühnenschriftstellers B. A. Hermann, die später den Kaufmann Lutze geheirathet hat) und Herrn Meixner. Dann zum 1. Male: „Der Freundschaftsdienst", Lustspiel in drei Aufzügen nach Jünger's „Entführung", bearbeitet von B. A. Hermann. Zum Schluß: zum ersten Male: „Köck und Guste", Vaudeville-Posse in einem Aufzuge, nach dem Französischen von W. Friedrich.

Die Vorstellung gefiel sehr; der Director wurde nach Schluß derselben enthusiastisch hervorgerufen und dankte dem

Publikum in bescheidenen und herzlichen Worten für seine außerordentliche Theilnahme.

Am Vorabend der Eröffnung erließ Maurice eine Anzeige, in welcher er die neue Bühne dem Wohlwollen des Publikums empfahl, und fügte hinzu: „Unterzeichneter hat Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um zur Bequemlichkeit der Zuschauer beizutragen. Seitens der betreffenden Behörde werden alle Maßregeln, die die vollkommenste Sicherheit des Publikums erheischen, getroffen.“ Folgen Auszüge aus den Berichten der bestellten Bauverständigen. — Bedeutsamer war eine der Eröffnung des Theaters vorangegangene Publication des Directors, welche die Tantiéme der Autoren betrifft. Maurice hat in dieser Richtung eine schöne Initiative ergriffen und überhaupt allezeit sehr gern literarischen wie schauspielerischen Talenten den Weg zu den weltbedeutenden Brettern geebnet. — Der neue Tempel Thalia's, der im Vergleich zu dem Steinstraßen-Theater den Eindruck eines Prachtbaues machte und in der That den modernen Ansprüchen an Eleganz und Comfort bestens entsprach, ist nach den Entwürfen der Architekten Meuron und Stammann von den Gebrüdern Schäfer gebaut. Das Theater ist 210 Fuß tief und 75 Fuß breit; der kreisförmige Zuschauerraum hält ca. 55 Fuß im Durchmesser, auf eine Höhe von 45 Fuß, von der Mitte aus gerechnet. Auf 48 Säulen von Eisenguß ruhen zwei Logenreihen und eine Gallerie, amphitheatralisch sich über einander erhebend. Es faßt im Parquet, Parterre, Logen, Rängen und Gallerie zusammen circa 1700 Personen. Die Decoration des Innern war ursprünglich von dem französischen Maler Chenillon beschafft, während die ersten Decorationen noch von dem

Theatermaler Caßmann herrührten. Seitdem hat Director Maurice allerdings das Haus von innen und außen noch mehrere Male restauriren und schmücken lassen. So namentlich im Sommer 1855, in den Ferienmonaten des Jubeljahres 1868, wo der Zuschauerraum von Professor Gropius decorirt wurde und einen neuen Kronleuchter erhielt; ferner in den Ferien 1876, wo die ersten Plätze mit neuen Fauteuils versehen und namentlich das Foyer im ersten Rang prächtig umgebaut ward. Endlich sind im Sommer des laufenden Jahres (1881) alle Räumlichkeiten und zumal das Foyer auf's Neue mit vielen Kosten höchst geschmackvoll ausgestattet worden, auch ein neuer Vorhang wurde von Gebrüder Brückner in Coburg geliefert, so daß auch in dieser äußeren Beziehung für einen würdigen Empfang der illustren Gäste gesorgt ist, welche anläßlich des 50jährigen Jubiläums hier eintreffen.

Das neue Haus und die Première fanden den lebhaftesten Beifall, und ein Extemporé des Komikers Mayer, der im zweiten Acte des dreiactigen Lustspiels, auf sich zeigend, die Worte sprach: „ein altes Haus in dem neuen", brachte die lebhafteste Heiterkeit hervor. Es war ein sinniger, treffender Ausspruch; der gute alte Geist war auch in das neue Haus übersiedelt und wirkte an dieser Stelle ersprießlich weiter. Das Publikum seinerseits bewahrte dem Director auch in dem neuen Hause die gewohnte Huld und Theilnahme in demselben Verhältniß, in welchem Maurice, trotz der engen Grenzen, welche die Behörde dem Repertoir gezogen, seine Versprechungen redlich erfüllte und in der Wahl der Stücke, wie der Darsteller, in Bezug auf Besetzung und Inscenirung, seinen Scharfblick und seine Gewandtheit bethätigte. In immer weitere Kreise drang der

Ruf des Ensembles des Thalia-Theaters. Es war in der That bewunderswerth, wie Maurice die Eigenart jeder Capacität erkannte und an der richtigen Stelle verwendete, und vor Allem, wie er Talente zu entdecken und zu gewinnen wußte. Wir können selbstverständlich nicht alle jene Talente hervorheben, welche an dieser künstlerischen Pflanzstätte unter der steten intelligenten und liebevollen Anleitung und Fürsorge dieses Bühnen-Lenkers heranreiften und deren Ruhm dann bald die deutsche Theaterwelt erfüllte. Abstrahiren wir von den Opern-Sternen jener Perioden (1847, resp. 1849—1854), in denen Maurice auch als Mitdirector des Stadttheaters fungirte (theils mit dem Schauspieler J. B. Baison, theils mit dem Tenoristen Josef Wurda („Vereinigte Theater"); — blicken wir nur auf das recitirende Schauspiel und fragen: wem dankte die Kunstwelt Kräfte wie Bogumil Dawison, Lina Fuhr, Zerline Würzburg (Gabillon), Marie Seebach, Friederike Goßmann, Charlotte Wolter, die Schneeberger-Hartmann, Marie Boßler und Landvogt, denen später Lucie Hübsch-Petzold, Clara Zitt, Carl Baum, die Zipser, die Satran, Eugen Staegemann, Antonie Janisch 2c. folgten? Wem anders als unserm Maurice! Ihm verdanken ferner ihre Entwickelung: Amalie Kraft, Minna Wagner, Georg Starke, Heinrich Triebler, Julius Caspar, Anton Reichenbach, Emil Thomas, Anna Schramm, die Spettini, Hungar, Frau Kupfer-Gomansky, geb. Heigel, é tutti quanti.

Sie sind von Maurice für die vornehmere Kunst gewonnen, in ihrer Individualität entsprechenden Aufgaben beschäftigt und somit in den Stand gesetzt worden, ihre Begabung original und vollständig zur Geltung zu bringen.

Der immer regeren Theilnahme der Bevölkerung für ihr Lieblings-Institut entsprach die Sympathie und das steigende Lob der Presse. Als im Jahre 1856, welches die Feier der 25jährigen directorialen Thätigkeit des Herrn Maurice brachte, ihm das Lustspiel in seiner ganzen Ausdehnung freigegeben wurde, wie in späteren Jahren, als ihm auch die Pflege des höheren Schauspiels gestattet ward, da begrüßte man allseitig diese bedeutsamen Erleichterungen mit herzlichster Freude und wahrhafter Genugthuung. Das Thalia-Theater war inzwischen der ehrenvollen Bezeichnung „Muster-Anstalt" immer würdiger geworden, und insbesondere seit jenem Tage, als Maurice 1857 den berühmten Schauspieler und ehemaligen Weimar'schen Hoftheater-Director Heinrich Marr als Darsteller, sowie als Genossen in der artistischen Leitung berief, gelangte das Institut zur herrlichsten Blüthe und erlebte großartige Triumphe, namentlich auf dem Gebiete des Conversationsstücks. Und im Geiste dieses unvergeßlichen Kunstveteranen haben in neuerer Zeit Meister Görner und Regisseur Bittong weitergestrebt ad majorem Thaliae gloriam. Auch in der Wahl seiner Mitarbeiter hat des Directors Umsicht und Kenntniß der Personen und Verhältnisse sich in allen Perioden auf's Beste bewährt.

Unter den glücklichsten Verhältnissen und allgemeiner Theilnahme feierte Maurice am 1. October 1856 sein erstes, das

25jährige Directions-Jubiläum.

Bereits in der Frühe des Tages huldigte ihm das Personal; eine Deputation desselben geleitete ihn in das Foyer, wo er mit den Klängen einer vom Haus-Componisten Stiegmann in

Musik gesetzten Cantate empfangen wurde. Dann hielt Fräulein Friederike Goßmann, ein Liebling der Hamburger, eine herzliche Ansprache an den Jubilar und bezeichnete ihn zum Schluß als „das würdige Oberhaupt unserer Familie", worauf das Orchester mit dem alten Grétry'schen Volksliede: Ou peut on être mieux, qu'au sein de sa famille (wo kann man besser sein, als im Schooße seiner Familie) einfiel. In der Wohnung des Directors waren die Tische mit kostbaren Geschenken bedeckt. Das Bühnen-Personal spendete einen silbernen Lorbeerkranz, das Orchester eine silberne Votivtafel, die Beamten ein silbernes Schreibzeug, das technische Personal einen silbernen Briefbeschwerer, der Director des Stadttheaters, C. A. Sachse, eine silberne Fruchtschale, Dawison einen schweren silbernen Pokal, der Komiker Carl Wilke, der sich in der Widmung als „alten Invaliden" bezeichnete, ein prächtiges Album, dessen Titelblatt die Ansichten der vier von Maurice geleiteten Theater zeigte. Zahllos waren die Gratulationen, die mündlich und schriftlich von hier und auswärts eintrafen; unter letzteren erwähnen wir die Zuschriften von Marie Seebach, Auguste Burggraf, Bogumil Dawison und Räder. Am Abend wurde bei festlicher Beleuchtung zum ersten Male in der neuen Bearbeitung das 5actige Lustspiel: „Ein Ring", von Charlotte Birch-Pfeiffer aufgeführt. Am Schluß wurde Maurice stürmisch gerufen und durch Tusch und Kränze geehrt; er erschien mit den Hauptdarstellern, den Damen Goßmann und Hintz und den Herren Zimmermann und Hanisch, und dankte mit warmen Worten. Nach der Vorstellung brachte ihm die Capelle des Hauses, verstärkt durch Mitglieder des Stadttheater-Orchesters, ein Ständchen. Unter den vielen

poetischen Spenden, welche ihm dieser Ehrentag brachte, heben wir ein originelles plattdeutsches Gedicht hervor, welches nebst einem kleinen Angebinde dem Jubilar von dem bekannten, noch jetzt in unserer Mitte rüstig wirkenden Schriftsteller, Johann Krüger gewidmet ward. Manche hübsche Wendung dieses Poems verleiht demselben heute, am Vorabend des 50jährigen Directions-Jubiläums, ein actuelles Interesse, und mögen daher jene Verse an dieser Stelle abgedruckt werden:

Mien Fründ

Cheri Maurice

to Ehr'n, an sienem

25jährigen Direkschoonsjubiläum,

den 1. October 1856,

von

Johann Krüger, Kumedienmoaker.

Mien lüttje, leebe Fründ Maurice,
Du hest nu all op Diene Wies,
Groad fiefuntwintig Joahr, ganz fien
Dien Th'oater feuhrt, dat mutt so sien.

Hoot aff! Du büst en broaven Mann,
Keen Minsch dat anners seggen kann,
Ganz wie Dien seel'ge Vatter weur,
De änder ook nich sien Couleur.

Fast hest Du stoahn in Glück un Leed,
Verdeent Dien Brod mit Meuh und Sweet,
Un gung dat Di ook manchmoal mies,
Maurice bleev ümmers doch Maurice!

XIX

Weurst as Direktor nich komod;
Vor Tieden in de lüttje Bood,
Doa in de Steenstroat weur dat all
Mit Dien Kumedie stets de Fall.

Fix gung dat ümmers, dat is woahr,
Wi wät dat noch noa so väl Joahr;
Wie scheun un flietig is doa spält,
Un dat Pläseer hett nümmers fehlt.

Un as dat grote Huus keum op,
Doa hest Du erst mit klookem Kopp
Uns wiest, dat Du versteihst de Kunst,
Un büst keen Fründ von blauem Dunst.

Du hollst tosoamen all' Dien Lüüd.
Fliet, heet dat, Fliet un nochmoal Fliet!
Weet Eener sien Lekschoon moal nich,
Denn schellt Maurice ganz meuderlich.

Betoahlt ward Jeder good un fix,
Weg, heet dat, mit dem Dögenix;
Doch wer sien Pflicht deibt, de hett't good,
Im Oeller noch sien Happen Brod.

De Dichters ook vergitst Du nich,
Büst gegen jem nich knauserig,
Un so'n Tantième in Diene Bood,
Smeckt armen un ook rieken good.

Drum Ehr dem Mann un grote Ehr,
De Ehr verdeent, wie Nümmens mehr.
Ick wünsch in düssem Oogenblick,
Ut vullem Harten Di väl Glück!

Good sall et Di im Oeller goahn,
Dien Huus sall fast wie Felsen stoahn!
De Kunst to Freid holl Di recht stiew,
Un wie Du büst, mien Fründ, so bliew!

Dann kümmt in fiefuntwintig Joahr
Düt Fest noch eenmoal, dat is kloar;
Dann sett Di op den würd'gen Kopp
Dien Lüüd den goldnen Loorbeer op.

Hefft mi de swatten Kerls noch nich
Leggt in de Kuhl, dann säkerlich
Stipp wedder ick mien Fedder in,
Wies, dat ick noch de Ohle bin.

Un schriew, dat Oog vor Freiden natt,
Wat mi to schriewen heet mien Hatt,
Un roop denn luud: „Et lew' de Ohl,
Bit an sien Enn'n, gesund un woll!"

Die Hoffnungen des Dichters haben sich für ihn, wie für den Jubilar erfüllt, und so hat er denn nun von Neuem seine Feder „eingestippt" und dem wackeren Director auch zum 50jährigen Jubiläum einen herzlichen poetischen Gruß dargebracht.

Die zweite Jubelfeier

beging Director Maurice am 9. November 1868. An diesem Tage waren 25 Jahre seit Eröffnung des neuen Hauses, des Thalia-Theaters, verflossen, als dessen Leiter einen gleichen Zeitraum hindurch Maurice fungirt hatte. Auch bei dieser Gelegenheit war derselbe natürlich wieder Gegenstand zahlreicher, schmeichelhafter Ovationen, und häuften sich die Gratulationen und Depeschen. Am Vormittag erfolgte die solenne Begrüßung durch die Mitglieder, und eines derselben, ein gewandter Gelegenheitsdichter, W. Drost, hatte für diesen Zweck ein hübsches, kleines Stück verfaßt. Das Haus war mit Flaggen und Kränzen geschmückt und Abends festlich beleuchtet. Aufgeführt wurde zunächst ein scenischer Prolog: „Die Weihe der Elfen" von Feodor Wehl. Hierauf: 4. Act, 1. und 2. Scene von Lessing's „Minna von Barnhelm" (Scene des Riccaut), der 2. Act des idyllischen Familiengemäldes „Hermann und Dorothea" nach Goethe von Carl Töpfer; der

2. Act des Gustav Freytag'schen Lustspiels „Die Journalisten" (Piepenbrink-Scene); zum Schluß das einactige Vaudeville „Haussegen" oder „Berlin wird Weltstadt" von Kalisch, Musik von Bial. Dieses gemischte Programm gab sämmtlichen beliebten Mitgliedern Gelegenheit, in geeigneten Aufgaben vor dem Publikum zu erscheinen. Dasselbe war in der animirtesten Stimmung und rief begeistert den Jubilar, der dann einige Worte innigsten Dankes sprach. Nach der Vorstellung fand Festmahl und Ball im Foyer des Theaters statt. Das Souper wurde natürlich durch eine Menge von gelungenen Vorträgen gewürzt. Unter Anderem steuerte unser Landsmann, Theodor Reusche (der im August 1881 auf so traurige Weise um's Leben gekommene Künstler), damals Mitglied des Berliner Wallner-Theaters, einen poetischen „Wespen"-Gruß von Jul. Stettenheim bei. Der Berliner Verleger des „Kladderadatsch", Hofmann, feierte in einem launigen Gedicht die silberne Hochzeit der Thalia. Mit gemüthvollen Versen begrüßte Heinrich Triebler, der ausgezeichnete Künstler, Schwiegersohn des Jubilars, seine Collegen. Und in einer höchst gelungenen, aus Titeln von Stücken zusammengesetzten Pièce schilderte Emil Thomas die Leiden und Freuden des Theater-Directors. Im Leben unsers Maurice haben freilich, wenn man heute, gelegentlich der goldenen Hochzeit Thalia's, die Bilanz zieht, die Freuden überwogen.

In der circa zwölfjährigen Periode, die seit jenem Haus-Jubiläum bis zu dem nunmehrigen 50jährigen Directions-Jubiläum verflossen sind, sahen wir ferner auf dieser Bühne erfolgreich wirken: Dr. Julius Hübner (gest. 28. Octbr. 1878) Carl Salomon, Marie Swoboda, Clara Heese, Anna Rossi

Clara Horn, Elvira Egli, Marie Barkany, Paul Jensen, Fanny Link, Gustav Kober, Frau Frenzel, Susanne Feust-Goethe, Carl Mittell, Hegel (gest.), Flashar, Hermann Nissen, Franz Siegmann, v. Kühns, Camilla Kirchhöffer, Ludwig Max, Jenny Engelhardt, Capellmeister Catenhusen mit seiner Gattin, der beliebten Soubrette, Capellmeister Adolph Mohr u. s. w. Der geniale Charakter-Komiker Emil Thomas, der das Thalia-Theater verlassen hatte, um in Berlin Director des Woltersdorff-Theaters zu werden, kehrte an die hiesige Kunststätte zurück und blieb mit seiner Gattin, der liebenswürdigen und talentvollen Soubrette Frau Betty Thomas-Damhofer, bis zum Ende der Saison 1880—81 dem Thalia-Theater treu. Decennien hindurch wirkten ferner in Maurice' Diensten u. A.: die vorzügliche und beliebte Inspectrice Frl. Emilie Faller und das Orchester-Mitglied R. Berens, ein jetzt 72jähriger und noch immer tüchtig mitwirkender Flötist, der jetzt gleichzeitig mit seinem Director sein 50jähriges Jubiläum feiert. — Zu allen Zeiten sehen wir eine stattliche Genossenschaft ausgezeichneter Künstler und Celebritäten an dieser Bühne glänzen, und stets bleibt derselben ein tüchtiger bewährter Stamm erhalten in der unwandelbaren Gunst der Direction und des Publikums, — und die Lücken, die durch Todesfälle, Engagementswechsel und dergleichen entstehen, werden stets durch begabte neue Mitglieder glücklich ausgefüllt.

Manchem ausgezeichneten Mitgliede war es vergönnt, im Verbande dieses Theaters, unter schmeichelhafter Theilnahme des Chefs und der Freunde der Bühne, hohe Ehren- und Freudentage zu feiern. Heben wir hier einige besonders glänzende Erscheinungen aus neuerer Zeit hervor:

Die seltene Feier des 60jährigen Schauspieler-Jubiläums beging am 23. März 1865 der treffliche Darsteller Otto Bachmann, der im Jahre 1799 geboren, als sechsjähriger Knabe zuerst die Bühne betreten hatte und am 16. September 1847 sein Engagement am Thalia-Theater antrat (gestorben im Mai 1870). Einige Wochen später, am 12. April 1865 feierte Altmeister Heinrich Marr (geboren in Hamburg, 30. August 1797, gestorben hierselbst 16. September 1871) unter der Theilnahme der gesammten Künstlergenossenschaft und der Hamburger Bevölkerung sein 50jähriges Künstler-Jubiläum. Unmittelbar an die zweite Jubelfeier des Directors Maurice schloß sich — am 11. November 1868 — das Jubiläum der Frau Lucie Petzold, geb. Thiele, verw. Hübsch, der vorzüglichen Darstellerin bürgerlicher Mütter und komischer Alten, welche dem Thalia-Theater seit seiner Begründung angehört hatte (geboren 1816 in Berlin, gestorben 20. Februar 1880 in Hamburg). Im April 1872 wurde an mehreren deutschen Bühnen das 50jährige Künstler-Jubiläum des überall so hoch verehrten, als Darsteller, Schriftsteller und Regisseur so außerordentlich verdienten, am 29. Januar 1806 in Berlin geborenen Carl August Görner gefeiert; speciell am hiesigen Thalia-Theater fand die interessante Feier am 6. April statt und nahm hier einen besonders glänzenden Verlauf, — auch in diesem Falle betheiligte sich die ganze Stadt an den Ovationen für einen ihrer berühmtesten Mitbürger. — Am 5. Januar 1880 beging Emil Thomas unter vielen überaus ehrenvollen Ovationen die Feier seines 25jährigen Künstlerjubiläums.

Und das Jahr 1881 bringt nun das merkwürdigste, die Krönung aller Bühnenereignisse:

Cheri Maurice'
halbhundertjähriges Directions-Jubiläum!

Die würdige Gestaltung dieser beispiellosen Feier war eine hohe Aufgabe, welche seit Jahresfrist in Hamburg und vielen anderen Städten, wohin die Beziehungen der Direction und des Personals des Thalia-Theaters reichen, weitgedehnte Künstler- und Privatkreise beschäftigte. Vor Allem constituirte sich hierorts eine Fest-Commission des Thalia-Theaters aus folgenden Persönlichkeiten: Oberregisseur C. A. Görner, Regisseur Franz Bittong, Wilhelm Hungar, Carl Mittell, Franz Siegmann, Robert Lanius, C. F. Mayer (als Vertreter des darstellenden Personals); Capellmeister Adolf Mohr und Ferdinand Kültzau (für das Orchester), L. Baetke (für den Chor), Decorationsmaler F. W. Lucas als Vertreter des technischen Personals; diesen Mitgliedern des Theaters schloß sich der Kunsthändler August Bock (in Firma Louis Bock und Sohn) an. Die Seele der Commission war Herr Bittong, der sich, unterstützt von so manchem ausgezeichneten Collegen, der Erledigung der laufenden Geschäfte, deren Last bald riesig anwuchs, mit regstem Eifer unterzog. Wenn man bedenkt, daß er gleichzeitig auch seinem Beruf als Regisseur und Schriftsteller mit gewohntem Ernst oblag, so muß man der rastlosen Thätigkeit dieses Mannes mit besonderer Anerkennung gedenken. Nachdem im engeren Kreise die Grundprincipien, die Basis der Ovationen, namentlich derjenigen des Personals des Thalia-Theaters, festgestellt worden waren, trat jene Commission mit ihren Kundgebungen an die Oeffentlichkeit. Mit dieser Commission Hand in Hand ging ein „städtisches Comité", welches zusammengetreten

war, „um den Antheil, welchen die Bevölkerung Hamburg's an dem Jubiläum nimmt, einen würdigen Ausdruck zu geben". Folgende hochgeachtete Bürger unserer Stadt gehörten diesem Comité an: Freiherr von Westenholz (österr.-ungar. Generalconsul), Dr. O. Schröder, Dr. Albert Wolffson, Ed. Behrens jr., Gustav Godeffroy, Ferd. Jacobson, Hugo Stammann, Siegmund Hinrichsen, Julius Schlüter, Ed. A. Lippert, Anton May, Alfred Kayser, J. C. T. Lauezzari.

Unter den vielen Comités, welche sich ferner an hiesigen und auswärtigen Bühnen in diesem Anlaß bildeten, verdient gewiß dasjenige des Hamburger Stadt-Theaters besondere Beachtung. Ein vom Director B. Pollini, sowie dem technischen Director W. Hock, den Regisseuren Robert Buchholz und Carl Baum und dem Capellmeister Josef Sucher unterzeichnetes Circular an den gesammten Personal-Verband dieses Instituts forderte denselben zu gemeinsamer Betheiligung an den zu veranstaltenden Ovationen auf und begegnete überall der gleichen Sympathie, so daß, wie erwartet, das bedeutende Schwester-Institut, dem einst Maurice als Mitdirector vorgestanden, in der Lage ist, dem Jubilar wahrhaft imposante Huldigungen darzubringen. Hier war es Wilhelm Hock, der mit seinem vielbewährten Talent und Geschick das Arrangement derselben in die Hand nahm. Er widmete dem Jubilar eine sinn- und schwungvolle Fest-Hymne, in welcher die Muse Thalia durch ihre acht Schwestern, in erster Reihe Melpomene, sowie Apoll (vertreten durch die ausgezeichnetsten Mitglieder der Pollini'schen Muster-Oper) begrüßt und gepriesen wird. Der geniale Componist und Capellmeister Sucher schrieb die

Musik zu dieser Dichtung für Soli, Chor und Orchester. Dank der allseitigen werkthätigen Betheiligung, unter Aegide der Direction, konnte unser Stadttheater auch hinsichtlich des Ehren-Geschenkes in erster Reihe glänzen.

Gegen Schluß der vorigen Saison, im Mai d. J., erließ die Fest-Commission des Thalia-Theaters eine würdig gehaltene Einladung an Hunderte hervorragender Persönlichkeiten der Bühnenwelt.

Diese Einladung fand natürlich überall die freudigste Zustimmung, und wer immer die Zeit zu finden hoffte, den Feierlichkeiten an Ort und Stelle beizuwohnen, acceptirte mit größter Freude; die Anderen drückten in der verbindlichsten Weise das Bedauern über ihre Verhinderung aus. Sämmtliche Antwortschreiben bekundeten die tiefste Verehrung und Sympathie für den berühmten Director, — zumal diejenigen ehemaliger Mitglieder seiner Bühne, denen derselbe nicht nur Chef, sondern auch edler Gönner, Förderer und Freund gewesen. Besonders herzlich äußern sich: Baronin Friederike Prokesch-Goßmann; der bekannte Komiker Herm. Butterweck, jetzt Regisseur am Hoftheater in Darmstadt, „wohl unbestritten das älteste noch lebende active Mitglied des „Zweiten Theaters", und zwar vom Jahre 1838"; Heinrich de Marchion (jetzt am Dresdener Hoftheater), der vor 45 Jahren von Maurice angagirt wurde; Baronin Bruck (Marie Boßler), W. Eichenwald, Zerline Gabillon-Würzburg, Césarine Kupfer, Clara Heese, Julie Lutze, geb. Herrmann, Emil Thomas und Frau, Friedr. Ludw. Schmidt ꝛc. — Ernst Possart, der Director des königlichen Schauspiels in München, avisirte namentlich eine Adresse von Seiten dieses Instituts. Der greise Dichter Eduard von Bauernfeld schrieb

selbst mit zitternder Hand. Sehr anziehend sind auch die Antworten der Frau Haizinger und ihrer Tochter Gräfin Schönfeld (Julie Neumann), — der Berliner Haizinger: Frau Frieb-Blumauer, sowie einiger fremdländischer Celebritäten: des dänischen Kammerherrn Fallesen, Intendanten des königlichen Theaters in Kopenhagen, Franz Hedberg's, des bekannten schwedischen Dichters und Intendanten des königlichen Theaters in Stockholm, des Herrn Perrin, General-Administrators der »Comédie française« und Mitglieds der Akademie in Paris, des französischen Dichters Emile Augier, dessen Stücke stets großen Beifall am Thalia-Theater fanden. Und so könnten wir noch viele erfreuliche Kundgebungen erwähnen, welche die Absender und den Jubilar zugleich ehren. Diese Briefe bilden in der That eine hochinteressante Autographen-Sammlung, die denn auch dem Jubilar als eine originelle Ehrengabe in einem kunstvoll gestickten Album überreicht wird.

Nachdem nun die Liste abgeschlossen war, stand fest, daß nicht nur die größte Zahl der deutschen Theater, sondern auch die vorzüglichsten fremden Bühnen bei dem hohen Feste vertreten sein werden, und daß Hamburg in den ersten Tagen des October 1881 eine imposante Zahl der interessantesten Persönlichkeiten der Bühnenwelt: Künstler, Directoren, Intendanten, Schriftsteller, Publicisten &c., in seinen Mauern vereinigt sehen wird.

Das Programm der Feier
des 50jährigen Jubiläums.

Dieselbe nimmt drei Tage in Anspruch und wird schon am 30. September durch eine Festvorstellung eingeleitet. Dieselbe eröffnet ein vom Altmeister C. A. Görner, dem

genialen Nestor der Bühnenschriftsteller und Darsteller, verfaßtes humoristisches Festspiel, welches reizende Ueberraschungen bringt. Dasselbe ist betitelt: „Früher und Jetzt, ein Mosaik-Festscherzspiel", und führt, wie diese Bezeichnung errathen läßt, eine größere Reihe von Hauptfiguren und Scenen aus älteren und neueren Repertoirstücken, Reminiscenzen und Allegorien in reizvoller Verbindung vor. Es wirken in diesem Festspiel neben Mitgliedern des heutigen Personal-Verbandes folgende ehemals bei Maurice engagirt gewesene Persönlichkeiten mit: de Marchion, Reinhardt, der einst renommirte Napoleon-Spieler, und seine Frau, geb. Cludius, Butterweck, Julie Lutze, geb. Herrmann, Emil Hahn, Friederike Goßmann (Baronin Prokesch-Osten), Friedrich Ludwig Schmidt, Emil Thomas und Frau, geb. Damhofer, Marie Barkany, Marie Swoboda, Carl Salomon, Gustav Kober, Eugen Staegemann, Franz Wallner, Anton Anno. Als „Thalia" figurirt in diesem historischen Rahmen Frl. Anna Rossi. Das gemeinsame Auftreten so vieler einst gefeierter Künstler an der alten Stätte ihrer Wirksamkeit, die für Viele die Wiege ihres Ruhms war, ist sicherlich geeignet, eine sensationelle Wirkung zu üben. Dem Festspiel folgt die Première des bis jetzt nur auf dem Probetheater in Warmbrunn gegebenen neuesten fünfactigen Lustspiels von Moser und Schönthan: „Unsere Frauen", in exquisiter Besetzung. — Nach der Fest-Vorstellung findet in den auf das Glänzendste decorirten Räumen des Convent-Gartens ein von der Fest-Commission veranstalteter großer Künstler-Polterabend statt. Dieses Künstler-Fest, bei dem die Logen für die Damen reservirt sind, bietet den fremden Ehren-

gästen ein gemüthliches Zusammensein im fröhlichen Künstler-kreise, Vorträge &c. Um vielfach ausgesprochenen Wünschen seitens der Freunde des Theaters Rechnung zu tragen, sind zu diesem Feste in beschränkter Anzahl Billets zum Preise von M. 10, und zwar zum Besten der Hamburger Armen, ausgegeben worden. Ballcostüm ist für die Festlichkeiten vorgeschrieben. Die Decoration des Saales ist dem bewährten Geschmacke der Herren Werner & Piglhein und des Herrn Tümler anvertraut. Ferner hat ein Consortium hiesiger Künstler die Ausschmückung der in einem Nebensaale eingerichteten „Münchener Kneipe" übernommen. Die Zeichnung der Karten zu diesem Künstler-Polterabend ist einer Skizze jener Rococo-Karte nachgebildet, welche zu dem Hofball in Versailles anläßlich der Feier der Vermählung des Dauphins am 24. Februar 1745 benutzt wurde; nur ist das Wappen durch die Initialen des Namens unseres Jubilars C. M. ersetzt. Die Rückseite der Karte zeigt den Plan des Festsaals und die Namen der „Tafelmarschälle".

Die Hauptfeier, am 1. October, wird in der Frühe durch einen großen Morgensegen eröffnet, zu welchem Herr Capellmeister Michaelis sein bewährtes Orchester bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Hierauf, um 10½ Uhr, versammeln sich die Mitglieder der Thalia und die Ehrengäste im festlich decorirten Theater zu den dem Jubilar darzubringenden officiellen Ovationen. Die Festreden und die Ueberreichung der Ehrengabe seitens der Mitglieder auf der Bühne eröffnen die Feierlichkeiten. Das Personal widmet seinem Chef einen höchst prachtvollen und kostbaren, in Silber, Gold und Email ausgeführten Ehrenschild, auf welchem, von Lorbeer umkränzt, die Namen von etwa siebenzig der er-

lesensten Mitglieder des Instituts, die demselben im Verlaufe eines halben Jahrhunderts zur Zierde gereichten, verzeichnet sind. Zahlreiche Persönlichkeiten, Deputationen &c. überbringen dem Jubilar Adressen, Glückwünsche und Geschenke, resp. hohe Decorationen, die demselben von mehreren Potentaten verliehen sind. Nach Beendigung dieser Ovation begeben sich die Mitglieder und Ehrengäste in feierlichem Zuge nach dem Foyer des Theaters, woselbst die Enthüllung der von dem städtischen Comité gestifteten Maurice-Büste stattfindet. Nach dieser Ceremonie wird das Foyer, in welchem neben der Büste auch die Ehrenspenden ausgestellt sind, für das mit Einladungskarten versehene Publikum geöffnet.

Diese Ehrengeschenke sind in so enormer Zahl eingetroffen, sie sind so prächtig, so mannigfaltig und so sinniger Art, daß diese grandiose Collection von sichtbaren Zeichen allseitiger Verehrung wohl Alles übertrifft, was auf diesem Gebiete jemals einer geschätzten und beliebten Persönlichkeit dargebracht worden ist; sie bilden ein geradezu wundervolles Material zu einer kunsthistorischen Ausstellung ersten Ranges. Auch der Bühnenraum selbst wird durch ein von Hamburger Privatiers, Künstlern, Architekten &c. gestiftetes Decorationswerk, einen neuen reich ausgestatteten Vorhang, geschmückt.

Am Abend des 1. October findet eine Gala-Vorstellung mit anderem, aber gleichfalls hochinteressanten Programm statt. Den Anfang macht ein von G. zu Putlitz, dem Intendanten des Karlsruher Hoftheaters, verfaßter scenischer Prolog. Es sind darin repräsentirt: Madame Ackermann (Frau Größer), Friedrich Ludwig Schröder (Herr Kühns), Demoiselle Dorothea Ackermann (Frl. von Pistor), Demoiselle

Charlotte Ackermann (Frl. Rossi), die Poesie (Frau Siegmann-Kirchhöffer) und Thalia (Frl. Engelhardt). — Hierauf folgt die Wiederholung der ersten, unter der Direction von Maurice am 1. Oct. 1831 gegebenen, oben bereits registrirten Vorstellung.

Der Zettel des Tages bringt die Namen der vor 50 Jahren und der bei der jetzigen Reprise in diesen Stücken beschäftigten Künstler. Die Letzteren sind: 1) die Herren Görner, Nissen, Hülsen, Frl. Horn und Frl. Meinecke; 2) die Herren Kühns, Formes, Siegmann, Max, Frenzel, Helmerding und Drost und die Damen Größer, von Meersberg, von Seedorf und Goethe; 3) die Herren Mittell, Formes, Lanius, Otto und Drost und die Damen Rossi und Engelhardt. Nach der Vorstellung findet im großen Sagebiel'schen Saale ein von dem städtischen Comité veranstaltetes solennes Banket mit Damen statt, zu welchem die Ehrengäste und die Mitglieder des Theaters geladen sind und ferner Karten à 20 M. ausgegeben wurden. Diese Karten sind gleichfalls künstlerisch hergestellt und namentlich mit dem Portrait des Jubilars, einer Ansicht der Façade des Theaters, dem Hamburger Wappen und allegorischem Zierrath versehen. Die Rückseite zeigt den Plan des Saales.

Da es der Fest-Commission unmöglich war, der enormen Nachfrage nach Billets zu der Gala-Vorstellung am 1. October Genüge zu leisten, so finden am 2. und 3. October Wiederholungen derselben statt. Die Billets zu dieser Festvorstellung sind durch einen zierlichen Goldrand und Umschrift der wichtigsten Daten markirt. Auch in den Aeußerlichkeiten sollten diese Festlichkeiten ein charakteristisches und einheitliches Gepräge zeigen; tragen doch die Mitglieder an dem Ehrentage ihres Chefs sogar ein gleichartiges Abzeichen mit dem Namen Chéri!

In der That ist es die Gemeinsamkeit der Verehrung, der sympathischen Gefühle, welche dieses herrliche Fest adelt und demselben seine ethische neben der kunstgeschichtlichen Bedeutung verleiht. Und auch wir bringen nur zum Ausdruck, was in diesen Tagen Tausende von Herzen bewegt, wenn wir Heil und Segen auf das Haupt des allverehrten Directors Chéri Maurice herabflehen, um den sich jetzt die Bühnengenossen von nah und fern schaaren, wie eine Familie um ihr theures Oberhaupt. Mögen dem vorzüglichen Bühnenlenker noch viele glückliche Lebensjahre beschieden sein, damit seine Intelligenz und Energie noch lange dem Wohle des Instituts diene, das so fest in der Gunst der Bevölkerung wurzelt. Und möge sein Geist, der zielbewußt aus bescheidenen Anfängen so Großes gestaltete, auch in seinen würdigen Söhnen und tüchtigen, liebenswürdigen Mitarbeitern, den Herren Emil und Gustav Maurice, fortwirken, die berufen sind, dereinst das schöne künstlerische Erbe zu übernehmen und in seiner ideellen und materiellen Blüthe zu erhalten. Doch noch strebt und wirkt Tag für Tag mit der Frische eines Jünglings der ehrwürdige Vater und treue und sorgsame Gatte, der erprobte Führer und Berather einer trefflichen, in echter Collegialität vereinten Künstler-Gemeinde, deren geistige und materielle Interessen ihm gleicherweise am Herzen liegen. So gelte denn auch das Schlußwort dieses Capitels unserem Herzenswunsche, daß Chéri Maurice sich noch lange der Früchte seiner edlen rastlosen Wirksamkeit erfreue, daß der seltene Glanz, der von dieser herrlichen Feier der goldenen Hochzeit Thalia's ausstrahlt, noch recht lange den Lebensabend dieses hochverdienten, charaktervollen Mannes, unseres ausgezeichneten Mitbürgers, erhellen und verklären möge!

Director B. Pollini.

Es liegt ein eigener Reiz in dem „ersten theatralischen Versuch", und man kann immerhin von Glück sagen, wenn derselbe nicht zugleich der erste und — „letzte Versuch" geblieben ist. — Dies war nun in der That bei mir nicht der Fall: ich habe weitere theatralische Versuche mannigfacher Art unternommen, bis ich nach weitgedehnten Künstlerfahrten zu längerer Rast in den Freihafen von Hamburg eingelaufen bin, mit dem das Geschick des nachbarstädtischen so eng verknüpft werden sollte, und mir scheint, daß der theatralische Zollanschluß Hamburg's und Altona's noch kein deutsches Gemüth verbittert hat, — nobis bene nemini male! .... Zwischen meinem ersten Debut auf den Brettern der Metropole des Rheins und der Uebernahme der Direction in der nordischen Elb-Metropole liegt ein Zeitraum von ungefähr zwei Decennien. Am 11. December 1857 machte ich als blutjunger Mann in meiner altehrwürdigen Vaterstadt Köln, wo ich vordem das Gymnasium besuchte und sodann in dem angesehenen Kaufmannshause Elzbacher thätig war, meinen veritablen

„ersten theatralischen Versuch", und zwar als Sir Richard Forth in der dreiactigen Bellinischen Oper „Die Puritaner". Derselbe fiel günstig genug aus, um mich dauernd an das Bühnenleben zu fesseln; ich hatte fortan „Sitz und Stimme" im Theaterstaat, mit der Zeit auch im engeren Rathe der Directionen. Seit jenem „puritanischen" Abend bin ich dem Zauber des Bühnenlebens verfallen geblieben mit Leib und Seele, mit dem Geist und dem Herzen, dienend oder leitend, oder um mit dem Dichter zu reden: immer strebend zum Ganzen, und konnt' ich selber kein Ganzes sein, mich an ein Ganzes anschließend; — häufig auch, was der Dichter nicht sagt, selber ein Ganzes oder sogenanntes Ensemble herstellend, um mit vereinten Kräften zu wirken. Aber einen Stillstand gab es fortan nicht mehr für mich, denn auch in der Kunst, — das sagte ich mir von frühester Jugend an — bedeutet jeder Stillstand einen Rückschritt. Der „Kampf um's Dasein" muß auch auf den vielgenannten weltbedeutenden Brettern, in diesem gestaltenreichen Mikrokosmos, geführt werden, — ein Kampf, welchen der Laie zwar nicht durch das Opernglas betrachten kann, welches ihm nur die holdesten, freundlichsten Bilder zeigt, den der Eingeweihte aber und Alles was „vom Bau" ist, bald genug auch ohne Mikroskop erkennt. Ich habe indessen Kampf und Opfer niemals gescheut, — das „Vorwärts" war allezeit meine Devise, die ich mir immerfort wiederholte, und über das „enge Bretterhaus" habe ich stets in die große Welt selbst hinausgestrebt, welche die Bretter nur bedeuten, — anfänglich, um meinen Gesichtskreis, später, um meinen — Geschäftskreis zu erweitern, und habe mir so allmälig einen hervorragenden Platz auch auf

Eisenbahnen und Dampfern erobert, — getreu dem alten Spruch: „Rast' ich, rost' ich." Als eine Art Bretterweltreisender begann ich von der deutschen Heimath aus meine theils rein künstlerische, theils durch praktische Bestrebungen potenzirte Thätigkeit im Herbst des Jahres 1865, und schon diese erste Tournée, auf eigene Kosten und Gefahr war umfassend genug: sie führte mich weit über Land und Meer und in ungefähr anderthalb Jahren habe ich, die Brust von frohen Hoffnungen geschwellt, ein Odysseus des Theaters, viele Menschen und Städte gesehen, die mannigfachsten Sitten und den buntesten Scenenwechsel kennen gelernt, oder, um mit Sr. Ehrwürden dem „Wanderer" Wotan in Wagner's „Siegfried" zu reden: Auf der Erde Rücken rührt' ich mich viel. Aber niemals haben dieses internationale, kosmopolitische Leben und Treiben, die polyglotten Erfolge, zu denen ich damals den Grund legte, meine deutschen Anschauungen und Gewohnheiten und meine Liebe zu der damals weniger schönen deutschen Heimath zu alteriren vermocht, wie ich denn auch im Norden des deutschen Vaterlandes, in der freien Hansestadt an der Elbe, schließlich das vornehmste Feld meiner Wirksamkeit mir erobert habe.

Als ich vor nunmehr 15 Jahren zum ersten Male die große Wanderung begann, da lockte es mich zunächst nach Paris, das nach Victor Hugo ja nicht nur eine, sondern schlechtweg die Welt für sich, das Maß und Richtung gebende Centrum des Weltalls, der Inbegriff der „Schöpfung" ist, zu welcher die Seine-Babylonier nicht einmal die Haydn'sche Musik gebrauchen. Von Paris reiste ich nach Mailand und dann mit kurzem Aufenthalt wieder nach Paris zurück. Aber

auch diesmal war die französische Hauptstadt für mich nur eine Durchgangsstation. Ueber Paris und London zog ich nach dem freien Amerika und besuchte sämmtliche Hauptstädte der Vereinigten Staaten: Newyork, Chicago, Cincinnati, Louisville ꝛc. Aus dem großartigen Westen Nordamerika's kehrte ich zu kurzer Rast nach Newyork zurück, dann besuchte ich die herrliche Havannah, deren duftiges Kraut eine meiner kostspieligsten Passionen geblieben ist.

Nachdem ich sattsam mich an der „Perle der Antillen" geweidet, bereiste ich Mexico, von dort kehrte ich über die Havannah nach Newyork, dann — über Havre nach Paris zurück. Und nunmehr versenkte ich mich tiefer in die entzückenden Landschaften der schönen Italia, die lange genug das Ziel meiner Sehnsucht und Gegenstand meines Lieblingsstudiums gewesen, in deren Zeichen ich Bellini-Puritanisch begonnen und auf Flügeln des Gesanges — der göttlichen Patti, der Diva Adelina, glücklich mich fortbewegt habe. Ich betrachtete mit Bewunderung Mailand und Florenz, aber immer weiter trieb mich der innere Drang, nach Civita Vecchia, nach Messina, bis ich eines schönen Tages — am „goldenen Horn" landete. Constantinopel und die Türkei waren damals schon eine „sehr nette Gegend", und wenn man den fatalistischen Glauben und die Geduld des Sultans oder noch besser die der europäischen Großmächte besitzt, dann kann man es sicherlich auch im Reiche der Padischahs, der Muftis, der Roßschweife, der Tschibuks, Minarets und — Harems zu etwas Bedeutendem bringen, aber ich hatte weder die eine, noch die andere, und so verließ ich die „halbmondsüchtige" Residenz, ging an Bord und fuhr durch's Schwarze

Meer, „mündete" in die Donau und durchfuhr die ganze Länge des majestätischen Stromes bis in's Herz der Länder der Stefanskrone, nach Pest, dieser reizenden Stadt, die nur an der Praetension des „ungarischen Globus" schwer und, wie es nach Schluß des Deutschen Theaters scheint, unheilbar darniederliegt. Von Pest fuhr ich nach dem prächtigen lebenslustigen und kunstfreudigen Wien, und als ich — „Fatinitza, was hast Du Alles durchgemacht?" — von Wien in Lemberg ankam, wo ich — Qui si sana — meine italienischen Hütten aufzuschlagen gedachte, war eben der Frühling des Jahres 1867 in's Land gekommen. Alles blühte neu auf, auch meine Hoffnung, obgleich ich aus der Noth eine Tugend machen mußte. Denn an mein weiteres touristisches „Fortkommen" war vorläufig nicht zu denken; hatte ich doch, als ich am 16. April in der galizischen Hauptstadt ankam, nicht mehr als — 4 Kupferkreuzer im Vermögen! Dieses Geständniß wird hoffentlich heute meinem Credit nicht mehr schaden. Indeß, was ich außerdem besaß, war nicht gering anzuschlagen: ungebrochener Muth, Vertrauen zu der Zukunft, ja sogar schon zu der Gegenwart und eine Fülle von Verbindungen, von persönlichen und künstlerischen Beziehungen, von denen ich mir — und Anderen die höchsten Vortheile versprach. Und so beschloß ich, bis auf Weiteres in Lemberg zu bleiben, und dort übernahm ich zum ersten Male selbstständig die Leitung einer italienischen Opern-Gesellschaft. Das Glück hat mich bald begünstigt und mich zu weiteren derartigen Unternehmungen ermuthigt, in denen ich, wie man weiß, eine Reihe von Jahren hindurch — ich darf es, ohne anmaßend zu erscheinen, behaupten — be-

deutende künstlerische und materielle Erfolge, den Beifall der Höfe, wie des Publikums und der Presse errungen habe. Das Geheimniß derartiger Erfolge beruht natürlich in erster Linie in der Wahl der Kräfte, in der zweckentsprechenden Zusammenstellung der Gesellschaft und des Repertoirs. Von den mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen derartige Directionen verbunden sind, will ich die Leser des „Dekamerone“ nicht unterhalten, ganz abgesehen davon, daß ich überhaupt recht wohl in diesem Stadium die Skizzirung meines Lebenslaufes abschließen könnte, dessen Fortsetzung ja ziemlich bekannt ist. Aber an ein paar komischen Episoden, die noch dazu für das Leben und Treiben auf diesem Kunstgebiete sehr charakteristisch sind, will ich es doch nicht fehlen lassen. Unter Anderem hatte ich einen Tenor, Sgr. S., engagirt, der mit einer voluminösen und sympathischen Stimme begabt war. Leider klang dieselbe bald angegriffen und krank, so daß er schließlich, nachdem er nur ein Mal glücklich durchgekommen war, kaum noch einen gesunden Ton hervorbringen konnte. Unter diesen Umständen mußte ich natürlich auf diesen „Sänger“ verzichten und zahlte ihm eine Monatsgage aus. Nachdem er sein Geld und seine Kündigung erhalten, überraschte er mich eines Morgens in meinem Zimmer, als ich gerade im Begriffe war, Toilette zu machen. Sgr. S., ein großer robuster Patron, trat mit energischen Schritten auf mich zu und erklärte kategorisch, aber mit heiserem Organ: „Ich fühle mich schon besser, ich bleibe bei Ihnen und Sie zahlen mir wieder die Gage aus!“ Als ich dankend ablehnte, zog er im Nu ein ungeheures Messer, fuchtelte damit in der Luft herum und bemerkte sehr offenherzig: „Entweder Sie engagiren mich auf der Stelle,

oder ich steche Sie nieder!" Ich nahm diese Drohung des Bramabas nicht ernst, ergriff aber ohne irgend ein Zeichen der Furcht und des Schreckens – das Lavoir, aus dem ich mich eben waschen wollte und goß ihm den ganzen Inhalt über Kopf und Gesicht. Dieses kalte Sturzbad verfehlte seine Wirkung nicht: Sgr. S. ließ das Messer sinken und lief spornstreichs davon, aus gepreßter Kehle ein über das andere Mal rufend: »O Dio, o Dio, — mia voce! la perdero!« Der Aermste, — er hatte längst seine Stimme verloren, als er mir sein „schneidiges" Ultimatum stellte.

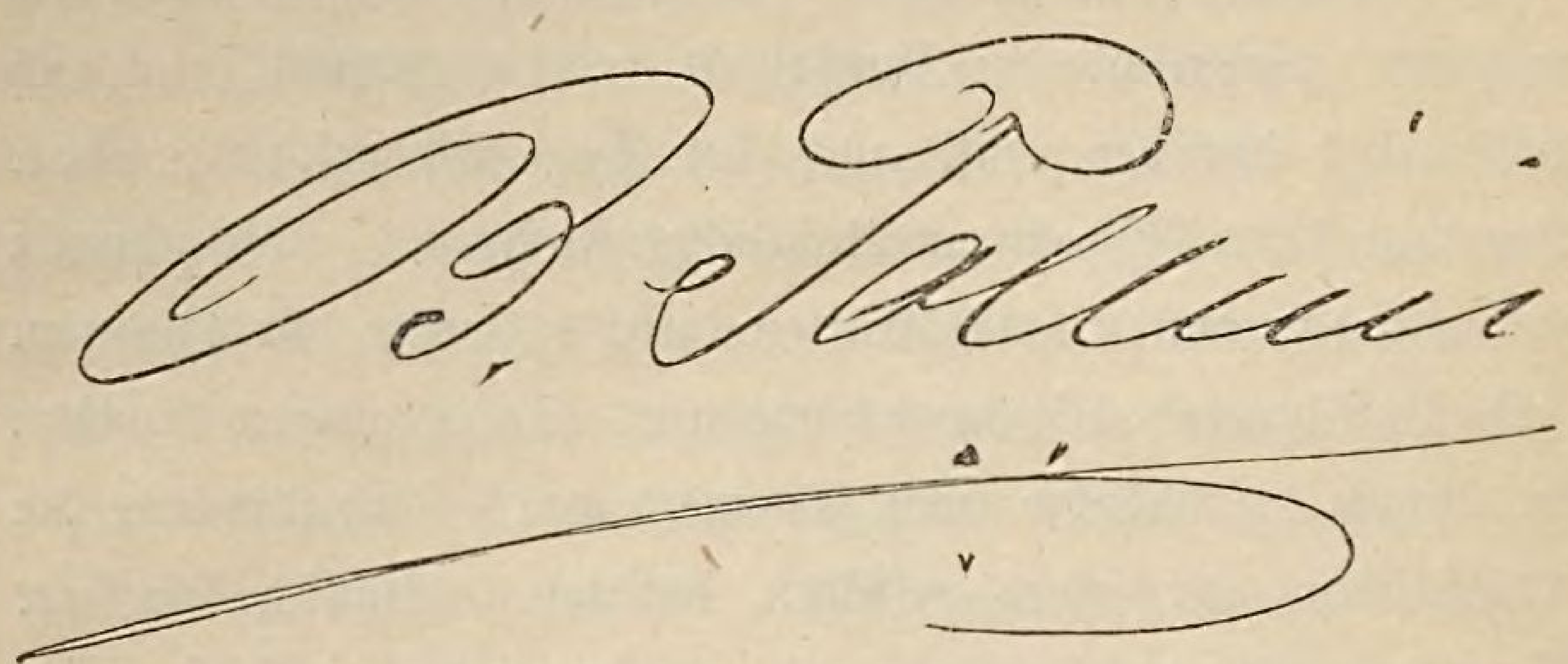
An Capricen aller Art war natürlich in keiner Stagione Mangel. Zu einer großen Virtuosität hatte es in dieser Richtung die im Uebrigen vortreffliche Primadonna R. gebracht. Einmal ließ sie sich am Mittag um 2 Uhr plötzlich krank melden und erklärte sich absolut unfähig, am Abend die „Norma" zu singen. Die Vorstellung war längst in den Zeitungen und an den Straßenecken affichirt, das Haus ausverkauft, meine Verlegenheit somit eine peinliche. Da bin ich denn nach einigem Grübeln auf eine Kriegslist verfallen, welche ihren Zweck auf's Beste erfüllt hat. Signora R. hatte einen heillosen Respect vor der deutschen Polizei, die sie für ein ganz grausames Corps hielt, und vor aller bewaffneten, uniformirten, überhaupt amtlichen Macht, und sie kannte nichts Fataleres als eine Berührung mit der „hohen Obrigkeit". Auf diesen Widerwillen baute ich meinen Plan; ich bestellte mir einen jener schwarzlockigen polnischen Jünglinge, die sich stets beim Theater herumtrieben, steckte ihn in feierliche Tracht, wobei Frack und weiße Cravatte die Hauptrolle spielten, staffirte noch zwei andere Individuen ähnlich aus,

beschwerte sie auch mit ein paar gewichtigen Actenbündeln, trug ihnen auf, in der entscheidenden Scene die nöthige strenge Amtsmiene zu zeigen und schickte sie, mit allen weiteren Instructionen versehen, in die Wohnung der widersetzlichen Sängerin. Die Intrigue ging denn auch effectvoll von Statten. Die heilige Dreieinigkeit machte mit beängstigender Würde ihre Aufwartung bei der tödtlich erschreckten Signora, ließ sich an ihrem Tisch nieder und nahm unverzüglich ein ausführliches Protokoll über den „Stand der Angelegenheit" auf, während die Sängerin, die kaum ein Wort verstand und nur begriff, daß es sich um eine gewaltige „Haupt- und Staatsaction" handelte, einer Ohnmacht nahe war. Einer der drei unheimlichen Männer schlug mit einem Stöckchen auf jeden Koffer, so daß Sgra. R. bereits eine förmliche Beschlagnahme ihrer Effecten befürchtete. In diesem verhängnißvollen Augenblick erschien ich auf der Bildfläche; die verzweifelte Sängerin stürzte weinend auf mich zu und klagte mir ihre Noth in bitteren Worten. „Ja, ja", sagte ich achselzuckend, „das ist schlimm, aber auch der Chef des Theaters ist schlimm daran, wenn die Stagione mit solchen Unterbrechungen beginnt; er wird sich wohl an Ihre Sachen halten, wenn Sie ihn im Stich lassen. Ich rathe Ihnen: versuchen Sie heute zu singen, sonst giebt's eine Menge Scheerereien und wir kommen nicht vor einem Vierteljahr von hier fort!" — Das half, nach kurzer Ueberlegung erklärte Sgra. R. mit edler Todesverachtung: „Gut, so will ich denn singen, und wenn ich daran sterben muß!" Ja ihre Güte erstreckte sich nun sogar auf die Ueberreichung von zwei Gulden an jeden der drei „Beamten", als dieselben endlich abzogen, und mir gegenüber hat sie sich

sogar bei einer Conventionalstrafe von 500 Frcs. für jeden verschuldeten oder unverschuldeten Fall schriftlich verpflichtet, nie mehr eine Vorstellung zu stören. Das war viel mehr als ich erwartet hatte. Und in der That hat Sgra. R. nie mehr absagen lassen.

Unter den vielen Reise-Abenteuern, die ich erlebt habe, gehört folgendes zu den tragikomischesten. Ich machte mit der berühmten Alboni eine Concert-Tournée durch Frankreich. Wir saßen Nachts, unserer sechs, in einem Eisenbahn-Coupé und bald sanken wir in Schlummer, der sich zum festen Schlaf entwickelte. Während der Fahrt verlöschte plötzlich das Licht; die Alboni wachte zuerst auf und war von der tiefen Finsterniß, die sie umfing, unangenehm überrascht; sie weckte uns und auch wir waren ob der Dunkelheit recht verstimmt, ungleich mehr aber darüber, daß auch der Zug still gestanden war. Das war denn doch ein unerträglicher Zustand, — wir schrieen aus vollen vereinten Leibeskräften durch's Fenster, die Stimmen verhallten spurlos, Niemand hörte uns. So vergingen Stunden der Angst, die dadurch noch gesteigert ward, daß wir uns die Katastrophe gar nicht erklären konnten. Endlich, als der Morgen graute und auf einmal auch in ziemlicher Entfernung ein Licht schimmerte, wurde uns die Situation klar, fiel es uns wie „Schuppen" von den Augen. Kurz vor irgend einer Station war nämlich das Coupé-Licht erloschen, die Bahnarbeiter hielten den Waggon für leer und schoben denselben mit seiner theuren Last ohne Weiteres in einen Schuppen. In diesem hatten wir fast die ganze Nacht verbracht, und waren so zwar vor Entgleisung und sonstigen Eisenbahn-Gefahren geschützt, hatten dafür aber auch nicht rechtzeitig unser Ziel erreicht,

und das für den nächsten Tag angesetzte Concert war natürlich für uns und das verehrliche Publicum verloren. — Ich schließe mit einer kleinen Mittheilung, die vielleicht für einige meiner geschätzten Collegen einer moralischen Nutzanwendung nicht entbehrt. Bei einer meiner Gesellschaften waren zwei rivalisirende Tenoristen engagirt, welche beide die Ambition hatten, fortwährend in denselben Rollen aufzutreten. Ich habe sie einfach um dieselben — Karten spielen lassen und hatte dann, wenn sie um die Partie ihr „Partiechen" gemacht hatten, wiederum Ruhe vor ihrem unheimlich glühenden Ehrgeiz. Ja, ihr Kartenspiel hat mir beinahe besser gefallen, als ihr theatralisches.



Director Maurice.

Gern würde ich einen ausführlichen Beitrag in das „Hamburger Dekamerone" liefern, wenn ich das nöthige Material bei der Hand hätte. Leider habe ich aber versäumt, ein Tagebuch zu führen, so daß ich nicht in der Lage bin, in chronologischer Folge manche interessante Episoden aus meinen bald 50jährigen Erlebnissen zu erzählen; mein Gedächtniß läßt mich hierbei im Stich. So ohne Leitfaden muß ich mich aphoristisch fassen. Meine liebsten Erinnerungen datiren eigentlich von der Zeit der Gründung des Thalia-Theaters, also vom Jahre 1843 an. Ich will nicht der unglaublichen Hindernisse, welche mir von dem Augenblicke an, wo das Thalia-Theater an Bedeutung gewann, in den Weg gelegt wurden, erwähnen. Ich will nur von angenehmen Dingen reden. Mit unendlicher Mühe und Ausdauer gelang es mir nach und nach, meine conservativen Mitbürger zu überzeugen, daß im Thalia-Theater eine anständige Comödie gespielt werde. Der Zufall wollte es, daß eine Reihe von bedeutenden Talenten sich bei mir Geltung verschafften. In Folge dessen wurde ich K. K. Oesterr. Hofburgtheater-

Lieferant wider Willen! Nach und nach lieferte ich: Bogumil Dawison, Marie Seebach, Zerline Würzburg (Frau Gabillon), Marie Boßler, Friederike Goßmann, Helene Schneeberg (Frau Hartmann), Charlotte Wolter, Antonie Janisch u. A., — lauter hervorragende Talente, welche das Glück hatten, von dem Theater-Edison, Heinr. Laube (wie er sich in seiner bekannten Bescheidenheit ausdrückt) „erfunden" zu werden! Unter allen diesen Kunstnotabilitäten haben mich Bogumil Dawison und Friederike Goßmann am meisten interessirt. Beide waren außergewöhnliche originelle Künstlernaturen. Der polnische Künstler Bogumil hatte sich vorgenommen, deutscher Schauspieler zu werden. Mit einer Empfehlung von Louis Schneider versehen, kam er zu mir. Sein polnischer Dialect war so auffallend stark, daß ich es kaum für möglich hielt, ihn auftreten zu lassen. Da fiel mir das Maltitz'sche zweiaktige Schauspiel: „Der alte (polnische) Student" ein. Ich ließ ihn den Zolky studiren. Nun ging es zur Theaterprobe. Gleich nach der ersten Scene engagirte ich ihn fest auf drei Jahre. Nach einigen Monaten, bei anstrengendstem Fleiße, war sein Dialect fast ganz verschwunden, und bald wurde er der erklärte Liebling des Publicums. Bogumil hatte leider den Fehler, welcher sehr vielen seiner Kunstgenossen anhaftet, nämlich gerade das spielen zu wollen, wozu er sich am wenigsten qualificirte. Mit großer Vorliebe spielte er die Liebhaber- und Bonvivantrollen, obschon seine nichts weniger als schöne Persönlichkeit und sein etwas näselndes Organ ihn gewiß dazu nicht beriefen. Während er als Zolky, Bonjour, Lord Harleigh, Lumpensammler, Bamboche u. a. das Unübertreffliche leistete, war er als Don Carlos, Benedikt, Perrin, Reinhardt (in „Dorf und Stadt") 2c.

mittelmäßig. — Apropos Reinhardt. Es war eine seiner Lieblingsrollen. Ich erinnere mich dabei eines kleinen Vorfalls. Bei der ersten Vorstellung von „Dorf und Stadt“, in der Scene des zweiten Actes, wo das Lorle ihm ihre Liebe offenbart, wollte er seine Empfindungen pantomimisch ausdrücken; das that er auch, indem er beide Hände auf seine Brust preßte, sich dabei wie ein Wurm krümmend und ein Gesicht schneidend, als ob er in eine Citrone gebissen hätte. „Wenn Sie das Fratzenschneiden nicht nachlassen,“ rief ich ihm von der ersten Coulisse aus zu, „so werf' ich Ihnen etwas an den Kopf!“

Dawison's Fleiß war außerordentlich. Seine Ausdauer, wie der folgende Fall es darthut, nicht minder erstaunlich. Er hatte das Unglück, ein etwas schiefes Bein zu haben. Wohl wissend, daß ein Liebhaber, welcher er einmal sein wollte, mit krummen Beinen keine Sympathie erwecken kann, beschloß er, in ein orthopädisches Institut zu gehen. Ein volles Jahr lag er auf einem Streckbette, und siehe da, nach dieser Pferdekur blieb sein linkes Bein gerade — ebenso schief wie früher! Man sah doch seinen ernsten eisernen Willen.

In denselben Fehler der Unkenntniß ihrer selbst verfiel meine liebe geniale Friederike Goßmann. Ich lernte sie bei der Birch-Pfeiffer kennen. Sie hatte eben das Königsberger Engagement verlassen. Ich forderte sie auf, mir vorzuspielen. In einigen Scenen des Gretchen ließ sie mich völlig kalt, dagegen entzückte sie mich in einigen Scenen der Marianne in Goethe's „Geschwistern“. Ich schlug ihr für das Fach der naiven und munteren Liebhaberinnen einen längeren festen Contract vor. Darauf wollte sie nicht eingehen. „Wo bleiben Gretchen, Clärchen, Julia?“ sagte sie. Ich suchte so zart als möglich, ihr

plausibel zu machen, daß ihr sprödes Organ und ihre ganze Persönlichkeit sich für die idealen Gestalten der Tragödie durchaus nicht eigneten, daß sie mir vielmehr für das muntere, naive Fach prädestinirt erschien. Nur nach großer Mühe und unterstützt von der Birch-Pfeiffer, gelang es mir, sie zu bestimmen, die Tragödie fahren zu lassen. Was wäre aus der Goßmann geworden, wenn sie ihren tragischen Schrullen gefolgt wäre?

Wenn ich bei dieser Gelegenheit richtig prognosticirte, so hat mich mein Scharfblick ein anderes Mal schmählich im Stich gelassen. Im Winter 1859/60 veranlaßte mich mein alter Wilke, seine arme Nichte zu engagiren. Es war eine kleine, gedrungene, semmelblonde, etwa 15 jährige Novize. Ich versuchte sie in allen möglichen kleinen Rollen, aber ohne jeden Erfolg, die kleine ungeschickte Pute war nicht zu gebrauchen. Bei einer Aufführung der Kotzebue'schen „Pagenstreiche", worin sie eine kleine Dienstmädchenrolle spielte, machte sie mich durch ihre Tölpelhaftigkeit und Ungeschicklichkeit so rabiat, daß ich ihr entgegen rief: „Du bist doch der größte S......f, der mir je vorgekommen!" Ich entließ sie bald. Nach kaum drei bis vier Jahren las ich in den Blättern von einer jungen Künstlerin, die großes Aufsehen machte. Das war meine als unheilbar Entlassene. Aus dem „größten S......f" wurde eine der größten Schauspielerinnen ihres Genres. Ihr Name ist

Hedwig Niemann-Raabe.

Wie stehe ich nun mit meinem sogenannten Scharfblick da?!

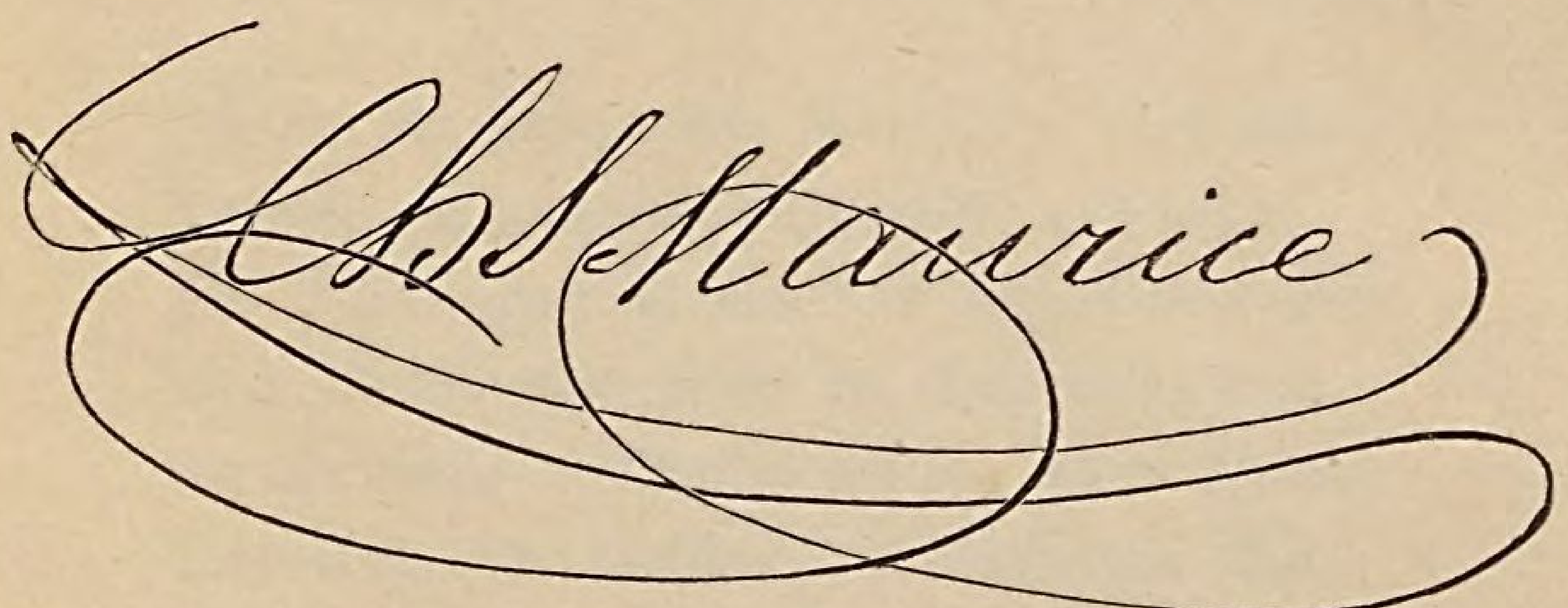
In meinem langen Theaterleben habe ich Vielen geholfen — der Dank blieb stets aus. Nur eines Ausnahmefalls erinnere ich mich mit wahrem Vergnügen. Ein Schauspieler, Namens Döbbelin, gastirte vor ungefähr 40 Jahren auf meinem kleinen „Hof"-Theater

in der Steinstraße. Das Gastspiel führte nicht zum beabsichtigten Engagement. Der arme Kerl hatte die geringe Monatsgage verzehrt und war nun von allen Mitteln entblößt.

„Herr Director", sagte er mir, „ich bin in der größten Verlegenheit, helfen Sie mir mit Reisegeld. Ich verspreche es Ihnen, so bald ich es kann, unaufgefordert zurückzuerstatten. Sie verpflichten einen dankbaren Menschen!"

Der arme Bursche dauerte mich, ich gab ihm einige 30 Mark. — Vier bis fünf Jahre vergingen, von Döbbelin keine Spur. Den Vorschuß hatte ich längst „zu den übrigen gelegt," als plötzlich ein Geldbrief in meine Hände kam, in welchem Döbbelin sich der Verzögerung wegen entschuldigte. „Er habe das Geld nicht früher erübrigen können!"

In 49 Jahren ist Döbbelin von den zahlreichen Schauspielern, welche beim Verlassen meines Engagements noch einen Rest schuldig blieben, der einzige, der sein Wort gelöst hat!



C. A. Görner.

An den Herausgeber.

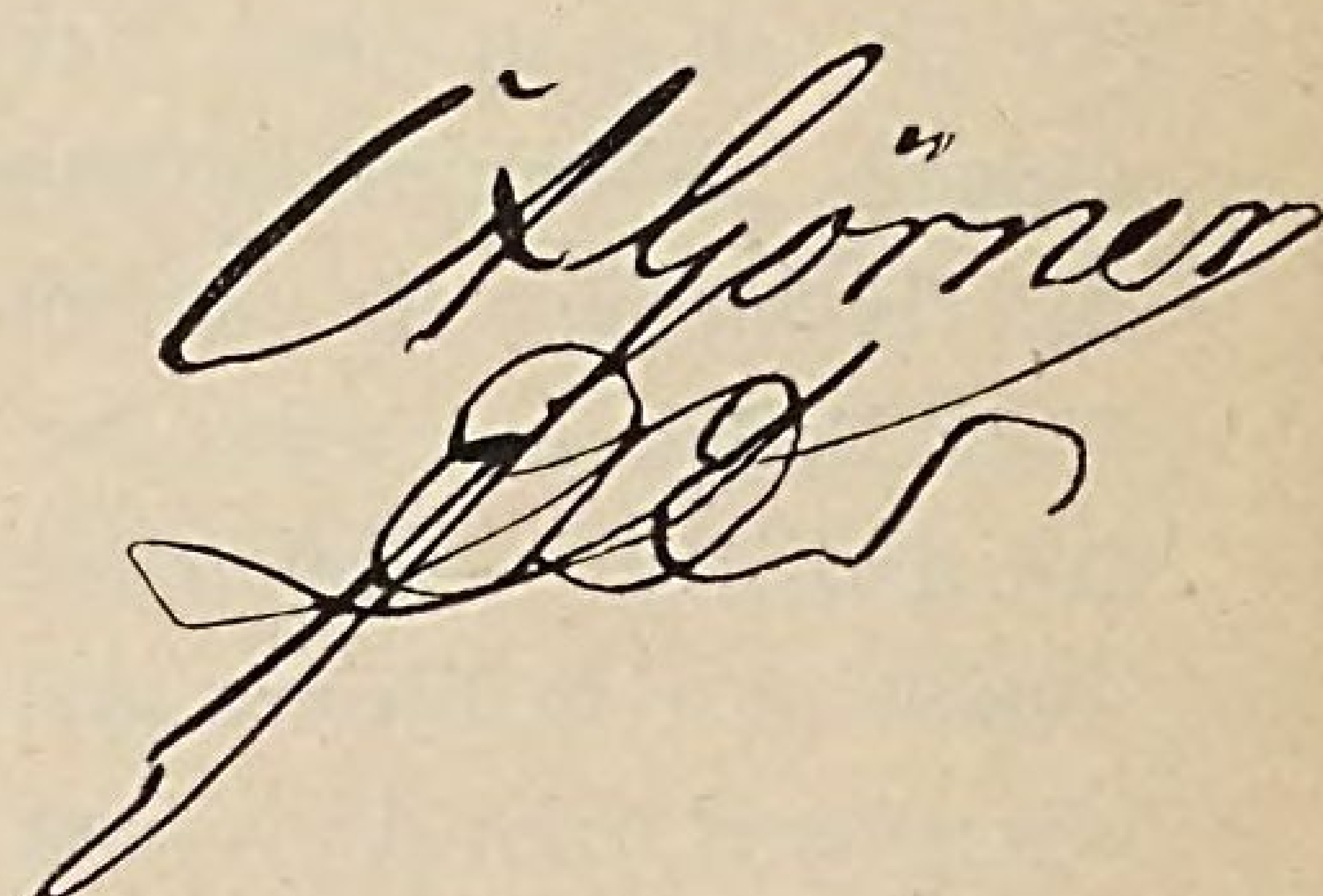
Verehrter!

Ich soll Ihnen aus meinem Leben
Eine Episode zum Besten geben?
Soll ich nun dabei, wie so Mancher es thut,
Mich loben? — Ach, Eigenlob duftet nie gut,
D'rum — „episodire" ich nicht. Nehmen Sie
Dafür meine vollständige Biographie, —
Und ist die an Umfang und Selbstlob zu reich,
Dann streichen Sie Umfang und Selbstlob sogleich.

Ich bin ein ganz echtes Berliner Gewächs,
Geboren „Eintausend achthundert und sechs.".
Zur Bühne ging ich mit dem sechszehnten Jahr.
Mein Vorbild und Leiter der Devrient war,
Der Ludwig! — Sofort bei der ersten Lection,
Erhielt ich vom Meister zwei Ohrfeigen schon,
(Es folgten dann später noch mehrere nach,)
Weil stets ich statt „Gut bin ich", „Jud bin ich" sprach.
Er wollte zum Ritter mich ohrfeigen, doch —
Ich ward nur ein Knappe, und der bin ich noch.

Als Knappe ging's knapp mir, doch knappt' ich mich durch.
Man machte mich endlich im Land Mecklenburg —
(Nachdem ich schon mit dem achtzehnten Jahr
Director der Köth'ner Gesellschaft war)
Zum Hoftheater-Directeur.
Jetzt bin ich bei Chéri Maurice Regisseur
Und hab' in effectu bedeutend zu thun
In Stücken, die schon seit geraumer Zeit — ruh'n.

Nun wissen Sie Alles. — Nein — 's fehlt noch der Schluß:
Ich ritt, zügellos, oft den Gaul „Pegasus“;
Befasse mit Märchen mich gern, wie Ihr wißt,
Weil's ganze Leben ein Märchen nur ist.
Hab' hundert und sechszig Comödien geschrieben,
Von denen man heute noch einige sieht, —
Bin trotzdem ein ganz armer Teufel geblieben,
Und das ist das wirkliche Ende vom Lied.



Wilhelm Hock.

Vielfache Anekdoten und Theaterscherze existiren ja schon über Schiller's „Räuber", — auch die neueste — wonach der alte Moor seinen Sohn Franz beim Beginn der Vorstellung ganz gemüthlich fragte: „Ist Dir auch wohl, mein Sohn?" und der erstaunte und verblüffte Franz zögernd antwortete: „Ganz wohl, mein Vater, und Ihr?" wird wohl seit dem 8. Januar 1876, da dieser Scherz sich factisch ereignete, seinen Weg durch die deutschen Theatergarderoben — die der Stammsitz jedweden Theaterhumors — gemacht haben; allein eine „Räuber"-Vorstellung, wie ich sie im Frühjahr 1864 erlebt habe, dürfte ihresgleichen wohl nicht aufzuweisen haben.

Das neu erbaute Stadttheater in R. war in jenem Winter eröffnet und am Schlusse der Saison wurde noch 4 Wochen in M., einem kleinen Städtchen einige Meilen von R., gespielt. Das Schauspielhaus daselbst war in einem höchst trübseligen Zustande, und zumal im strengen Winter, wo die W.'sche Theatergesellschaft dort Vorstellungen gab, sah man das Publicum in Schuppenpelzen und großen Decken im Theater

sitzen; — die Damen stellten auch wohl sogenannte Feuerkieken mit Holzkohlen unter ihre Füße, um das Erstarren der Gliedmaßen zu verhindern. Bei einer Vorstellung der Birch-Pfeiffer'schen „Grille" hatten die Schauspieler über ihre Bauernanzüge — Ueberröcke und Pelze angezogen, um sich vor der furchtbaren Kälte zu schützen, und öffneten diese Oberkleider ab und zu während der Scene, um zu zeigen, daß sie darunter im Costüm waren. Das Haus war nur eine Holzbaracke und konnte eben nicht genügend erwärmt werden. Als nun die Stadttheater-Mitglieder von R. nach M. kamen, cursirten natürlich sofort die haarsträubendsten Erzählungen, die unsere Lachlust herausforderten, und da unsere vorgesetzte Theater-Behörde, das Comité, wie der technische Leiter des Unternehmens Director Dr. H., ohnehin den Aufenthalt in M. nicht dazu ausersehen hatten, um glänzende Geschäfte zu machen, so betrachteten auch wir den Aufenthalt daselbst mehr im rosigen Licht des hereinbrechenden Frühlings und freuten uns der schön verlebten Tage, die uns, im gesellig-collegialen Kreise vereint, nur zu schnell verrannen, umsomehr, da wir nur bereits gespielte Opern und Stücke zur Darstellung brachten — also mit Proben uns nicht zu quälen brauchten.

An einem bestimmten Tage nun wurde nach altem Brauch und Herkommen — zur Festesfreude des Pferdemarkt-Publikums — stets eine Mittags-Vorstellung gegeben, die um 12 Uhr begann, aber um 2 Uhr — bei Anfang des Gottesdienstes in der nahegelegenen Kirche — beendet sein mußte. Wir hörten zwar, daß diese Vorstellungen nie gut besucht wurden, aber es war jedes Jahr so und deshalb mußte es auch diesmal wieder so sein. Schiller's „Räuber" waren angesetzt —

das versammelte Auditorium bestand ungefähr aus zwanzig bis dreißig Personen, unter denen sich einige „Freiberger“ und überdies meistens gute Bekannte und Freunde der Darsteller befanden. Draußen war das herrlichste Wetter und lud uns in's Freie — jedoch wir sollten mimen. Unser Director hatte wohl das leere Haus gesehen, meinte aber, es müsse dennoch gespielt werden, da das Comité für diese Vorstellung dem Magistrat contractlich verpflichtet sei, — aber wir könnten ja streichen und Sprünge machen wie wir wollten, damit die Komödie früh zu Ende sei; das wäre uns're Sache. Gesagt — gethan! Das war Wasser auf uns're Mühle! — Leider war unser Franz „ein forscher Spieler“ und ließ sich in der ersten Verwandlung nichts streichen, aber nun kam die Wirthshausscene.

Karl tritt auf: kurzer Monolog, da kommt Spiegelberg dazu und nach wenig Worten schon stürzt Schwarz in's Zimmer und: „Bruder! Bruder! Ein Brief!“ rufend, übergiebt er Karl'n denselben, der wiederum sogleich nach „Meines Bruders Hand!“ abrennt.

Kaum hatte Roller den Brief zu Ende gelesen, kommt auch Karl wieder herein:

„Menschen — Menschen! falsche heuchlerische Krokodilenbrut!“ &c. &c.

Schon nach dem ersten Absatz dieses Wuthausbruches fällt ihm Roller in's Wort: „Laß dich doch weisen! Komm' mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln — und Du — sollst unser Hauptmann sein!“

Karl: „Räuber und Mörder! So wahr meine Seele lebt! Ich bin Euer Hauptmann!“

Alle: „Es lebe der Hauptmann!“

Karl: „Nun denn, so laßt uns geh'n! Jeden ereilt endlich sein Tag, es sei auf dem weichen Kissen von Flaum oder im rauhen Gewühle des Gefechts oder offenem Galgen und Rad! Eins davon ist unser Schicksal!" Actus.

Die ganze Verwandlung hatte circa fünf Minuten gespielt.

Zweiter Act: Franz war wieder unerbittlich und sprach Alles. Hermann machte zwar schüchterne Sprungversuche, allein vergebens — er konnte nicht durchdringen; — da kommt die Verwandlung der großen Räuberscene: Vorhang auf! Alle Räuber stürzen mit Karl auf die Scene: „Freiheit! Freiheit! Du bist im Trocknen, Roller!" Man sieht sich jedoch vergebens nach Roller um, — der war garnicht da, sondern saß noch oben in der Garderobe und schminkte sich die nöthige Todesbläße. Da faßte sich Spiegelberg resolut und rief sofort: „Seht, da kommt schon so ein Hetzhund der Gerechtigkeit angestiegen!"

Mit diesem kühnen Sprung waren wir also schon bei der Paterscene. Der eigentliche Darsteller dieser Rolle aber hatte sich um 12 Uhr, da er das leere Haus gesehen und im Glauben, es werde doch wohl nicht gespielt werden, beim Director entschuldigt und, Kopfschmerzen vorschützend, sich nach Hause oder auf einen Spaziergang begeben — böse Zungen behaupteten jedoch, er sei zu einem solennen Frühstück geladen gewesen. Genug — es war total vergessen worden, diese Rolle zu besetzen und im letzten Augenblick wurde schnell unser College T., der eine andere kleine Rolle inne hatte, in die Paterkutte hineingesteckt und dem Aengstlichen zuversichtlich gesagt: „Du kommst über Deine erste Phrase nicht hinaus — dann wirst Du 'rausgeworfen!" Er riskirte es, und, muthvoll auftretend, sprach er:

„Mit Eurer Erlaubniß, Ihr Herren! Mich sendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod spricht, und draußen stehen Siebenzehnhundert, die jedes Haar auf meinen Schläfen bewachen!“ Den Hut von dem total kahlen Schädel herabnehmend, flüsterte er uns zu: „Nun schmeißt mich aber 'raus!“

Unserm Karl war aber plötzlich eine neue Nuance eingefallen, um unserer Lachlust weiteren Stoff zu geben, und, sich auf seinen Degen lehnend, sprach er ganz ernsthaft zu dem erschrockenen Pater: „Nun, mein Herr! Was läßt mir der hochlöbliche Magistrat durch Sie kund machen?“

Das war unserm Pater aber gegen die Verabredung und er flüsterte uns wieder ängstlich zu: „Aber schmeißt mich doch 'raus!“

Die Räuber hatten jedoch schnell das Komische der Situation erfaßt und traten ihm ruhig lächelnd entgegen: „Sprechen Sie, Herr Pater — was haben Sie uns zu sagen?“

Unserm Pater rann der dicke Angstschweiß über das urkomisch verdutzt d'reinschauende Gesicht, und verlegen stotternd, repetirte er seine erste Phrase nochmals, worauf ein schallendes Gelächter erfolgte und wir wider Willen in Schweizer's Ruf einstimmten: „Fort mit Dir, Du Canaille!“ und hinaus wurde er befördert; aber nicht nur in der Coulisse schimpfte er, auch noch in der Garderobe und die nächsten Tage hindurch hatten wir von seinen Zornesausbrüchen zu leiden, da er uns die Todesangst, die er ausgestanden, nicht vergeben konnte. Kaum war der arme gequälte Pater unter allgemeinem Gejauchze abbefördert, donnerte Karl seine Schlußworte — der Vorhang fiel und die ganze große Räuberscene hatte wiederum vielleicht höchstens drei Minuten gedauert.

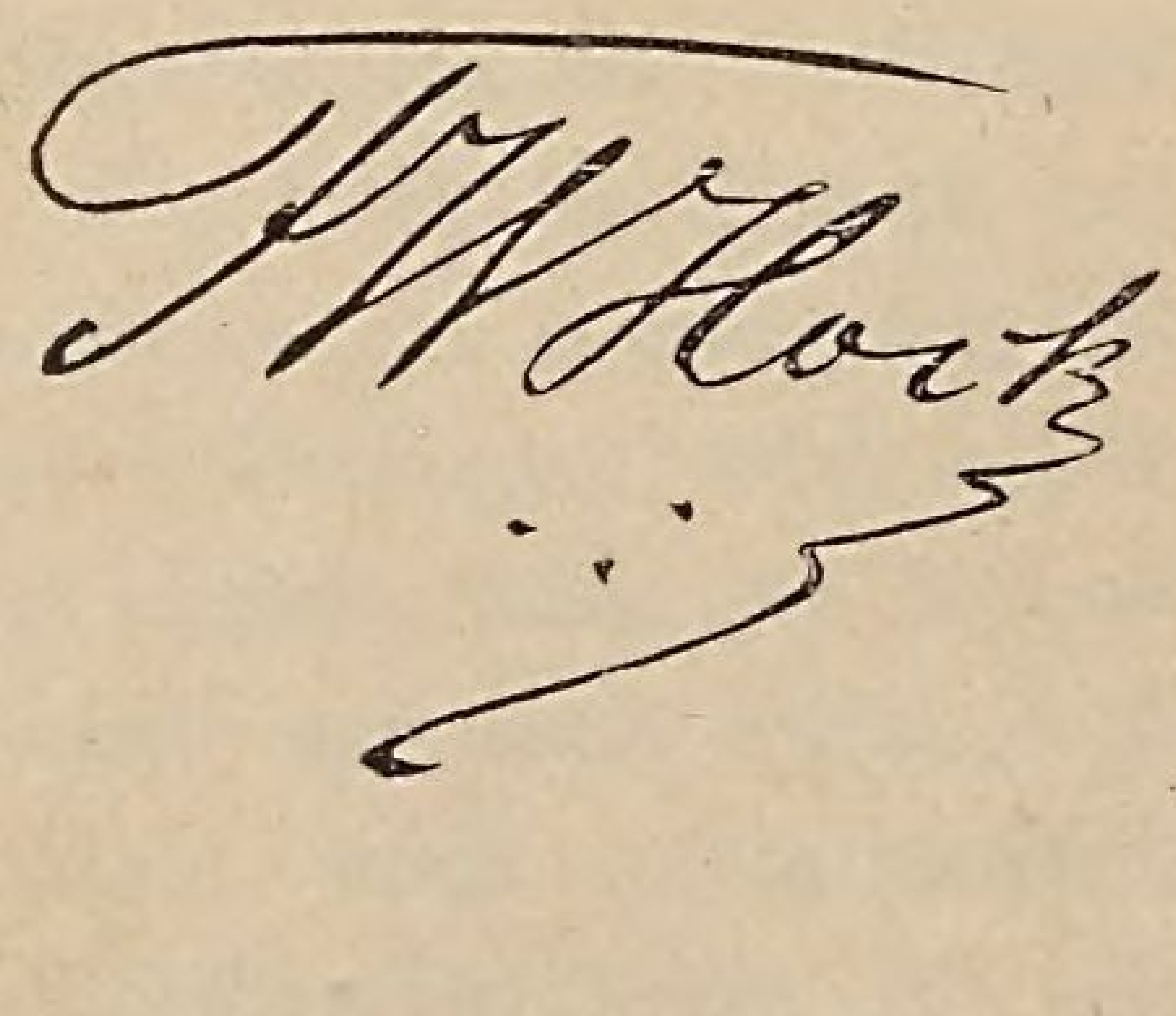
Um nun weitere Kürzungen vorzunehmen, hatte Karl Moor

vorgeschlagen, sogleich nach der ersten Hälfte von Kosinsky's Erzählung nach Franken aufzubrechen, — allein man hatte die Rechnung ohne den spielwüthigen Kosinsky gemacht. Als dieser den ersten Abschnitt seiner Erzählung mit den Worten endete: „Im Kampfe zwischen Ehre und Liebe entschied sie für das Zweite und ich war gerettet!" sprang Karl Moor auf und mit dem Rufe: „Auf! hurtig! Alle! nach Franken! In acht Tagen müssen wir dort sein!" stürzen Alle von der Scene, im Glauben, der Vorhang falle. Aber nur zur Hälfte kam er herab, denn Kosinsky stand mannhaft vorne und hielt mit emporgerecktem Arm den fallenden Vorhang auf. Was sollte in dieser peinlichen Situation geschehen? — man zieht ihn langsam zögernd wieder auf und — Kosinsky spricht seine Rede weiter: „Da stand ich wie von tausend Donnern getroffen!" 2c. 2c. bis zum Schluß „und sich unter das Joch des Despotismus krümmen muß."

Nun war aber unser redelustiger Kosinsky wirklich zu Ende und er wußte nicht, da er vergebens einen Applaus erwartend, sich verlegen auf der Bühne umsah, was er allein da noch beginnen sollte. Doch siehe da — die Rettung winkt — ein vereinzelter Räuber ist langsam zurückgekehrt und lehnt, melancholisch blickend, an den Baumstamm einer Culisse. Es war ein von uns Allen wegen seiner lakonischen Einfälle und seiner trockenen Komik sehr beliebtes Mitglied, das im Chore zweiten Baß sang. Dieser nun rief plötzlich dem staunend sich umschauenden Kosinsky im tiefsten Baß und etwas angesächseltem Dialect gemüthlich zu: „Sie, Kosinsky, nu wollen wir aber en bischen nach Franken: der Hauptmann ist schon lange voraus!"

Der Vorhang überschlug sich ebenfalls unter homerischem Gelächter, wie alle Collegen in den Coulissen sich vor Lachkrämpfen nicht zu halten wußten. Die Situation war eine ungemein komische und hatte auch die wenigen Zuschauer, die den Zusammenhang sofort begriffen hatten, mit angesteckt, und Held Kosinsky wurde unter dem donnernden Applaus der im Auditorium und auf der Bühne Befindlichen dreimal so hervorgejubelt, wie er es sich nicht besser wünschen konnte.

Bei dieser losgelassenen Heiterkeit war es selbstverständlich, daß auch alle übrigen noch bekannten Räuberscherze in der Folge mit angebracht wurden — die unsinnigsten Versprechen wurden geliefert — der alte Moor sang das Räuberlied im Thurm — allein — mit. Franz wurde viel zu früh aus dem Schlosse abgetragen, dann wieder in der Verwandlung sofort beim Auftreten in den Thurm geworfen, und factisch wurde diese Räubervorstellung mit den unglaublichsten Sprüngen, Strichen, Versprechen und Allotrias in kaum 2 Stunden zu Ende gespielt. Noch oft haben wir uns, wenn sich Collegen aus jener Zeit im gemüthlichen Kreise zusammenfanden, an jene überaus heitere Episode in M. erinnert.



Eugen Gura.

So will ich's denn versuchen, in mein Leben „hineinzugreifen". Ob ich durch diesen Griff für ferner Stehende etwas Interessantes erfasse, ist eine andere Frage. Mein Leben wurde nicht unterbrochen von mannigfachen Wechselfällen, und mußte ich mich auch manchmal ein bischen anstrengen, so kann ich doch nicht von heißem Ringen im Kampfe um das Dasein, ja nicht einmal von interessanten Abenteuern berichten.

Ich wurde am 8. November 1842 in einem kleinen abgelegenen Dorfe im nordwestlichen Böhmen, in Preßern bei Saaz an der Eger geboren, woselbst mein Vater vom Jahre 1837 bis 1874 das bescheidene aber mühevolle Amt eines Volksschullehrers bekleidete. Meinem Vater war durch die Ungunst der Verhältnisse nicht vergönnt, das zu erreichen, wozu ihn seine Talente und sein unermüdliches Streben berechtigten; daher war er nach Kräften bemüht, mir, seinem einzigen Sohne, ein besseres Loos zu schaffen. Von früher Jugend auf wurde meine Erziehung mit eiserner Strenge gehandhabt; meist auf so nachdrückliche Weise, daß ich in die musikbeflügelten Worte: „O selig, ein

Kind noch zu sein", niemals so recht mit Ueberzeugung einstimmen konnte.

Mein Vater, ein tüchtiger Musiker, ertheilte mir von meinem fünften Jahre an, außer den gewöhnlichen Schulstunden, regelmäßigen Clavierunterricht und brachte es mit mir auch bald so weit, daß ich in meinem achten Jahre von den benachbarten Schullehrern in Betreff des Clavierspiels, als eine Art Wunderkind angestaunt wurde. Nebenbei erwachte aber die Neigung zu einer andern Kunst in mir, zu welcher die Anregung am allerwenigsten von meinen Aeltern ausgehen konnte. Ich war kaum des Schreibens kundig, als ich schon zahlreiche Blätter mit bildlichen Darstellungen aller Art bedeckte.

Lächelnd verfolgten wohl meine Eltern die ersten unbeholfenen Anfänge meiner Kunstbestrebungen, und wenn ich zuweilen den Wunsch „Maler zu werden" laut werden ließ, dann suchten sie mir stets das abschreckendste Bild von dem Loose eines Jüngers dieser „brotlosen" Kunst zu entwerfen, denn zur Zeit meiner frühen Kinderjahre, also im „vormärzlichen" Oesterreich, galten wohl im Allgemeinen die Künste als schädliche oder mindestens nutzlose Auswüchse des übermüthigen Menschengeistes, und ihre Erzeugnisse als sehr entbehrliche Luxusartikel.

Nach und nach fand ich mehr Vergnügen am Clavierspiel, und die dem Kinde Anfangs so peinlichen Musikstunden wurden später immer erfreulicher. Als ich so weit gekommen war, um mit meinem Vater die Sonaten Beethoven's für Clavier und Violine spielen zu können, da empfand ich erst den Hochgenuß, den die edle Tonkunst gewähren kann, und mir wurden an der Seite meines Vaters Stunden des reinsten Genusses.

Wie danke ich dem vortrefflichen Mann, der leider nicht mehr unter den Lebenden weilt, jetzt für die Strenge, mit welcher er mich zu unaufhörlicher Uebung anspornte; ward doch die Musik zum Hauptelement meines gegenwärtigen Berufes!

Gerade zur Zeit, als ich anfing, das Wesen der Musik mehr und mehr zu erfassen, mußte ich ihre Ausübung erheblich unterbrechen, denn ich verließ in meinem zwölften Jahre das Elternhaus, um in einer benachbarten Stadt, in Komotau — am Fuße des Erzgebirges in anmuthiger Gegend gelegen — die Realschule zu besuchen. Der practische Sinn meines Vaters war dahin gerichtet, in mir einst einen Chemiker, Mechaniker oder Baumeister zu sehen, dabei, meinte er, „könnte der Junge auch richtigen und würdigen Gebrauch von seinem Zeichentalent machen".

Nach den üblichen drei Jahren verließ ich Komotau, um weitere drei Jahre die Ober-Realschule in Rakonitz, einem altersgrauen Städtchen im Prager Kreise, zu besuchen. Während dieser Zeit begann ich wieder eifriger Musik zu treiben. — Bei dem knapp zugemessenen Raum in meiner engen „Bude", die ich noch dazu mit drei Collegen theilen mußte, war an die Aufstellung eines Instruments allerdings nicht zu denken. — Ein liebenswürdiger Musikfreund stellte mir seinen Bösendorfer Flügel und seine Musikbibliothek an bestimmten Tagen zur Verfügung.

Wer war glücklicher als ich? Ich lernte da zum ersten Male manche Perle der klassischen Opernliteratur kennen. Eines Tages kam mir auch der Clavierauszug von R. Wagner's „Tannhäuser" unter die Hand. Begierig, dieses Werk kennen zu lernen, brachte ich stundenlang am Clavier damit zu, und

wurde dadurch in eine bisher ungeahnte Zauberwelt entrückt. Ein großer Hang zu den Künsten überhaupt bemächtigte sich meiner dabei mehr und mehr, und zuweilen befiel mich eine recht trübe Stimmung mit der Vorahnung eines verfehlten Lebens, denn die mathematischen Formeln wurden mir zu wahren Schreckgestalten. Doch mußte ich mich dem weiteren Beschlusse meiner Eltern fügen. Ich ging also im Herbst des Jahres 1860 nach Wien, um dort die polytechnische Hochschule zu besuchen. Ich lernte nun zum ersten Male das Treiben einer glänzenden volkreichen Residenz kennen. Der Anblick der in Wien so reichlich vorhandenen Kunstschätze der Malerei, die Concerte und Opernaufführungen, die ich hier zum ersten Male und noch dazu in großer Vollendung hörte: alles das fing an, mächtig, mit magischer Gewalt, und wie es mir schon damals schien, dauernd auf mich zu wirken. Ich muß erwähnen, daß ich nach meiner Ankunft in Wien, als achtzehnjähriger Jüngling, überhaupt zum ersten Male eine Opernaufführung sah, und zwar auf keiner geringeren Bühne, als der des k. k. Hofoperntheaters, woselbst damals die leuchtendsten Sterne in ungetrübtem Glanze strahlten. Ander, Beck, Walter, Schmidt, die Damen Dustmann, Csillag u. A. bildeten ein unvergleichliches Ensemble.

Uebergroß mußten die Genüsse dieser bisher kaum geahnten Herrlichkeiten auf mich wirken und meine Begeisterung für Musik und Theater zu hellen Flammen entzünden, die von nun an nicht mehr erlöschen sollten.

Das erste Werk, welches ich im Hofoperntheater sah, war noch dazu Wagner's „Tannhänser"; dieses hochromantische Werk, welches mir ein Jahr vorher beim Durchspielen am Clavier meines Gönners schon das höchste Entzücken bereitet,

und von dessen Verkörperung auf der Bühne ich mir bisher eine nur dürftige Vorstellung machen konnte, wirkte nun mit seiner ganzen Macht auf mein naives Jünglingsgemüth, das in seiner bisherigen ländlichen Abgeschiedenheit von Blasirtheit himmelweit entfernt geblieben war. — Ein Blindgeborner, der plötzlich in den Besitz der Sehkraft gelangt, zum ersten Male eine blühende Landschaft mit allen Reizen der Natur gewahrt, kann nicht mehr überrascht, gefesselt, bezaubert sein! Was Wunder, wenn ich in dem Berufe eines dramatischen Sängers fortan das beneidenswertheste Loos auf Erden sah!

Der Zweck meines Aufenthaltes in Wien wurde leider, zur Betrübniß meiner Eltern fast vergessen, und arg enttäuscht lasen sie in meinen umfangreichen Briefen fast nur von Kunsteindrücken aller Art, die ich im Burg- oder Hofoperntheater, in Concerten, in Gallerien und Kunstsammlungen aufgenommen. Die Antworten auf meine begeisterten Schilderungen waren natürlich sehr nüchtern: ernstliche Ermahnungen, „an meinem Brotstudium festzuhalten.“ So verbrachte ich ein Jahr voll moralischen Katzenjammers, sehnsüchtig nach einer Künstlerlaufbahn ausblickend, die mir so gut wie unerreichbar erschien, und zugleich mich selbst mit Vorwürfen quälend, daß ich, als einzige Hoffnung meiner Eltern, ihre Erwartungen doch einstens entsetzlich täuschen müßte. Das Jahr verlief, und ich sollte ohne Erfolg zu meinen betrübten Eltern zurückkehren. Ich hielt es für gerathen, einen vorbereitenden Brief vorauszuschicken. Eine, mehrere Wochen andauernde abenteuerliche Fußreise, von Wien über Linz durch das südliche und westliche Böhmen bis in die Heimath, mußte mir Zeit gewinnen, um den ersten Zorn meines enttäuschten Vaters zu mildern. Ich erreichte

auch wirklich meine Absicht, und fand ihn nachsichtiger, gefaßter, als ich bei seiner gewohnten Strenge erwartet hatte. Da faßte ich mir ein Herz und erklärte frischweg, daß ich nur als Künstler Glück und Befriedigung finden könne, worauf meine Eltern, allerdings mit schwerem Herzen, meinem Drängen nachgaben, und mir gestatteten, die Akademie der bildenden Künste in Wien zu besuchen. Im October 1861 fing ich an in dem altehrwürdigen Gebäude in der Annagasse nach der Antike zu zeichnen. Doch nach einem Jahre verließ ich aus eigenem Antriebe Wien, um mich nach dem Ziel meiner Sehnsucht, der vielgerühmten Künstlerstadt M ü n ch e n zu wenden. Daselbst kam ich im October 1862 an. Keine bekannte und befreundete Seele wußte ich dort; ganz und gar unbekannt mit den Einrichtungen der Akademie, kurz, als Wildfremder stand ich, als ich in München den Bahnhof verlassen, nun plötzlich mitten im Getriebe einer hin- und herwogenden Menschenmasse. Schaaren von Bauern und Bäuerinnen, buntfarbig angethan, Hünengestalten mit nackten Knieen, verwegene Gebirgsjäger, prächtige broncefarbene Mädchen aus der Gegend von Miesbach, mit dem zierlichen Spitzhütchen auf reichem Haargeflechte, dann wieder täppische Gesellen aus der Gegend von Dachau mit ihren, durch die scheußlichste Tracht entstellten und verkrümmten Weibern. Alles drängte sich lachend, schreiend, plaudernd, jauchzend durcheinander.

Ich hatte keine günstige Zeit zu meiner Ankunft gewählt, denn das alljährlich wiederkehrende Octoberfest lockte Tausende aus allen Gauen Bayern's in die fröhliche Hauptstadt. Der mühsam aufgefundene Droschkenkutscher fuhr mich und mein federleicht Gepäck vergeblich an die Thore von

ungefähr zwanzig Hotels und Herbergen, bis ich in später Nachtstunde in der Vorstadt Au ein Unterkommen fand. Am anderen Morgen miethete ich mir ein freundliches Zimmer in der Schwanthalerstraße.

Zuerst besuchte ich den Professor Anschütz, welcher der Malschule, der vorbereitenden Klasse für die Meisterschulen, als Lehrer vorstand. Anschütz (erst vor kurzer Zeit in München gestorben) war ein Schüler des großen Cornelius, kam mit diesem in den zwanziger Jahren nach München, als die deutsche Kunst unter Ludwig I. einen neuen großartigen Aufschwung nahm, und war bei der Ausführung der großen monumentalen Werke des Meisters hervorragend thätig. In Folge seiner ganzen Kunsterziehung war Anschütz selbstverständlich auf strenge Zeichnung und edle Formengebung bedacht. Es wurden unter seiner Leitung hauptsächlich Köpfe und Acte nach der Natur gezeichnet, also in erster Linie die Formen des menschlichen Körpers in das Bereich unserer Studien gezogen, verbunden mit der Unterweisung in der Technik der Oelmalerei. Als später die naturalistische Richtung mehr und mehr in den Vordergrund trat und ein Hauptgewicht auf glänzende Technik und virtuose Farbengebung gelegt wurde, fühlte sich der greise Meister aus der Zeit der „strengen Richtung" nicht mehr an der Akademie heimisch und zog sich in den Ruhestand zurück. Als ich ihn im Sommer 1879, also ein Jahr vor seinem Tode, in München besuchte, beklagte er sich laut über die jetzt herrschende Kunstrichtung. „Ich passe nicht mehr in die neue Zeit, die ich nicht mehr verstehen kann und will", sagte er bitter.

Ich spreche etwas ausführlicher über Anschütz, weil er

die erste Anregung zu einer wichtigen und entscheidenden Wendung meines ferneren Lebensweges gegeben hat.

So fand ich denn, als Schüler der Akademie, umgeben von einer Schaar begeisterter Kunstjünger, bald die lebhafteste Anregung, die auch erfreuliche Fortschritte zur Folge hatte. Das geräumige, hohe, mit Bildern alter Meister geschmückte Atelier am Ende des großen Corridors, in welchem auch die Meisterschulen der Professoren v. Schwind, Schraudolph, Schlothauer, Ph. Foltz sich befanden, war häufig auch der Schauplatz des fröhlichsten Treibens. Lauter Gesang und übermüthig tolle Scherze wurden oft nur durch den Eintritt des alten Professors unterbrochen, der alsbald corrigirend von Staffelei zu Staffelei schritt. Mancher aus diesem heiteren Schulkreise hat es zum gefeierten Künstler gebracht, z. B. die später aus Piloty's Schule hervorgegangenen Meister Defregger, Grützner, Benczur etc.

Eine Anzahl Malschüler hatte sich vereinigt, und gründete eine Gesellschaft, die den Namen „Fidelia" erhielt. Der Aufforderung, Mitglied zu werden, folgte ich bald, und fast an jedem Abend vereinigte sich ein frohes Völkchen in der gemüthlichen Hinterstube eines Münchener Bräuhauses vom alten Schlage. Um den Zechraum so behaglich als möglich zu gestalten, trug Jeder zur Ausschmückung Etwas bei. Da prangten Wappen in mannigfaltigen Farben und Formen, dazwischen ernste und heitere Sprüche, wie auch bildliche Darstellungen aller Art. Eine stattliche Reihe Krüge und Humpen durfte natürlich auch nicht fehlen. Eines der wichtigsten Inventarstücke war das köstliche Carricaturenalbum. Als die Weihnachtszeit herannahte, beschlossen wir, das Fest in unserer

heiteren Weise zu feiern und zugleich den Kreis der Theilnehmer durch eine Anzahl geladener Gäste zu erweitern. Ein geistreicher Humorist, — der jetzt in Newyork in glänzenden Verhältnissen lebende Maler Lamprecht — hatte ein Trauerspiel verfaßt, „Kuno von Eberstein" betitelt. Mit der ernstesten Miene las er uns sein Werk vor, und erregte mit seinem tragi-komischen Geistesproduct unser steigendes Gelächter. Es wurde beschlossen, dieses Stück, worin natürlich am Schlusse Alles stirbt, zur Aufführung zu bringen. Das geräumige Zimmer eines der Unserigen mußte zum Malsaale für Theaterdecorationen dienen. Bald standen Felsen und Wald, ein finsteres Burgverließ, eine trauliche Kemenate, wie auch ein Burghof fertig da. Costüme und Waffen wurden auch, so gut es eben gehen konnte, beschafft, und, wohl einstudirt, konnte unser Trauerspiel als Mittelpunkt im Festprogramm am 25. December über die Bühne schreiten. Letztere wurde in einem an unser Kneipzimmer stoßenden Saal aufgeschlagen. Ich spielte den Helden des Stückes, Ritter Kuno; mein Freund Ewald, (damals mein Mitschüler, jetzt als Tenorbuffo ein gefeiertes Mitglied der königlichen Bühne in Kassel) stellte das Ritterfräulein Emma in jeder Hinsicht wahrhaft köstlich dar. Er sah in seiner Verkleidung wirklich reizend aus; sein jugendliches bartloses Gesicht bedurfte nur einer geringen Nachhülfe, sein zartes Tenororgan wirkte wie ein melodischer Alt. Der unerschütterliche Ernst, mit dem er seine sentimentale Mädchenrolle durchführte, erregte natürlich die größte Heiterkeit. Die Personen des Stückes mischten sich nach Beendigung der Aufführung, zum Theil noch in ihren Costümen, unter die Zuschauer, welche in drolligster Weise

der reizenden Emma Aufmerksamkeiten aller Art erwiesen, die aber bald eingestellt wurden, als sie, — Weiblichkeit und Jungfräulichkeit ganz vergessend, — sich der Bequemlichkeit halber eines Theils ihrer Umhüllungen und zuletzt sogar der künstlichen Attribute ihres Geschlechtes entledigte. Neue Aufmerksamkeit erregte ein reisender Virtuose, der nach langer ausführlicher Rede, — gewisse Charlatane trefflich parodirend, — seine neu erfundenen Musik-Instrumente, das „Ofenrohrophonicon“ und das „Sägolodicon“, vorführte. Ein altes Ofenrohr, ein Stiefelknecht und ein Sägebock bildeten den Hauptapparat. Hierauf wurden die an einem mächtigen Tannenbaum hängenden Weihnachtsgaben von einem gewandten Redner angepriesen und versteigert. Die witzigen Gegenreden, der Eifer, mit dem man sich bei den unbedeutendsten Dingen zu überbieten suchte, gab wieder Anlaß zu ununterbrochenem Gelächter.

Nach so vielen heiteren Vorkommnissen folgte ich einer allseitigen Aufforderung, mich auf dem Gebiete einer ernsteren Richtung zu zeigen. Ich sang verschiedene Lieder von Fr. Schubert und zuletzt Beethoven's „Adelaide“. — Unter den älteren Zuhörern befanden sich auch Meister Moritz von Schwind und mein Lehrer Anschütz, die sich inmitten der tollen Jugend herzlich wohl fühlten und bis spät nach Mitternacht unter uns, ganz gegen ihre Gewohnheit, aushielten. Meine Vorträge erregten die Aufmerksamkeit meines Lehrers Anschütz derartig, daß er mir mit den eindringlichsten Worten rieth, einen umfassenderen Gebrauch von meiner Gesangsgabe zu machen, ja vielleicht einst meinen Lebensberuf darin zu suchen. Ich belächelte Anfangs ungläubig diesen Vorschlag, doch drang er

später während der Unterrichtsstunde zum Oefteren in mich, so daß ich mich entschloß, den ersten Schritt zu thun, nachdem er mich bei Franz Hauser, (damals Director des Conservatoriums für Musik in München) angemeldet hatte.

F. Hauser, geb. 1793 in Böhmen, wirkte einst als gefeierter Barytonist in Wien, Leipzig, Berlin 2c.; er war nicht nur von Haus aus ein gründlicher Musiker, sondern auch ein universell gebildeter Geist. Er besaß eine kostbare Sammlung seltener Manuscripte von Bach und Händel. Dabei war sein Verständniß für bildende Kunst ebenso warm und echt. Sein Arbeitszimmer war reich mit werthvollen Gemälden — darunter Studienköpfe von Rubens, und mit Stichen und Radirungen berühmter Meister wie Rembrandt und Dürer, geschmückt. Als ich ihn kennen lernte, schrieb er eben sein vorzügliches Werk: „Gesangslehre für Lehrende und Lernende".

Die Erscheinung dieses bedeutenden Mannes war schon eine fast ehrfurchtgebietende. Sein geistreicher, energischer Kopf, von dichten grauen Locken eingerahmt, der auf kraftvoll gedrungenem Körper saß, gemahnte unwillkürlich an Beethoven. Mochte auch sein rasches, heftiges, ja barsches Wesen Anfangs überraschen, so fühlte man sich doch bald mehr und mehr von seiner eigenartigen Persönlichkeit angezogen. Eine längere Unterhaltung mit ihm war stets anregend und belehrend. Er war Derjenige, der die erste Feile an mein unvollkommenes und zum Theil verkommenes Organ anlegte und mir eine feste Basis zu weiteren Studien ebnete. Hauser war Keiner von jener Sorte, die gläubigen, blind vertrauenden Schülern durch bizarre Stimm-Exercitien, hochtönende Phrasen und gewagte Behauptungen zu imponiren suchte. Er lehrte,

aus dem Quell seiner eigenen reichen Erfahrung und erfolgreichen Sängerpraxis schöpfend, klar und faßlich, nach einfachen naturgemäßen Regeln, uneigennützig nur das Wohl seiner Schüler im Auge behaltend. — Zu seinen Lieblingsschülern, die mit mir zugleich das Conservatorium besuchten, zählten auch die am Hoftheater in München thätigen Sängerinnen Frau Weckerlin und Frau Vogl.

Hauser starb in seinem 77. Lebensjahre am 14. August 1870 in Freiburg im Breisgau. Im Conservatorium setzte ich nach Hauser's erstem Unterricht, da er seines vorgerückten Alters wegen nicht mehr regelmäßig als Lehrer, sondern nur als oberster Leiter thätig war, meine Gesangsstudien unter der Leitung des tüchtigen Gesanglehrers und ehemaligen Sängers Jos. Heger fort. — Die ersten Parthien studirte ich bei dem noch jetzt am Hoftheater thätigen Capellmeister Meyer.

Zu gleicher Zeit frequentirte ich noch die Malschule von Professor von Anschütz; denn ich wagte noch immer nicht an meinen Sängerberuf zu glauben, und konnte mich zugleich auch schwer entschließen, der so geliebten Kunst der Malerei gänzlich Valet zu sagen. Auch fürchtete ich mit Recht in den Augen meiner Eltern als ein unstäter und wankelmüthiger, unbeharrlicher Mensch zu erscheinen, der kein einziges vorgestecktes Ziel je zu erreichen vermag. — Nachdem ich zwei Jahre das Conservatoium besucht hatte und einen entschiedenen Fortschritt in meiner Gesangsfertigkeit, wie in der Veredlung des Organs wahrnahm, entschloß ich mich fest, auf der Bühne als dramatischer Sänger mein Glück zu versuchen. Dieser Entschluß fand seine endliche Verwirklichung, als Generalmusikdirector Franz Lachner auf mich aufmerksam gemacht wurde, der mich

zu einem Probegesang auf der Bühne des Hoftheaters aufforderte. Die erste Probe fiel zur Zufriedenheit Lachner's aus und ich wurde kurz darauf (im April 1865) auf die Dauer von drei Jahren für die königl. Hofbühne engagirt. — Ich hatte nun endlich die Genugthuung, so weit gekommen zu sein, der Unterstützung meiner Eltern nicht mehr zu bedürfen, und zum ersten Male, wenn auch auf schwachen, so doch auf eigenen Füßen zu stehen. Ich studirte nun mit Jos. Rheinberger, dem rühmlichst bekannten Componisten, mehrere Partien, während Regisseur Jenke mich in der Action unterwies.

Am 14. September 1865 betrat ich im königl. Hoftheater zum erstenmal die Bühne als Graf Liebenau in Lortzing's „Waffenschmied". Ich wurde zwar vom Publicum mit aufmunterndem Beifall bedacht, doch glaubte man mir keine besonders glänzende Laufbahn prophezeihen zu können. Ich stand damals allerdings erst im 23. Jahre, und ich hatte daher die Ueberzeugung, daß meine Stimme, die für den großen Raum des Hoftheaters kaum ausreichte, sich noch kräftigen mußte. Ich sang in München von größeren Parthien u. a. den Jäger im „Nachtlager" vier mal mit recht schönem Erfolge. Da ich aber im Laufe von zwei Jahren allzuwenig, — nicht einmal in kleineren Partien, – beschäftigt wurde, also meine Schwingen unmöglich entfalten konnte, und für die Zukunft kein Heil ersah, so ersuchte ich im August 1867 um Auflösung meines Contracts, welche mir auch vom 1. September 1867 ab zugestanden wurde.

Ich verließ also München, um ein vortheilhafteres Engagement am damals neu erbauten Stadttheater zu Breslau anzunehmen. Daselbst erreichte ich nach Verlauf eines Jahres

durch beharrliches Studium, durch häufige Beschäftigung in Oper und Schauspiel, eine bedeutend höhere Stufe und errang Erfolge, die ich mir vorher nie hätte träumen lassen. Ich muß hier mit großem Dank meines damaligen Directors, des trefflichen Schauspielers Theodor Lobe, gedenken, der von Anfang an meine Befähigung würdigte und mich allmälig mit bedeutenderen Aufgaben vertraut machte.

Nachdem ich im Februar 1868 meinen eigenen Herd gegründet, schien mir ein besonderer Glücksstern aufgegangen zu sein. Mit jeder neuen Aufgabe fand ich mehr Vergnügen und Befriedigung in meinem Berufe. Da wurde im Juli 1870 die Kriegserklärung Frankreichs bekannt, und schon am 10. Juli wurden sämmtliche Verträge „wegen bevorstehender Kriegsgefahr" gelöst. Im Laufe des Monats August gelangte eine Engagementsunterhandlung mit der Direction des Leipziger Stadt-Theaters zur Reife. Am 5. September 1870 trat ich zum ersten Male in Leipzig auf als Wolfram von Eschenbach in Wagner's „Tannhäuser", und errang glänzenden Erfolg, der sich am 9. September, als ich den Tell sang, noch steigerte. Mein auf zwei Jahre lautender Contract wurde sodann auf sechs Jahre verlängert.

Meine Thätigkeit in Leipzig erstreckte sich auf das Gebiet des Concert-Gesanges, wie auf das der Oper. Ich war nicht nur mit dem Theater als engagirtes Mitglied, sondern auch mit dem gesammten Musikleben Leipzigs innig verwachsen; namentlich durch häufige Mitwirkung in den Gewandhaus-Concerten. Von Leipzig aus unternahm ich viele Gastspiele und Concertreisen nach verschiedenen Städten Deutschland's, Holland's und der Schweiz. — Am 30. Juni

1876 beschloß ich meine Leipziger Wirksamkeit mit der Rolle des Hans Sachs in Wagner's „Meistersingern". Mit mir zugleich schieden an diesem Abend in Folge des Directionswechsels die Mehrzahl der ersten Opernmitglieder unter stürmischen, beinahe unerhörten Ovationen von Seiten des Publicums. Am 1. Juli zog ich nach Bayreuth, woselbst ich schon zu den Proben der „Götterdämmerung" erwartet wurde. Ich hatte die Parthie des Gunther im letzten Theil der Festspiele übernommen. Sofort nach Beendigung derselben eilte ich nach Hamburg, um daselbst in der Partie des Wolfram im „Tannhäuser" (am 3. September 1876) meine neue Stellung anzutreten.

Herr Director Pollini erschien schon ein Jahr vor Ablauf meines Vertrages in Leipzig, um mir die glänzendsten Anerbietungen zu machen. Anderweitige Unterhandlungen wurden deshalb rasch abgebrochen und ich gab mich Pollini und mit ihm Hamburg zu eigen.

Diesen Schritt hatte ich nicht zu bereuen. Die liebenswürdige Aufnahme, die mir sofort zu Theil wurde, die freudigste Anerkennung, die ich fortan gefunden habe, machte mich in meiner neuen Heimath zum zufriedensten Menschen. Hamburg ist mir lieb und werth geworden. Ich kann aus vollem Herzen ausrufen: „Wenn es nur immer so bliebe!"

Eugen Gura.

Martha Prochaska.

Was könnte ich erzählen, daß es Euch fesseln oder das Herz bewegen oder wenigstens doch für einige Momente amüsiren könnte? Von alledem habe ich nur wenig in der Vorrathskammer meiner Erinnerungen aus meiner bisherigen, erst zweijährigen Bühnencarrière.

Das Theaterleben ging an mir bisher wie die Eindrücke einer recht angenehmen Reisetour durch früher ungekannte Gegenden vorüber, die neben mannigfachen Strapazen und verschiedenen kleinen Unannehmlichkeiten, wie sie eben eine Reise mit sich bringt, doch dem Geist und Sinn so vieles Neue, und oft Ueberraschendes bietet, daß man sich harmlos dem Laufe der Dinge überläßt und gar nicht darüber weiter nachdenkt, was man verloren, was man verlassen hat. Es erscheint mir jetzt wirklich recht sonderbar, wie ich in die Welt des „erhabenen" Scheins hineingerathen bin. Von Kindheit an gewöhnt, meinen Gefühlen in Tönen Ausdruck zu geben, war mir Musik und insbesondere Gesang stets als eine der kostbarsten Gaben erschienen, die der Himmel den Sterblichen verliehen hat, um ihnen das irdische Leben zu

versüßen und zu verklären. Die seligsten Erinnerungen aus meiner Kindheit sind so innig mit Lied und Gesang verwebt, daß ich mir jetzt gar nicht anders denken kann, als daß ich doch einmal Sängerin werden mußte.

Ein wohlwollend Schicksal wollte es auch — lieber wollte ich es eine gütige Vorsehung nennen —, daß ich einen Mann gefunden (Dr. Ludw. Prochaska), der mich nicht nur mit grenzenloser Liebe zu beglücken, sondern auch, selbst ein feinfühlender, für das Höchste und Edelste begeisterter Künstler, mir das wahre Wesen der Kunst zu erschließen berufen war. Meine erste Begegnung mit ihm war eine musikalische, er leitete einen großen, distinguirten Gesangschor in Prag, der Stätte seiner vieljährigen ersprießlichen künstlerischen Thätigkeit; ich trat mit meiner älteren Schwester diesem Chore bei und nach einigen Tagen schon fanden sich unsere Herzen. Das bekannte Abt'sche Lied:

Bleib' bei mir und geh' nicht fort,
An meinem Herzen ist der schönste Ort,

das ich ihm ahnungslos bei unserer ersten Begegnung im elterlichen Hause vorgesungen, war für uns Beider Zukunft entscheidend geworden. Von dem Momente an gehörten wir uns für unser ganzes Leben an, und unserer Herzen innigster Bund ward durch die zwingende Macht des Gesanges für immer besiegelt.

In wenigen Wochen war ich glückliche Braut und in einigen Monaten darauf führte er mich zum Altar. In ungetrübtem Glücke verflossen uns die Stunden; Gesang und ernstes Studium der musikalischen Literatur, insbesondere der alten Classiker, ward unser zweites Lebenselement, und so kam es, daß ich mich bald in meinem lieben Heimathsort, der

hundertthürmigen Moldaustadt, zur beliebtesten Concertsängerin aufgeschwungen habe. Mein erstes Concertdebut war gleich von einem äußerst glücklichen Erfolge begleitet, und so reihte sich Erfolg an Erfolg. Wie viele glückselige Momente hat mir mein Gesang gebracht im trauten Familienkreise, wo mich meine Eltern, meine Geschwister, sämmtlich musikalisch begabt, mit Liebesbezeugungen überhäuften, sowie wenn ich dem Publikum gegenüberstand. Ich hatte in jener Zeit, überall von Liebe und Wohlwollen umgeben, gar keine weiteren Wünsche und Pläne. In unserem Hause gingen die vornehmsten Künstler gerne aus und ein, und immer mußte ich es betonen hören, daß ich doch eigentlich die Bühnencarrière einschlagen sollte, um meine stimmlichen und geistigen Anlagen, die mir die Mutter Natur gütig bescheert, zur vollen Entfaltung zu bringen. Die Versuchungen hiezu gestalteten sich immer verlockender, und so schwer es mir wurde, meinen glücklichen Hausstand, in dem ich mich so wohl fühlte, aufzugeben, meine Vaterstadt zu verlassen und in die Fremde zu ziehen, so entschloß ich mich schließlich dennoch, die Bühne zu betreten, und ein günstiges Schicksal ließ mich gerade eine Bühne finden, die mir Alles bot, um mein Talent nach jeder Richtung hin gedeihlich zu entwickeln und zur Reife zu bringen. Was mir für die dramatische Laufbahn noch fehlte, konnte ich mir bald an der unter der genialen Leitung des Director B. Pollini blühenden Hamburger Musterbühne aneignen, die der wahrhaft bildenden künstlerischen Elemente in Hülle und Fülle bietet. Von der Gunst eines liebenswürdigen Publikums getragen und von wohlwollender Kritik in meinem glühenden Bestreben, stets nur Gutes zu leisten, wesentlich gehoben, von

lieben Collegen freundlich gefördert, fand ich bald in meinem neuen Berufe die innere wohlthuende Befriedigung, welche die eigenen Kräfte unaufhörlich steigert und zu immer höherem Streben stets mächtiger anspornt.

Wie hätte ich mir vordem in meiner stillen Häuslichkeit träumen lassen, daß ich einst über die mannigfachen Schwierigkeiten und Aufregungen des Bühnenlebens so leicht hinwegkommen werde; aber ich waffnete mich gleich vom Anbeginn mit festem Sinn und unverdrossenem Muthe und steuerte unverrückten Blickes auf mein ideales Ziel los. Hatte ich ja doch an meinem guten Manne, der sich durch sein Wissen und Können in meiner neuen Berufsstätte, die mir jetzt schon beinahe zur zweiten Vaterstadt geworden, bald eine ehrenvolle Stellung zu schaffen wußte, eine vortreffliche musikalische Stütze und in meinen felsenfesten Grundsätzen einen guten Halt. Wie dankbar gedenke ich stets auch der leitenden Factoren des Hamburger Stadttheaters, unter deren wohlmeinendem und ersprießlichem Beistande ich gleich im ersten Jahre meiner Bühnenwirksamkeit die höchsten dramatischen Aufgaben mit Erfolg zu lösen im Stande war.

Wie unendlich scheint mir nun der Abstand zwischen meinem früheren, harmlos stillbewegten Leben und dem jetzigen, wo es nur immer heißt:

Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh. —

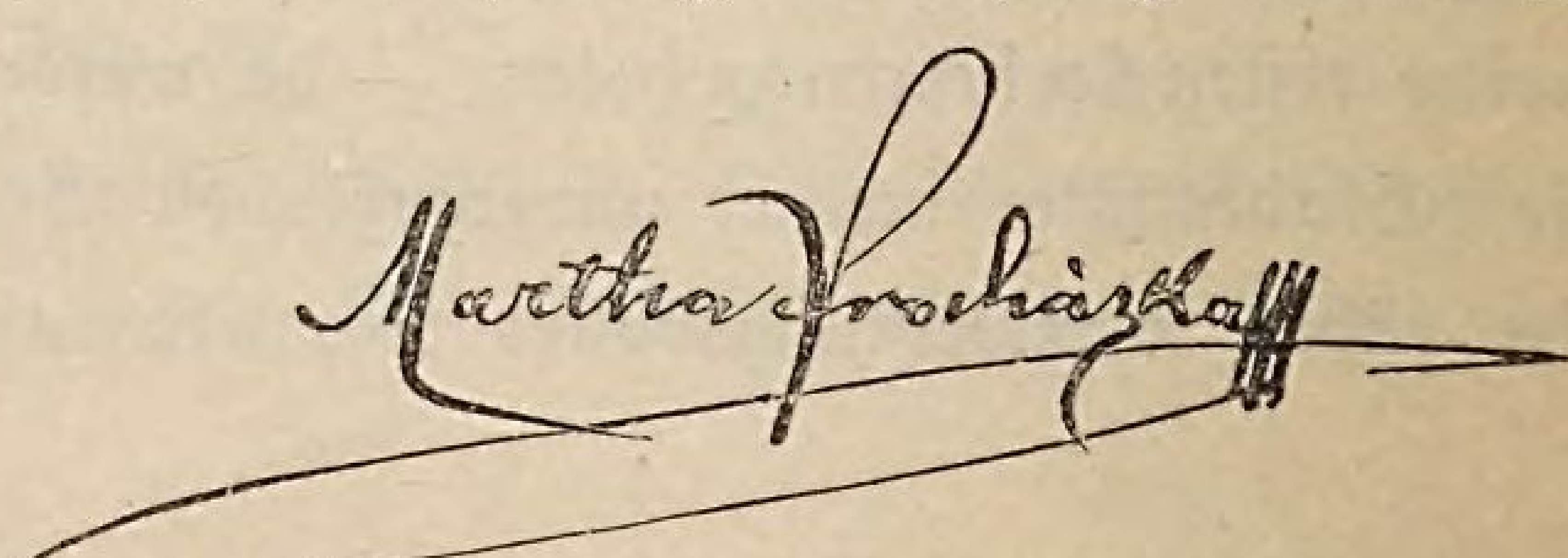
ein ewig Sehnen, ein ewig Drängen, so groß, so unbegrenzt, und doch nur eine süße Qual!

Die höchste Befriedigung fand ich indeß bisher immer nur in meinem eigenen Innern, dem sichersten Horte, zu dem ich

stets meine Zuflucht nehmen will, wenn Aeußeres an mich ungestüm herandrängt. Aus eigener Seele Trost und Muth schöpfen zu können, ist doch des Menschen höchste Seligkeit! Wie lebhaft kommt mir da ein Erlebniß aus meiner frühesten Mädchenzeit vor den Sinn, wo ich bis zur Auflösung trostlos, dennoch wieder an meinem eigenen Herzen mich aufrichtete.

Meine Großeltern hatten in der Nähe von Prag einen reizenden Landsitz, wo ich in den Sommermonaten mit meinen Geschwistern die glücklichsten Zeiten zu verleben pflegte. Meine Großmutter, an der ich mit ganzer Seele hing, war vor kurzer Zeit gestorben. Ihr Tod hinterließ eine klaffende Wunde in meinem Herzen. Es nahte das Kirchweihfest im Dorfe und ich wurde ersucht, bei der Festmesse den Solopart zu übernehmen. Ich hatte nie zuvor vor einem größeren Auditorium gesungen, doch war ich gerne bereit, auf meine Stimme alles Vertrauen setzend, meine bescheidenen Kräfte zu solch festlicher Gelegenheit zu leihen. Der Unterlehrer studirte mir meine Partie sorgfältig ein — es war eine Horak'sche Messe —, und ich freute mich recht herzlich auf mein allererstes öffentliches Debut. Die Dorfkirche war in der Mitte des Friedhofes gelegen, den ich seit dem Begräbniß der Großmutter nicht betreten hatte. Ihr Grab lag links am Eingange zum Kirchenchore. Ich mußte also an ihrer Ruhestätte vorüber, wollte ich auf den Musikchor gelangen. Ganz durchdrungen von meiner musikalischen Aufgabe und mit klopfendem Herzen eilte ich um die bestimmte Stunde der Kirche zu, um meine ersten Lorbeeren zu holen, — da werde ich am Friedhofe die Grabesstätte meiner unvergeßlichen Großmutter gewahr; ein jäher, verzweiflungsvoller Schmerz, als sollte mir das

Herz brechen, erfaßt mich, in eine Thränenfluth ausbrechend werfe ich mich auf das Grab hin, meiner Umgebung, meiner Aufgabe ganz vergessend. Die Zeit drängte schon, denn die Messe hatte eben begonnen, kein Zureden brachte mich vom Grabe fort, endlich raffte man mich willenlos auf und brachte mich halb bewußtlos hinauf auf den Musikchor. Der Anblick der vollgedrängten Kirche, die Messe mit all' ihrem feierlichen Gepränge brachte mich wieder zur Besinnung, ich fühlte mich wie von einem höheren Wesen berührt, ich vergaß Alles um mich herum und lenkte meine ganze Seele auf meinen Solopart und die tiefsinnigen Worte des heiligen Textes. Es wurde mir, als spräche ich mit Gott und seinen Heerschaaren, und seliger Friede senkte sich auf mein tiefbetrübtes Herz hernieder. Es war der weihevollste Moment, den ich in meinem Leben zu verzeichnen habe, und dessen Eindruck unauslöschlich in meiner Seele fortleben wird. Nach der Messe wurde ich von allen Seiten beglückwünscht und mit den überschwenglichsten Lobpreisungen überhäuft. Alles schwärmte von der „merkwürdigen Innigkeit" und „rührenden Gewalt" meines Gesanges, und doch war den Wenigsten bekannt, daß er aus tiefstem Schmerz geboren ward. Ich war die Heldin des Tages, und lange noch tönte in meinem Innern die unsägliche Ergriffenheit jener Stunde nach. Und noch heute, wenn ich jener sonderbaren geistigen Verzückung gedenke, durchglüht mich ein heißer Empfindungsstrom, und stille Thränen der Wehmuth und freudiger Rührung treten in meine Augen.



Anna Rossi.

Interessantes habe ich eigentlich gar nicht erlebt, obwohl manch Liebes und Gutes, das ich zeitlebens in meinem Herzen bewahre, aber nicht erzählen mag, sondern für mich ganz allein behalten will. Mit allen Hoffnungen und Illusionen bin ich in die Welt geschickt und danke Alles nur den Menschen. Ich habe immer an gute Menschen geglaubt, und wenn einmal mir Schlechtes begegnet, habe ich das glückliche Talent, es zu vergessen und weiter zu glauben. Meine Kindheit in Mecklenburg war eine sehr glückliche. Comödie habe ich gespielt so lange ich denken kann, zu Haus, auf der Straße und in der Schule. Das erste Mal war ich im Theater, als mein Papa den „Papageno" sang, und bitterlich habe ich geweint, daß der bunte Mann mein Vater sein sollte, jeden Tag habe ich ihn gebeten, es doch ja nicht wieder zu thun; später habe ich meinem geliebten „Vatting" seine Rollen soufflirt und wußte sie immer eher auswendig als er. Der Traum seines Lebens war, den „Nathan" zu spielen. Wie gläubig und vertrauend habe ich dagesessen, wie aufrichtig meinen Vater bewundert; und wie viel Talent er hatte, habe

ich doch erst später begreifen können, als ich andere große Künstler gesehen. Er hatte nie den Muth seines Talentes! Das große Loos oder irgend ein unerwartetes Glück sollte kommen, dann wollte er seine Lieblingsrollen spielen, und hinterher zufrieden und glücklich seine Ritterstiefel schwarz färben und — Bauer werden. Ich weiß noch, wie eines Tages die Nachricht von einem Legat kam, das ein Großonkel, Bürgermeister in einem kleinen Städtchen am Rhein, ihm und seinen neun Geschwistern vermacht, — 150 Thaler! So oft ein Postwagen hielt, hieß es: „Kinder, die Erbschaft!" Und wie reich und stolz bin ich mir vorgekommen und habe allen „Gören" in der Schule erzählt, er liege bei uns in der Commode, der Onkel, hätte zwei Orden auf der Brust, wir ließen ihn aber nicht einrahmen, weil er uns nicht so viel vermacht, um ein Rittergut zu kaufen und ein Theater, in dem wir ganz allein Comödie spielen könnten. Mein erster Erfolg auf den Brettern war der Mamilius im „Wintermärchen"; ich mag wohl schon vorher gespielt haben, aber das ist ohne Eindruck auf mich geblieben, das aber war schön und ich in meiner Schule sehr berühmt. Dann habe ich bis zu meinem zwölften Jahre alle Kinderrollen gespielt, die letzte Leistung war der Knabe Tell's, den ich aber so lebhaft empfand, daß ich vor lauter Gefühl kein Wort hervorbringen konnte und so dem Tell die ganze Scene verdarb. Ich wurde fürchterlich gescholten, mir jedes Talent abgesprochen, und mir hatte doch das Herz laut geschlagen vor Glück und Weh, — nur Worte, Ausdruck für mein Empfinden hatten mir gefehlt. Dann kamen zwei traurige Jahre bis zu meiner Confirmation, in denen ich nicht spielen durfte; aber endlich kam der liebe Tag. Auf dem Wege zur

Kirche begegnete uns der Intendant, gab mir freundliche Worte und das Versprechen mit auf den Weg, mein Talent zu fördern. Ich glaube, ich war die Glücklichste von Allen; ich hatte meinen Gott so lieb, nahm mir vor, ein besserer Mensch zu werden und meinen Eltern Freude zu machen. Die Orgel tönte in mein Herz hinein und jubelnd sang ich die frommen Lieder, mit dem Gedanken: du darfst nun bald Comödie spielen, Geld verdienen und deinen Eltern ihre Sorgen erleichtern. Unter den Gratulanten war die erste Liebhaberin, die ich lange Jahre vergöttert hatte, und die mir nun anbot, meine Lehrerin zu werden. Ach, was war das für ein schöner, unvergeßlicher Tag! Noch in demselben Jahre durfte ich auftreten in einem blauen Moirée-Kleid mit langer Schleppe; auf einem Zettel gedruckt mit Hendrichs, — eine Hofdame in „Struensee“! Meine ganze Schule war im Theater, aber sehr enttäuscht, da ich Nichts zu sagen, nur tiefe Verbeugungen zu machen hatte und immer abgehen mußte, so oft es interessant wurde. Ich war keine glückliche Anfängerin, der Intendant meinte, nicht für 5 Thaler monatlich wollte er mich haben; und so wurde ich denn in die Welt geschickt, mein Heil zu versuchen. Wie der „Nathan“ der Traum meines Vaters, war für mich der liebste Gedanke, nach Hamburg zu kommen; den Namen Maurice hatte ich von meinem „Vatting“ immer nur mit Ehrfurcht aussprechen hören; so hatte ich denn auch keine Ruhe, bis ich in Hamburg war. Es ging mir im Anfang nicht sehr gut, ein guter Freund rieth mir sogar, vom Theater zu gehen; mir ging's ja immer noch wie mit dem Knaben Tell's: ich fühlte Alles, ich konnte es nur nicht sagen und zeigen! Nach Haus schrieb ich aber frohe Briefe, ich war ja nun da, und mein „Vatting“ nannte mich

stolz „die Hamburgerin"! Im zweiten Jahre meines Engagements schenkte mir mein geliebter Director ein Benefiz; das ist ja immer schön, aber so ein erstes — ewig unvergeßlich. Mein „Datting" kam zu meinem Ehrentag, und immer noch sehe ich ihn unten im Parquet stehen mit leuchtenden Augen; ich hätte ja immer herunter rufen mögen: freust du dich nun auch? und jedem Einzelnen im Theater die Hand drücken für das große Glück! Als wir nach Haus gingen und vor dem Theater noch freundliche Menschen standen, die mich begrüßten, sagte mein „Datting" immerfort: zu viel! Wir waren so stolz und glücklich und doch wieder so dankbar. So lauter Beifall und Lorbeeren waren meinem geliebten Vater versagt, — nun wurden sie seinem Kinde dargebracht. Wir waren zwei glückliche Menschen in dem schönen Hamburg, mein Vater und ich, an dem Abend meines ersten Benefizes.

Anna Rossi.

Ludwig Würzburg.

Es lebte in einem schlesischen Dorfe ein reicher Müller, der außerordentlich geizig und abergläubisch war. Seine Frau war todt, und sein einziges Kind, eine Tochter, Namens Marie, war ein hübsches und gutes Mädchen; Beide, Vater und Tochter, litten an jener schleichenden Krankheit, welche man Schwindsucht nennt. — Marie liebte den Conrad, einen jungen Burschen, der die unpraktische Eigenschaft hatte, durchaus kein Geld zu besitzen, nichtsdestoweniger aber sehr in Marie verliebt war. Für den Müller war die Armuth Conrad's schon hinreichend genug, die Einwilligung zu einer Ehe mit seiner Tochter zu versagen; was ihm aber diesen Conrad geradezu widerwärtig machte, war der Umstand, daß derselbe die Flöte blies. Wieso Conrad gerade d i e s e s Instrument erlernt hatte, konnte ich nicht erfahren; Thatsache ist, daß er besonders in schönen Mondscheinnächten vor dem Hause seiner Geliebten seine Weisen zum Besten gab und den alten Müller hierdurch oft in einen Zustand der Raserei versetzte.

Die Flöte kann eben nicht Jedermann vertragen, und der Müller, an und für sich schon eine recht unangenehme

Persönlichkeit, fortwährend durch seine Krankheit, die ihn viel zu husten zwang, in einer gereizten, ärgerlichen Stimmung, quälte die arme Marie mit ihrer unglücklichen Liebe derart, ihr seinen Fluch versprechend, wenn sie nicht von jenem „Flötenmann" Conrad ließe, daß das Mädchen immer bleicher, immer trauriger, immer kränker wurde und wirklich keine ruhige Stunde mehr bei ihrem Vater hatte. Ich habe bereits gesagt, daß der Alte sehr abergläubisch war; er hatte eine große Furcht vor dem Tode, weil er sich dann von seinem Gelde trennen mußte. Sein bester Freund war der Todtengräber, ein pfiffiger, humoristischer Mann à la Shakespeare; dieser mußte dem Müller immerfort mit Rath und That zur Seite stehen. Er brachte ihm z. B. Erde von einem frischen Grabe, welche, auf die Brust gelegt, außerordentlich heilsam gegen die Schwindsucht wäre; er sagte ihm, daß, wenn der Müller sich in der Christnacht diese Erde selbst holen würde, dies eine noch größere Heilkraft hätte, und dergleichen Dinge mehr.

Nun war in dem betreffenden Dorfe die Sage verbreitet, daß mit dem Schlage 12 Uhr in der Christnacht die kleine Kirche auf dem Friedhofe plötzlich von unsichtbarer Hand erleuchtet würde, und alle Diejenigen, welche im Laufe des folgenden Jahres im Dorfe sterben würden, als Gespenster in die Kirche schritten, um dort eine Messe zu hören; um einhalb ein Uhr wäre Alles vorüber, der ganze Spuk verschwunden. Wer nun die Courage hätte, in dieser Nacht den Friedhof zu betreten, der könne Alles sehen. Unser Conrad haßte, begreiflicher Weise, seinen Zukunfts-Schwiegerpapa, und wir dürfen es ihm nicht schlecht auslegen, daß er gern gewußt hätte, wann der Müller sterben müßte, weil dann ja

seiner Ehe mit Marie nichts mehr im Wege stünde. Es war gerade wieder Weihnachtszeit, und er ergriff mit Begierde die Gelegenheit, die Sache näher zu untersuchen. Er verfügt sich also in der Christnacht gegen 11½ Uhr auf den Begräbnißplatz des Dorfes und setzt sich auf eine Rasenbank, die sich auf dem Platze vor der ganz stillen und dunklen Kirche befindet. Es ist eine schöne, nicht eben kalte Winternacht, und Conrad, von Müdigkeit überwältigt, schläft ein. Da hört er plötzlich die dumpfen Schläge der Kirchthurmuhr; beim Ausklingen derselben ist die Kirche, wie von Geisterhand, tageshell erleuchtet, die Orgel läßt ihre Accorde erklingen, die Kirchthür öffnet sich von selbst, und in langsamem, feierlichen Zuge schreiten Männer, Weiber, Kinder, alle in weißen Sterbegewändern, in die Kirche. Conrad sieht viele bekannte Gesichter: den Bäcker, die Frau des Tagelöhners, der neben ihm wohnt, das Kind des — —, aber, o Jammer! — auch seine geliebte Marie sieht er! Sie blickt ihn mit thränenschweren Augen wehmüthig an, ihr Blick verläßt ihn nicht, bis sie in die Kirche verschwindet. Der Letzte im Zuge ist der alte Müller; gebückt und blaß schleicht er daher, seine hohlen Augen starren vorwurfsvoll nach Conrad. Dieser, von Aufregung und Schreck übermannt, erwacht; er ist noch ganz verwirrt und weiß nicht, ob er wacht oder träumt. Aber es ist tiefe, stille Nacht, die Kirche ganz finster, nichts von dem Spuk zu sehen. Da hört er in der Nähe Stimmen, er lauscht, — er täuscht sich nicht, — es ist *seine* Stimme, — die Stimme des Müllers!

Dieser und der Todtengräber kommen gerade auf ihn zu. Der Müller will Erde von einem frischen Grabe holen, der

Todtengräber will ihm dabei helfen. Entsetzt schreit Conrad auf, als Beide vor ihm stehen.

„Hinweg, Gespenst! Willst Du von den Todten auferstehen?!" — Dieser Angstruf entwischt seinen bebenden Lippen, und er stürzt fort.

Der Müller ahnt sogleich, daß Conrad ihn „gesehen" hätte, und mit den Worten: — „Der verfluchte Flötenmann hat mich gesehen!" — fällt er ohnmächtig dem Todtengräber in den Arm.

Von dieser Zeit an war der Alte wie gebrochen; der Gedanke, daß ihn Conrad in der heiligen Nacht in die Kirche gehen sah, verfolgte ihn fortwährend und machte ihn schwächer und kränker. Die Vorwürfe gegen seine Tochter, daß sie einen Menschen liebe, der auf seinen Tod speculire, wurden immer heftiger, und nur ein einziges Mal wurde er ruhiger: als Marie ihm nämlich gestand, daß Conrad auch sie „gesehen" hätte in der Christnacht, — da fühlte er Mitleid mit ihr und nannte sie „armes Kind".

Aber sein Geld, sein sauer erworbenes Geld wollte er, da er nun doch sterben müsse, dem verhaßten Schwiegersohne nicht hinterlassen, er hatte beschlossen, es zu vergraben, damit es Niemand fände. So sehen wir ihn in einer stürmischen Nacht, mit Goldsäcken schwer beladen, schaudernd und hüstelnd in den Garten schleichen, Hacke und Spaten mit sich schleppend. Schon ist die Arbeit im Gange, keuchend müht er sich ab, eine Grube zu graben, — da kommt Conrad, in der Absicht, seiner Geliebten wieder eine Flötenserenade zu bringen, in den Garten. — Der Alte, nur auf seine Schätze achtend, hört ihn nicht. — Conrad sieht einen Menschen, den er nicht

erkennt, — er vermuthet einen Dieb, packt den Müller von rückwärts, dieser stößt einen wahnsinnigen Schrei aus und stürzt todt zu Boden. — — Der Schlag hatte ihn gerührt. Ob Marie von ihrer Krankheit geheilt wurde und ihren Conrad heirathete, oder ob auch sie starb? — Ich habe es vergessen, ich glaube übrigens Ersteres.

Der freundliche Leser muß nun nicht etwa annehmen, daß diese Erzählung in Beziehung zu meinem Leben steht. O nein! — solch' merkwürdige Begebenheiten habe ich nicht aufzuweisen. Es ist dies vielmehr der Inhalt eines fünfactigen Schauspiels von Raupach, betitelt: „Der Müller und sein Kind", das in Norddeutschland wohl ziemlich unbekannt sein dürfte. In Oesterreich dagegen kennt man es besser. An jedem 2. November, dem Allerseelentage, wird es an sämmtlichen Theatern des Reiches aufgeführt, sogar das ehrwürdige Hofburgtheater bleibt nicht zurück. Alle Schauspielerinnen und Schauspieler, die in Oesterreich engagirt waren, werden sich dieses Stückes wohl entsinnen; jede tragische Liebhaberin hat die Marie gespielt, jeder jugendliche Liebhaber den Conrad, und jeder Intriguant und Charakterspieler —

Nun, auch ich war in Oesterreich engagirt, und zwar in der schönen Hauptstadt der Steiermark, dem reizenden Graz. Ende October bringt mir der Theaterdiener eine Rolle, mit dem Bemerken, „zum 2. November". Ich lese das Stück, und finde es zwar etwas grob, aber sehr geschickt gemacht und von treffender Charakteristik; ein Volksstück im guten Sinne des Wortes. Besonders meine Rolle interessirte mich sehr: ein alter schwindsüchtiger Geizhals und dazu noch abergläubisch, — ganz brillant! —

Mit einem wahren Feuereifer mache ich mich an das Studium; in kurzer Zeit bin ich mit meiner Rolle fertig, und erfahre nun erst, daß das Stück stets nur am Allerseelentage gegeben werde. Weiter sagte man mir am Theater nichts darüber, und nur meine näheren Bekannten aus Privatkreisen, denen ich erzählte, daß ich jetzt den Müller in Raupach's „Müller und sein Kind" studire, schmunzelten so eigenthümlich, ohne daß ich jedoch sonderlich darauf achtete. Nach zwei Proben kommt der Abend der Vorstellung. Ich hatte mir eine neue, sehr hübsche Perrücke anfertigen lassen, die mir von Seiten eines Collegen die Bemerkung zuzog, daß ich zwar gut aussähe, aber zu anständig für den alten schäbigen Kerl. Nun, dachte ich mir, lieber zu anständig, als zu abstoßend, und gehe auf die Bühne, um meinen Auftritt zu erwarten. Der Requisiteur bringt mir eine Flinte und eine ausgestopfte Eule, die der Müller soeben erlegt hat, weil sein Aberglaube ihm zuraunte, der arme Vogel, der in der Nähe seines Hauses saß, krächze sein (des Müllers) Todtenlied. — Da tritt der Director des Theaters auf mich zu und äußert folgende inhaltschwere Worte:

„Hören's, lieber Würzburg, i mach' Sie darauf aufmerksam, daß heut' Abend viel über Sie gelacht werden wird; aber machen's sich nix d'raus, das gilt nur der Rolle, nit Ihnen!"

„Gelacht?" frage ich sehr erstaunt, „warum denn? ich spiele doch keine komische Rolle, oder bin ich etwa so komisch in der Rolle?"

Zu weiterer Erörterung war keine Zeit, mein Stichwort wurde gesprochen, ich mußte auftreten.

Sowie ich mit meiner Eule sichtbar wurde, empfing mich

ein donnernder Jubelschrei, und als ich meine ersten Worte sprach, die den Vogel mit dem Beinamen „Mitternachtsküster" beehrten, kannte der Jubel keine Grenzen mehr! — Ich war entsetzt!! — Das wird ja recht munter, dachte ich, und spielte mit Todesverachtung weiter. Bei jedem Hüsteln — ausgelassene Heiterkeit, und gar beim ersten großen Hustenanfall solche Fröhlichkeit, als wenn ich den witzigsten Einfall zum Besten gegeben hätte. Ganz geknickt gehe ich nach meiner Scene von der Bühne, und in allen Coulissen stehen die Collegen mit den vergnügtesten Gesichtern; der Director freut sich am meisten.

„Das ist ja schrecklich!" rufe ich, „wie soll denn das werden, die Situation steigert sich ja doch immer mehr?!"

„Ja, haben Sie denn das nicht gewußt?" lautet die Antwort. „Vormittags besucht man hier am heutigen Tage die reichgeschmückten und erleuchteten Gräber und Abends den „Kind und sein Müller", (wie es in der Volkssprache heißt) um eine „Hetz" zu haben."

Wie gesagt, das größte Vergnügen hatte der Direktor über meinen Schreck; — aber ich sollte gerächt werden, noch an demselben Abend, denn auch er sollte unfreiwilliger Weise zur Heiterkeit des Publikums beitragen.

Der Director war ein Original; ungemein leicht erregt, konnte er mit irgend Jemand vom technischen Personal sich furchtbar ärgern und schreien, daß man glaubte, die Seele ginge ihm aus dem Leibe, während er sich in demselben Athem mit dem gemüthlichsten Tone an einen neben ihm stehenden Schauspieler mit den Worten wendete: „Hören's, machen wir morgen eine Parthie nach Kirchdorf? — es giebt

schön' Wetter! — Er war selbst Regisseur der Oper, und diesem Umstande konnte man es vielleicht zuschreiben, daß er großen Sinn für Aeußerlichkeiten hatte; es machte ihm ein Hauptvergnügen, wenn er lebende Bilder stellen konnte, und wenn es nur irgendwie ging, so brachte er im Schauspiel, um das er sich sonst gar nicht kümmerte, einen weiblichen Genius mit zwei Flügeln oder dergleichen an. So hatte er für den „Müller und sein Kind" nach langem Suchen etwas Neues erfunden: er wollte die Kirchhofscene recht unheimlich machen, und meinte, daß ein lauter und für das Publikum vernehmbarer Pendelschlag der Kirchthurmuhr die beabsichtigte Wirkung hervorbringen müsse. Nachdem zu diesem Zweck bereits Mehreres versucht und wieder verworfen war, hatte ihn ein Theaterarbeiter darauf aufmerksam gemacht, daß sich an jeder Couliſſe eine Art Schieber von Eisen befindet, der den Zweck hat, die vorgeschobenen Decorationsstücke zu befestigen, wie man es übrigens nur noch bei Theatern älterer Einrichtung findet. Wenn man nun diesen Schieber auf und nieder zöge, so gäbe das ein Geräusch, als wenn sich in einem rostigen, alten, sehr großen Schlosse ein Schlüssel knarrend umdrehe: Knack, knack! Man versuchte, und siehe, der Ton wurde ausgezeichnet gefunden; sehr laut, und doch unheimlich, wie der Pendel einer alten ländlichen Kirchthurm-Uhr wohl „knacken" konnte. Diese neue Nüance war natürlich auf den Proben nicht gemacht, überhaupt keinem der Mitspielenden ein Wort davon gesagt worden, so daß fast Niemand etwas davon wußte.

Der dritte Act beginnt. Decoration: Kirchhof, Schneelandschaft, im Hintergrunde rechts die Dorfkirche; ganz im

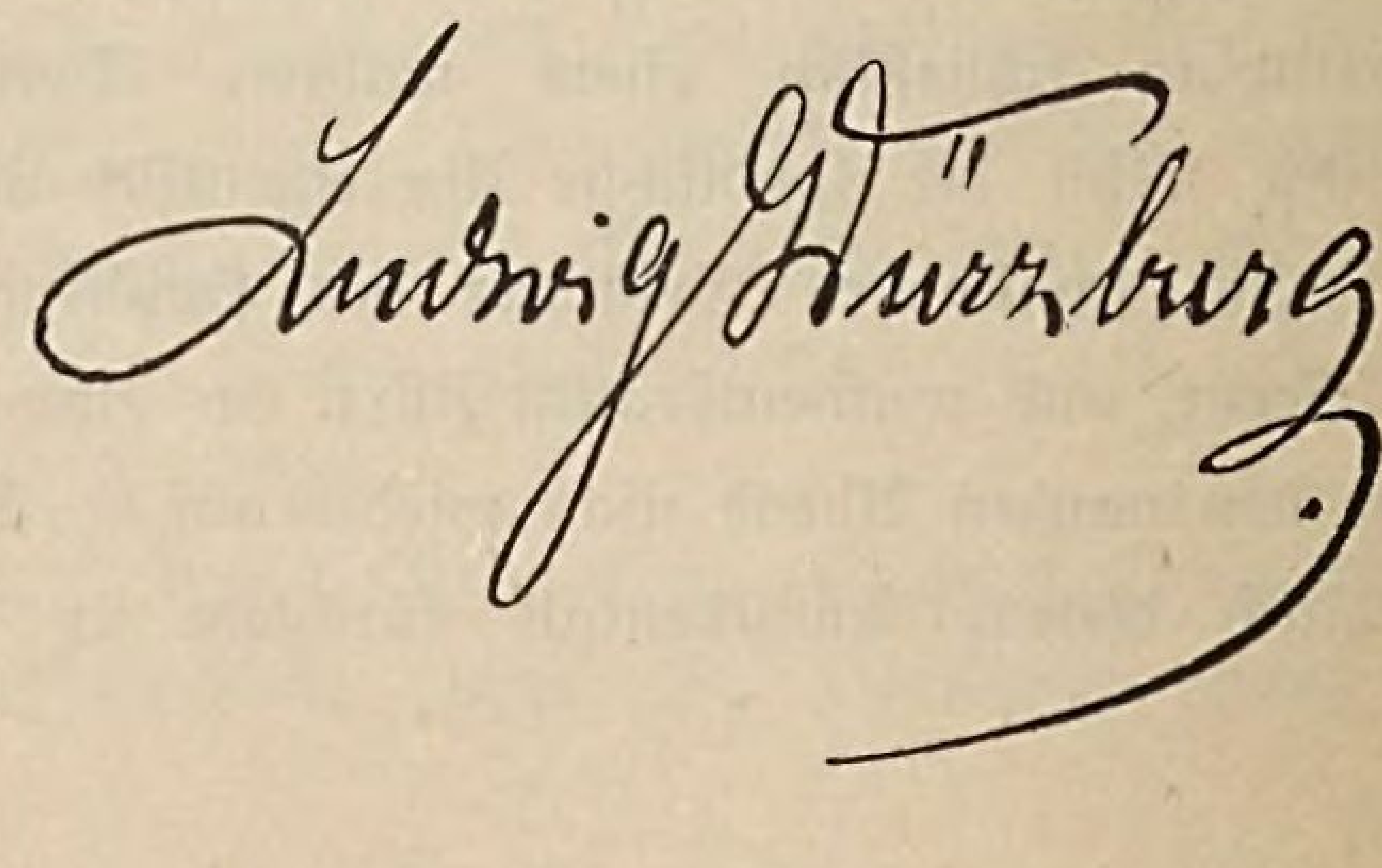
Vordergrunde links eine Rasenbank, hinter dieser, bei der ersten Coulisse, steht der Director, stolz auf seine Erfindung, um den düstern Pendelschlag eigenhändig zu vollführen.

Knack — knack, — Conrad tritt auf, — dieser Conrad stand mit dem Director auf sehr schlechtem Fuße, — knack — knack, — Conrad setzt sich auf die Rasenbank. — Knack — knack, — er beginnt seinen Monolog. — Knack — knack, — das Geräusch, dessen Ursache er nicht kennt, stört ihn, er ruft ein vernehmliches „Pst!" in die Coulisse. Der Director läßt sich nicht stören, — knack — knack. — Conrad spricht weiter, wird aber unruhig, da das Geräusch nicht aufhört; er vermuthet eine Intrigue, um seine Scene zu stören; — ein gedämpftes „Donnerwetter!" fliegt in die Coulisse. Knack — knack, — der Director wird aufmerksam, und ruft: „Sprechen's weiter, das geht Sie nix an!" — Knack — knack. „Verdammte Schmierenwirthschaft!" ruft Conrad zurück. – Knack, knack, knack, — der Zorn des Directors beginnt zu steigen. „Seien's ruhig, sag' ich!" — Der Pendelschlag kommt in ein merklich schnelleres Tempo. — Conrad ruft zurück: „Ich gehe von der Scene!" Der Director, in hellster Wuth, wirft Conrad alle möglichen Sottisen an den Kopf, läßt aber dabei den Schieber nicht los, zieht, je mehr seine Erregung steigt, immer schneller, immer schneller an demselben, so daß der Pendelschlag schließlich einen wahren Wettlauf beginnt, wie ihn selbst die ländlichste Uhr eigentlich nicht entwickeln darf. Ein schallendes Gelächter des Publikums unterbricht diese Scene, und wuthentbrannt stürzt der Director fort. Er wurde den ganzen Abend nicht wieder auf der Bühne gesehen.

Nach diesem Zwischenfall fürchtete ich sehr für den

Kirchgang der Geister, aber der heruntergelassene Gazevorhang, der Nichts deutlich erscheinen ließ, that seine Schuldigkeit, — es wurde nicht gelacht. Auch meine große Scene im vierten Acte, in der meine Tochter mir erzählt, daß sie von Conrad ebenfalls „gesehen" wäre, ging ruhig vorüber, — ich spürte allerdings, daß das Gelächter bereit war, auszubrechen, ich balancirte wie ein Seiltänzer mit meinen Worten, aber das Publikum blieb äußerlich wenigstens ruhig, und ich konnte mich auch „unbelacht" vom Schlage treffen lassen. Ich war nicht wenig stolz, daß ich schließlich doch die Heiterkeit des Auditoriums besiegt hatte und wünschte nur, den alten Müller einmal vor einem unbefangenen Publikum spielen zu können. Im Anfang meines Engagements in Cassel, fragte mich der nun verstorbene Intendant, Carlshausen, ein liebenswürdiger, feinfühlender Mann, welche Rolle ich besonders gern spielen möchte, worauf ich ohne Besinnen antwortete: den Müller Reinhold in „Der Müller und sein Kind." — „Von wem ist das Stück?" — „Von Raupach." — „Ach, von Raupach! Ich werde es lesen." Nach einigen Tagen kam er mit einem ungemein bedenklichen Gesicht auf mich zu: „Sie wollen doch nicht in diesem Stücke spielen?! Um Gotteswillen! Darin kommen ja Gespenster vor!!"

Er hatte Recht. — Schade, daß er Recht hatte!



Paul Ehrke.

Mein Vater war Hofbeamter in Schwerin und hatte demzufolge freies Entree zu den weltbedeutenden Brettern der kunstsinnigen, großherzoglichen Residenz, eine höchst angenehme Vergünstigung, an welcher wir drei Kinder uns abwechselnd lebhaft betheiligten, und wenn nicht just schon zwei Geschwister im heiligen Musentempel saßen, konnte auch ich con amore in dieser Zauberwelt schwelgen. Dies ist die passende Bezeichnung für meine Theater-Passion, welcher meine Eltern übrigens recht kühl gegenüberstanden; über die Erlaubniß, diese oder jene Vorstellung zu besuchen, erstreckte sich ihre Güte in dieser Richtung nicht. Im Uebrigen war längst im Familienrathe beschlossen, daß ich Kaufmann werden sollte. Zu diesem Behufe wurde ich, mit allen zweckentsprechenden Instructionen und sonstigem schätzbaren Material ausgerüstet, als sechszehnjähriger Jüngling, zu einem Kaufmann in Güstrow geschickt, der mich in die Geheimnisse der Manufactur- und Tabacks-Branchen einweihen sollte. Ich habe indeß auf diesem Felde weder meinem neuen Protector, noch dem Urheber meiner Tage Freude gemacht; meine

merkantilen Leistungen blieben höchst unbedeutend, — der Theaterteufel steckte mir im Leibe, und die Werke der schönen dramatischen und musikalischen Literatur lockten mich immer wieder von Cladden, Conto- und Hauptbüchern fort. Leider fand ich auch bei dem Commis dieses Geschäftes nicht das geringste Verständniß und Interesse für meine theatralischen Neigungen, so daß ich es für gerathen hielt, dieselben vorderhand noch keusch zu verhüllen. Aber es sollte bald anders kommen: jener barbarische Commis räumte eines Tages seinen Platz einem Anderen, und dieser Andere, das war der Mann nach meinem Herzen, den ich als Helfer, als Mitspieler und — moralische Stütze brauchte. Es war ein hübscher blondgelockter junger Mann, dessen ideales Exterieur das Beste versprach, — und das hat er getreulich gehalten. Es lag weniger im Interesse unseres Chefs, als in dem seiner beiden gleichgesinnten „aesthetischen" Commis, daß das Geschäft nicht eben florirte, und daß wir somit Zeit und Muße genug hatten, „Ladenhüter" und auch andere, dankbarere Rollen zu spielen. Wir hatten so furchtbar viel Zeit übrig, daß wir ganz nach Belieben statt der Waarenstücke, die Zukunft vor uns aufrollen konnten, zumal wenn der Herr Prinzipal verreist war und von anderen Plätzen aus seinem Geschäfte zu Hülfe kam. Bald meinten wir auch mit dem Dichter, daß nun genug der Worte gewechselt seien, und gingen zu Thaten über, zu regelrechten ausgewachsenen Haupt- und Staatsactionen; an „Proben" und geeigneten „Stoffen" zur Improvisation von Bühnen-Costümen fehlte es uns ja nicht, und so metamorphosirten wir uns, so gut es ging, täglich in neue poetische Idealgestalten und tractirten unbarmherzig den Schiller und

andere für derartige meuchlerische Zwecke geeignete Dramatiker, wobei es nicht nur äußerlich immer bunter herging, — und unsere Dreistigkeit im Verkehr mit den berühmtesten Autoren wuchs täglich. Eines Tages waren wir wieder in einem Hinterzimmer mit vollem Eifer bei dieser wenig „verschämten Arbeit" und erstatteten uns gegenseitig die schönsten Complimente, als wir plötzlich durch das Klingeln der Ladenglocke erschreckt wurden. Ohne das Herein! abzuwarten, stand Jemand im Laden; wir waren in einer nicht geringen Verlegenheit, da wir Beide ziemlich groteske Figuren machten, die nicht im geringsten Grade den geschäftlichen Usancen entsprachen. Blitzschnell hatten wir uns einiger der überflüssigsten Requisiten entledigt; ich war der Erste, der einigermaßen „glaublich" wieder aussah, und trabte so schleunig, wie es mir der eine Ritterstiefelschaft gestattete, in's Vorzimmer, um den für uns sehr unbequemen Kunden zu bedienen. Ich muß einen sehr komischen Eindruck auf ihn gemacht haben, denn er lachte herzlich, als er mich in meinem curiosen Habit erblickte. Er ahnte damals so wenig wie ich, daß wir dereinst in engere künstlerische Beziehungen treten würden. Nachdem er eine Kleinigkeit gekauft hatte, entfernte er sich wieder.

Jener damals so unwillkommene Herr ist später mein Gesanglehrer geworden; es war der vorzügliche Tenorist Friedrich Rebling, der am Rostocker Stadttheater unter Heinrich Behr's Direction engagirt war, und mit Collegen, wie Betz, Natalie Hänisch &c. zu einem Monatsgastspiel nach Güstrow gekommen war. Nun wirkt er seit Jahren mit Auszeichnung als Professor am Leipziger Conservatorium, und seinem rationellen Unterricht habe ich Alles zu danken, was

ich bin; denn aus dem Bann des Theaters ward ich nicht wieder frei, während mein derzeitiger Manufactur-College nur auf kurze Zeit den Musen fröhnte und dann wieder reuig zur Elle zurückkehrte, die er nie hätte verlassen sollen. Ich hatte das Glück, meine Begabung in manchen guten Engagements verwerthen zu können, meist im deutschen Vaterlande.

Auf meinem Wege lag aber auch die herrliche Stadt Wien, die mir durch mehrere für mich bedeutsame Erlebnisse in besonders freundlicher Erinnerung geblieben ist; denn dort habe ich meine jetzige Gattin kennen gelernt, habe bei dem berühmten Capellmeister Dessoff, der nun in Frankfurt a. M. fungirt, ersprießliche musikalische Studien getrieben, und endlich ward ich dort dem Director Witte vorgestellt, der mich für das Leipziger Stadttheater engagirte. In Leipzig habe ich den wackeren Rebling, Güstrower Angedenkens, wiedergefunden und fröhlich mit ihm zusammen gewirkt im Zeichen Lortzing's und anderer liebenswürdiger Meister, und die Trennung von diesem trefflichen Künstler, Collegen und Lehrer ward mir besonders schwer. Aber mir winkte ein neues Leben in der stolzen Elb-Metropole, und am Hamburger Stadttheater habe ich denn auch meine Wünsche voll und ganz befriedigt gefunden; ob ich auch diejenigen des Publikums erfüllt habe, — „davon schweigt des Sängers Höflichkeit."

Paul Ehrke.

Emil Thomas.

Hol' dich der Teufel! – Das waren die letzten Worte meines seeligen Großvaters, als ich ihm (im Jahre 1855) meinen festen Entschluß, zum Theater zu gehen, mittheilte! — In seinem ehrbaren Hause, nach seiner Meinung zu einem gesitteten Kaufmann erzogen, erschien ich ihm mit meinem Vorhaben geradezu verdammungswürdig!

Das Ende vom Liede war: — entweder wirst du, wie ich's beschlossen, Kaufmann, oder du ziehst deinen eignen Weg — aber auch sofort aus dem Hause! — Was blieb mir übrig; mit fünf und zwanzig Thalern, die ich erhielt, ging ich in die Welt. Von Heinrich Smidt, dem bekannten Verfasser der Seeromane, erhielt ich ein Empfehlungsschreiben an den Berliner Theater-Agenten A. Heinrich. Dieser, ein Gott in seinem Reiche, fuhr mich, den schüchtern nahenden Jüngling von siebenzehn Jahren, in folgender Weise an: „Wo haben Sie bis jetzt gespielt?" — „Gespielt?" fragte ich erstaunt „noch gar nicht — ich will erst spielen". „Noch gar nicht aufgetreten und dann kommen Sie zu mir? — Sie sind wohl toll!" — Damit drehte er mir den Rücken und rauschte in seinem rothen Sammetschlafrock in ein

anderes Zimmer, die Thür hinter sich zuschlagend! — Ein kleiner, liebenswürdiger Herr, an einem Pulte beschäftigt, sah mein grenzenlos verlegenes Gesicht und erbarmte sich meiner. „Sie wollen sich wohl der Bühne widmen?“ — fragte er mich! „Widmen“ — wie schön klang dieses Wort nach der barschen Abfertigung des Tyrannen von vorhin. „Ja wohl“ — stotterte ich. — „Nun, dann kommen Sie heute Abend acht Uhr in's Uraniatheater in der Kommandantenstraße 76. Vorher gehen Sie aber zum artistischen Leiter dieses Theaters, Herrn Herrmann, und stellen sich ihm vor — wir brauchen noch junge talentvolle Leute.“ Damit entließ er mich in wirklich vertrauenerweckender Weise. Also angenommen! Ein Engagement! Wer kann die Empfindungen beschreiben, die sich da eines für die Kunst glühenden Jünglings bemächtigten. Ich stürzte die Treppe hinunter, und traf unten im Hausflur einen etwas bejahrten Herrn mit langen Haaren und sonstigem genialen Aeußeren, seinen Anzug mit einer Flüssigkeit benetzend und dann tüchtig reibend. Erstaunt blieb ich stehen und fragte unwillkürlich, was er da beginne. „Ich mache mich courfähig“ sagte er — „das ist Fleckwasser“, und sofort versuchte er den bereits sehr lange getragenen Frack von seinen überflüssigen Fettsubstanzen zu befreien; dann zog er ein paar ehemals weiß gewesene Glacés hervor, rieb seinen Hut mit dem Ellenbogen glänzend und sagte, sich die Treppe hinauf bewegend: „Junger Mann, wenn ich jetzt hinauf komme, dann ist mir Rostock sicher!“ und verschwand nach oben. Rostock also war das Ziel seiner Wünsche, — ach, wenn ich doch auch erst nach Rostock könnte! — dachte ich, das Haus verlassend und schlenderte, in tiefem Nachdenken über den kommenden

Abend, zu dem mir bezeichneten artistischen Director. — Auf ein zweimaliges Klopfen öffnete sich die Thür des Allgewaltigen; ich erblickte einen großen, nicht häßlichen, in einen phantastischen Morgenrock gehüllten Künstler, eine Seite des Kopfes noch in Papilloten, die andere schon gekräuselt. — Nachdem ich mein Anliegen in höchst verwirrter und unzusammenhängender Form vorgebracht, legte sich der Bedeutende nachlässig auf ein für seine Figur etwas zu kurzes Sopha, so daß die Beine viel höher lagen, als der noch nicht ganz frisirte Kopf, und sprach in einer langen, gut gesetzten Rede von den Gefahren und Enttäuschungen, die das Theater den Kunstjüngern brächte — daß er es für seine Pflicht hielte, Jedem abzurathen, der sich ihm wie ich mit meinem Anerbieten nähere! — Nachdem ich ihm meine glühende Leidenschaft für den zu erwählenden Beruf mitgetheilt — verlangte er einen Vortrag, eine Declamation von mir! — Jetzt hieß es sich zusammen nehmen; er wollte also eine Probe machen! — Ich besann mich und sagte das bekannte Gedicht von Rüthling „Der Polizeibericht" mit aller mir zu Gebote stehenden Mimik und Pantomimik her. — Manchmal lächelte mein Meister, dann verzog sich sein Gesicht in Falten, ja er ging an's Fenster, öffnete dasselbe, sah auf die Straße, während ich, in fieberhafter Erregung immer schneller werdend, nur noch die Verse herunterrasselte! Nachdem ich mit meinem Aufsagedienst zu Ende, sagte er etwas zerstreut: „Nun denn, kommen Sie heute Abend in's Uraniatheater und melden Sie sich bei mir," und entließ mich mit einer Handbewegung, die mich sofort an den Hofschauspieler Rott erinnerte, der in einer Gesellschaft im Hause Dr. Heinr. Smidt's, bei der ich auch zugegen war, dem aufwartenden

Dienstmädchen die Butterbrode, die zum Thee gereicht wurden, mit dem Citat: „Ich gebe euch Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken,“ ablehnte! Das arme Mädchen, das den großen Rott nicht verstand, heulte erschrecklich und meinte: so dumm sei sie doch garnicht, um gleich nach Madrid zu müssen!

Wieder also war ich einen Schritt näher und der Director selber hatte mich um 8 Uhr bestellt. — Nach Hause zu gehen, dazu fehlte mir die Ruhe — die Aufregung hatte sich meiner derartig bemächtigt, daß ich weder an Essen noch Trinken dachte — ich schlich die Linden und Strecken der Friedrichs-Straße wohl zwanzig Mal entlang, bis der Abend kam. Punkt acht Uhr stellte ich mich im Theater ein; im Versammlungszimmer saßen schon mehrere „Vergnüglinge“. So wurden nämlich alle die Dilettanten genannt, die dort jeden Sonntag ihr Licht leuchten ließen. Als ich hereintrat, mußte ich mich einer unwillkürlichen Musterung unterwerfen; das noch eben sehr eifrig gepflogene Gespräch stockte, es wurde todtenstill. Da erschien plötzlich mein Gönner vom Morgen, kam auf mich zu und stellte mich der Gesellschaft als Kunstjünger vor, nahm mich mit auf die Bühne hinaus, und flüsterte mir dabei zu, daß er der Souffleur sei — ich sollte nur Alles sagen, was er mir vorsagen werde.

Jetzt begann die Probe! Der Director übergab mir eine Rolle, die ich in aller Eile durchsah, und achtete gar nicht auf meine Umgebung, die, wie ich dann später bemerkte, jede meiner Bewegungen beobachtete und mich mit neidischen Blicken verfolgte; es waren nämlich noch zwei andere Kandidaten außer mir für diese Rolle da, die mich als den Bevorzugtesten beargwöhnten. Das Klingelzeichen ertönte und die

Probe begann. Der Director gab mir einen Wink aus der Coulisse, auf die Bühne zu treten; da stand ich nun zum ersten Mal auf dem Theater! Der Director selbst spielte die Titelrolle — es wurde „Steffen Langer aus Glogau" gegeben und mir war der rothhaarige Seilergeselle Jonathan zuertheilt! Meine ersten Worte, die ich zu sagen hatte, stolperten kaum über meine Zunge, doch mein Gönner, der sich die erdenklichste Mühe im Souffleurkasten gab, mir Alles so deutlich wie möglich vorzusagen, hatte sehr bald einen gelehrigen Schüler an mir, denn die späteren Sätze meiner Rolle sagte ich, schon couragirter gemacht, sehr gut nach, so daß derselbe zu wiederholten Malen aus dem Souffleurkasten rief: „Der junge Mann hat Talent — der wird's ganz gut machen!" Der Director nickte bejahend, und nun erfuhr ich erst — als die anderen Kandidaten entlassen wurden — wie sehr dieselben meine Unbrauchbarkeit gewünscht und erwartet hatten! Ich war überselig und stand in den Scenen, in welchen ich nichts zu thun hatte, in den Coulissen, alle Arrangements, sowie die Probe und deren Vorkommnisse anstarrend. Während dessen wurden Erfrischungen hereingegeben — den Damen Thee, den Herren Kaffee. Auch mir präsentirte man eine Tasse Kaffee, die ich schüchtern nahm und ebenso verzehrte. Die Probe war zu Ende und spät in der Nacht kehrte ich in meine Behausung heim. Am nächsten Tage bei der Vorstellung ging Alles vortrefflich und innere Freude verzehrte mich förmlich, denn die Direction war zufrieden. Nicht lange währte mein Aufenthalt am Urania-Theater. Fort zog's mich in die Welt, und eine gute Gelegenheit dazu war auch bald zu finden.

Von einem durchpassirenden Schauspieler ermuntert, nach

Sachsen zu gehen und dort mein Glück zu suchen und zu finden, nahm ich diese Offerte an und reiste mit ihm nach Schneeberg in Sachsen. Der Director hieß Pitterlin; Gage gab es nicht, — man spielte für Victualien. Dies Verhältniß war so: an der Casse stand ein großer Korb, in welchen die Zuschauer ihren Tribut hineinlegten: Brot, Kartoffeln, Käse und wenn's einer sehr nobel trieb — Eier! Wir spielten nur Stücke starken Kalibers: „Der Wahnsinnige", „Die Giftmischerin", „Die Grabesbraut" 2c.; bei letzterem Stücke erinnere ich mich, zwei Kohlrüben und ein Stück Brot als Antheil erhalten zu haben. Und dafür spielte ich den Gustav Wrangel! Vielleicht glich sich für die Zuschauer Leistung zu Leistung aus, — aber ich glaubte mehr erwarten zu dürfen!

Diese sogenannten Einnahmen wurden nach der Vorstellung vom Director unter die Mitglieder vertheilt.

Nachdem einige Monate unter diesen erschwerenden Umständen verstrichen waren, löste sich die Gesellschaft auf, und fort ging's per pedes durch Sachsen nach Dresden! Hier glaubte ich mein Heil zu finden, doch vergebens, — und Berlin hieß die Losung! — Da war ich nun wieder, und wer kann meine Freude ermessen, als mir beim ersten Besuche, den ich einem Agenten machte — mir sofort ein Anerbieten nach Rostock wurde! — Rostock, jetzt hast du's! Sofort fiel mir der alte Mime ein, den ich bei meinem ersten Gange zum Theater auf der Treppe des großen Agenten getroffen. Ich griff mit Freuden zu, — und der nächste Tag sah mich auf der Fahrt noch Rostock. Hier nun erblühten mir wirklich entzückende Tage, und oft gedenke ich derselben in froher Erinnerung.

Ja selbst die letzte Stunde, die damals eine etwas eigenthümliche Stimmung in mir hervorrief, hat mich später oft lachen machen. — Damals waren die Paßangelegenheiten sehr schwierige; man mußte, um keine Unannehmlichkeiten zu haben, mit einem gut visirten Passe versehen sein. Dessen eingedenk, begebe ich mich vor meiner Abreise in's Paßbureau, fordere meinen Paß und ersuche um das betreffende Visa. „Wie heißen Sie?" fragte der Beamte; ich nannte meinen Namen. Er sucht und sucht, steigt von einer Leiter auf die andere — findet Nichts. „Ihr Paß ist garnicht hier" ruft er mir schon etwas gereizt zu „Sie haben ihn nicht abgegeben, — das wird Strafe kosten!" „Aber erlauben Sie," bemerkte ich, „gleich am ersten Tage habe ich ihn selbst hergebracht!" — „Merkwürdig" murmelte er, „nicht zu finden." Da erhebt sich hinter einem anderen Pulte im Zimmer ein älterer Herr und sagt mit nicht wiederzugebender Hoheit: „Ja, was sind Sie denn?" „Schauspieler" antwortete ich. „Na so" entgegnete er, und zum Ersteren sich wendend: „Sehen Sie mal bei V. nach, unter „V a g a b o n d e n", da wird er wohl liegen!" Und richtig so war's! — Ich erhielt mein Visa und reiste desselbigen Tages ab. — — —

Beim weiteren Durchblättern meines Tagebuches fällt mir der Zeitabschnitt K ö l n 1859 in die Augen. Eberhard Theodor L'A r r o n g e! — Wer den kleinen Mann, mit stark angelegtem Embonpoint, dem runden Gesicht, und seinen freundlich blinzelnden Augen gekannt hat, wird begreifen, daß derselbe demjenigen, der mit ihm zu verkehren hatte, unvergeßlich sein wird. Als Mensch in jeder Beziehung der liebenswürdigste, leutseligste und streng rechtlichste Character, verband er damit als Director

ein gewisses Etwas, das heute so ziemlich im Theaterleben verschwunden ist. Seine Mitglieder bildeten gewissermaßen eine Familienkette. Er war Helfer und Berather für Jeden und mancher von Sorgen Gequälte hat durch ihn Erleichterung erfahren. Dabei war Humor sein stetes Banner. Unermüdlich auf den Proben und Vorstellungen mit seinen nie versiegenden Scherzen, ging er, alle übrigen aufmunternd, wie ein Feldherr voran. Daß unter diesen Umständen ein stets harmonisches Zusammenleben und fröhliches Arbeiten an der Tagesordnung war, ist selbstredend. Wir Jüngeren schlugen auch mal über die Klinge, machten unser Coulissenspäßchen; es wurde nicht pedantisch gerochen — höchstens sahen wir L'Arronge mit einem gewaltig ernst gezogenen Gesicht, das nebenher einen erst recht komischen Eindruck machte, uns eine Pauke voll Moral halten — und die Sache schloß mit einer Anecdote, die er uns zum Besten gab, und die er unnachahmlich zu erzählen wußte — so daß die Bestrafung für uns eigentlich zum Genusse wurde. Wie schon gesagt -- es wurde viel, sehr viel Drolliges inmitten der Gesellschaft geleistet, — jedoch eine Affaire, die mich heute noch lachen macht, trug sich bei einem Gastspiel Döring's zu.

Der Altmeister kam zu uns nach Köln zum Gastspiel, und trat als König Philipp in „Don Carlos" auf. Alles war am Morgen auf der Probe zum üblichen Empfange des großen Meisters auf der Bühne versammelt. L'Arronge erscheint mit unserem großen Gast — und die herzlichste Begrüßung des Bundes älterer Bekannten — sowie die Vorstellung der Uebrigen findet wie üblich statt. Jetzt beginnt die Probe. Unsere Souffleuse, — eine alte, magere, blasse Frau, — sitzt

im Souffleurkasten, bebend und zitternd, da ihr schon mitgetheilt war, daß mit Döring nicht gut Kirschen essen sei. — Nur der Eingeweihte kennt und weiß, was der Souffleur alles auf sich nehmen muß. Geht die Vorstellung gut, gefällt der Schauspieler, — so ist das natürlich, selbstredend. Geht's aber nicht so, gefällt Dieser oder Jener in den Rollen nicht, so ist der Souffleur oder die Souffleuse schuld, und es giebt bekanntlich Auftritte, die dem Laien fabelhaft vorkommen.

Also Döring tritt auf und spricht seine ersten Worte:

„So allein, Madame? Und auch nicht eine Dame zur Begleitung? Das wundert mich!"

Jetzt hält er inne, sieht zum Souffleurkasten, ohne die Insassin zu gewahren: „Erlauben Sie, das ist ein klassisches Stück, — da muß man seine Rolle wissen, — also bitte, schreien Sie nicht so, bitte nochmal von vorne!" Er fängt also an: „So allein, Madame?" — und — natürlich ist die Arme im Souffleurkasten still.

Nun fragt Döring: „Was ist los? den Anschlag wenigstens muß ich doch hören, was treiben Sie denn da?" Jetzt erblickt er erst das Gesicht im Souffleurkasten. Den Mund weit aufgemacht, den Kopf in die Schulter gesteckt, geht er, wie ein Panther athmend, in großen Schritten rückwärts, zeigt mit dem rechten Zeigefinger auf den Souffleurkasten, die lautlose Umgebung endlich fragend: „Was ist denn das? Das ist ja eine Leiche, von Leichen laß' ich mir nicht souffliren!"

L'Arronge, die einzelnen Mitglieder, Jeder giebt sich Mühe, ihn zu beruhigen, — er bleibt dabei: von Leichen läßt er sich nicht souffliren. Endlich läßt er sich herbei, die Probe wenigstens zu Ende zu bringen. Nach derselben wird großer

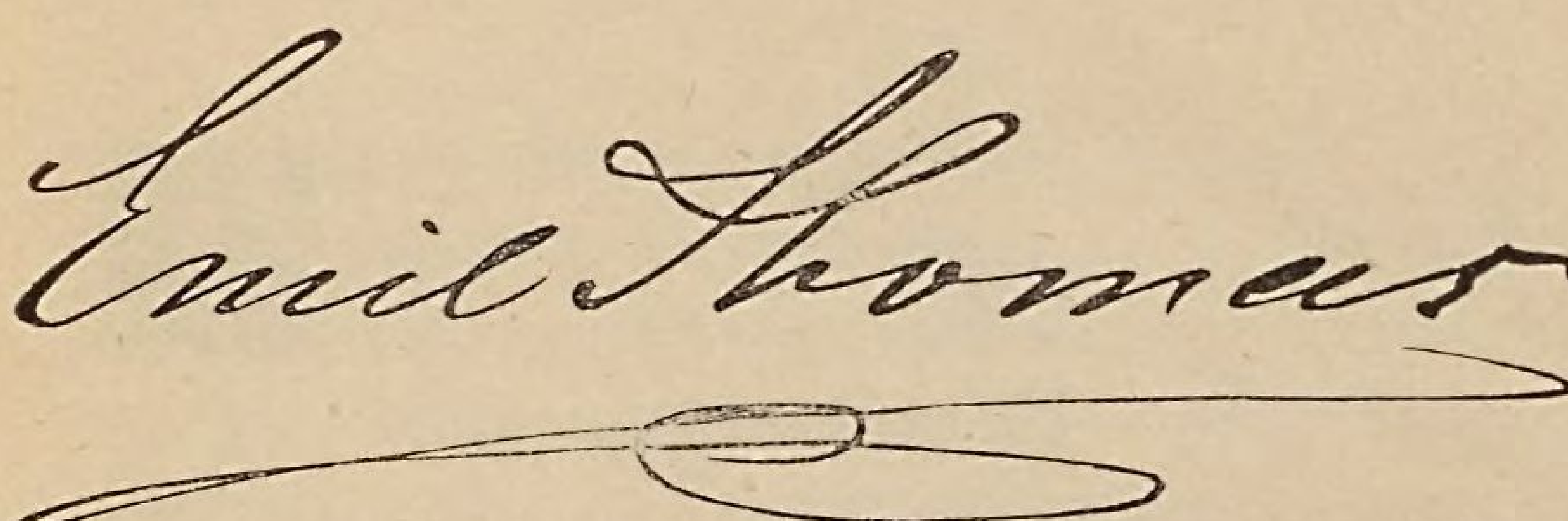
Kriegsrath gehalten, was zu thun, wenn Döring auf seinem Schein besteht. Endlich kommt L'Arronge zu der Ueberzeugung, daß es am Abend — bessere Laune geben, das den großen Meister bejubelnde volle Haus ihn gütiger stimmen wird. — Nicht derselben Meinung war ich und mein nun verstorbener College Albert Wisotzky. Wir wollen absolut den Bann, der den großen Meister gefangen hält, brechen. Sofort geht's zu einer Collegin, dort leihen wir uns einige Rosen und bunte Schleifen, dazu ein helles elegantes Kleidchen, falsche Haartour ꝛc. — und stürzen zur Souffleuse: „Dies müssen Sie für heute Abend anlegen, machen Sie sich damit so schön, wie Sie's vermögen, sonst ist's aus."

Die Frau, schon in Angst, daß ihre Stellung gefährdet sei, geht auf den Vorschlag sofort ein.

Der Abend kommt. Das Haus ist übervoll und L'Arronge, nicht ahnend, was wir vorhaben, geht schon, die Souffleuse suchend, um sie für den Gang der Vorstellung nochmals zu ermahnen, auf der Bühne hin und her. Wir hielten sie versteckt bis zum letzten Klingelzeichen und führen sie aufgeputzt mit Rosen im Haar, die Wangen geschminkt, in den Souffleurkasten.

Die Vorstellung beginnt. Jetzt tritt Döring auf; stürmisch empfangen, verneigt er sich und seine Blicke fallen auf die total veränderte Souffleuse. — Er stutzt, lächelt, schüttelt den Kopf und murmelt in sich hinein: „Bravo, bravo, sehr gut, vortrefflich!" — Den auf der Bühne Beschäftigten wurde es begreiflicherweise schwer, ernst zu bleiben; und mehr noch im Laufe des Abends, als Döring jedem der Collegen versicherte, die Alte habe sich merkwürdig seit dem Morgen erholt, sie sehe

ganz ausgezeichnet aus und mache einen „beruhigenden Eindruck". Die Vorstellung verlief auf's Glücklichste. Döring wurde bejubelt, und wir erhielten für unsern Einfall, über den später noch herzlich gelacht wurde, vom alten L'Arronge warmes Lob.



Betty Thomas-Damhofer.

Was für Erinnerungen knüpfen sich nicht an das erste Auftreten einer Kunstjüngerin, und wie stolze Hoffnungen, welche Luftschlösser werden nach dem vielleicht ziemlich glücklich ausgefallenen ersten theatralischen Versuch aufgebaut! Alles was zur Familie gehört, geht natürlich an dem großen Abend in's Theater; Freundinnen und Bekannte, selbst längere Zeit nicht gesehen, lassen es sich nicht nehmen, dem ersten Debut beizuwohnen, um ihr kritisches Urtheil abgeben zu dürfen. Ganz so war's bei dem meinigen. — Wochen vorher wurde ich befragt und bestürmt: „Woan tritt'st denn auf und in woas für a Roll'? wir sind allesammt im Theater."

Endlich war der Tag festgestellt und der Theaterzettel verkündete: Theater an der Wien, — „Der Bauer als Millionär" von Raimund, — mein erstes Auftreten als „Jugend". Auf der Probe ging Alles ganz gut, und die Collegen und Colleginnen beglückwünschten mich auf das Herzlichste. Im Laufe des Tages nahmen die Besuche von Theilnehmenden kein Ende, — sogar Schulgenossinnen erschienen, um mir ihre Freude kund

zu geben, mich am Abend bewundern zu dürfen. Aber eigentlich war's, wie sie mir später eingestanden, doch auch etwas Neugier, mich vorher noch einmal sehen zu können, ob ich keine Angst empfände und was für ein anderes Gesicht ich vielleicht bekommen habe u. s. w.

Nun kam der Abend! Die Rolle der „Jugend" hat bekanntlich nur im zweiten Act eine Scene. Ich trat aus der Garderobe und soll, wie mir selbst die Colleginnen versicherten, in meinem Costüm nicht übel ausgesehen haben. Meine Lehrerin, die vortreffliche Frau Herzog, und mein Musikmeister, der alte Müller, weithin durch seine entzückenden Compositionen bekannt, nahmen begreiflicherweise den lebhaftesten Antheil an dem Gelingen des ersten Versuchs. Carl Rott, der berühmte „Aschenmann", trat zu mir und sagte: „Mäder'l, Mäder'l, wenn Dir das Schicksal bestimmt, ewig die Jugend so spielen zu können, wie Du heut' ausschaust, dann kannst Dich beim lieben Herrgott bedanken!" Ich war selig, daß endlich mein heißester Wunsch, die Bühne betreten zu dürfen, in Erfüllung ging.

Nun begann der zweite Act, — keine Furcht beschlich mich, keine Spur von Lampenfieber, — im Gegentheil, ich war glücklich, endlich, — wie man sagt — losgelassen zu werden! Da ertönen die ersten Takte der Musik für meinen Auftritt. Ich stürze mit dem ganzen Ballet heraus, — ich singe, tanze und agire, wie es meine Rolle mit sich bringt, und fühle nicht, daß sich ein Schuh von meinen Füßen lös't, der, nur durch ein Band gefesselt, die merkwürdigsten Figuren in der Luft macht; tanze ich nach rechts, — ist mein Schuh in einiger Entfernung links, und so umgekehrt. Da plötzlich

bemerke ich, wie Director Strampfer, der bis dahin in seiner Loge der Vorstellung seine Aufmerksamkeit schenkte, auf die Bühne eilt und aus der Coulisse einer der Damen auf der Bühne zuwinkt, mir den Deserteur wieder zuzustellen. Dies geschieht nun auf die geschickteste Weise, indem mir plötzlich hinterrücks der betreffende Fuß in die Höhe geschnellt wird, und ich, die nicht wußte, was mit mir geschah, auf einem Fuße zappelnd, meine Scene mit Rott herunterspielte, der so herzlich zu lachen anfing, daß das Publikum kräftig mit einstimmte. Endlich war das Malheur geheilt: ich hatte meinen Schuh, und die Scene war zu Ende und mit ihr meine Rolle, worauf ich gerufen ward, die üblichen Debutanten-Bouquets in Empfang nahm und fröhlich und guter Dinge nach Hause fuhr. Hier erwartete mich schon mit hellem Jubel der Familien- und Bekanntenkreis. Alles umarmte mich, das Küssen und Herzen nahm kein Ende. Bei dem nun folgenden, höchst bescheidenen Nachtmahl wurde natürlich viel über mein Debut gesprochen, die Meinungen gingen hin und her, — doch den Hauptmittelpunkt bildete mein entwichener Schuh:

„Ich weiß nicht", sagte eine alte Tante, „das ist kein gutes Vorzeichen, Schuh verlieren bedeutet Unglück."

„O nein", erwiderte eine Andere, „im Gegentheil, Glück und Zufriedenheit."

Eine Dritte: „Schuh verlieren bedeutet im Lottospiel 44, morgen ist Linzer Ziehung, das werde ich sofort benutzen."

Und so ging's fort, bis man sich trennte. Mich aber, ich gestehe es, beschäftigte der Abend mit seinen Erlebnissen sehr lange! Nach einigen Tagen überkam auch mich die Neugier;

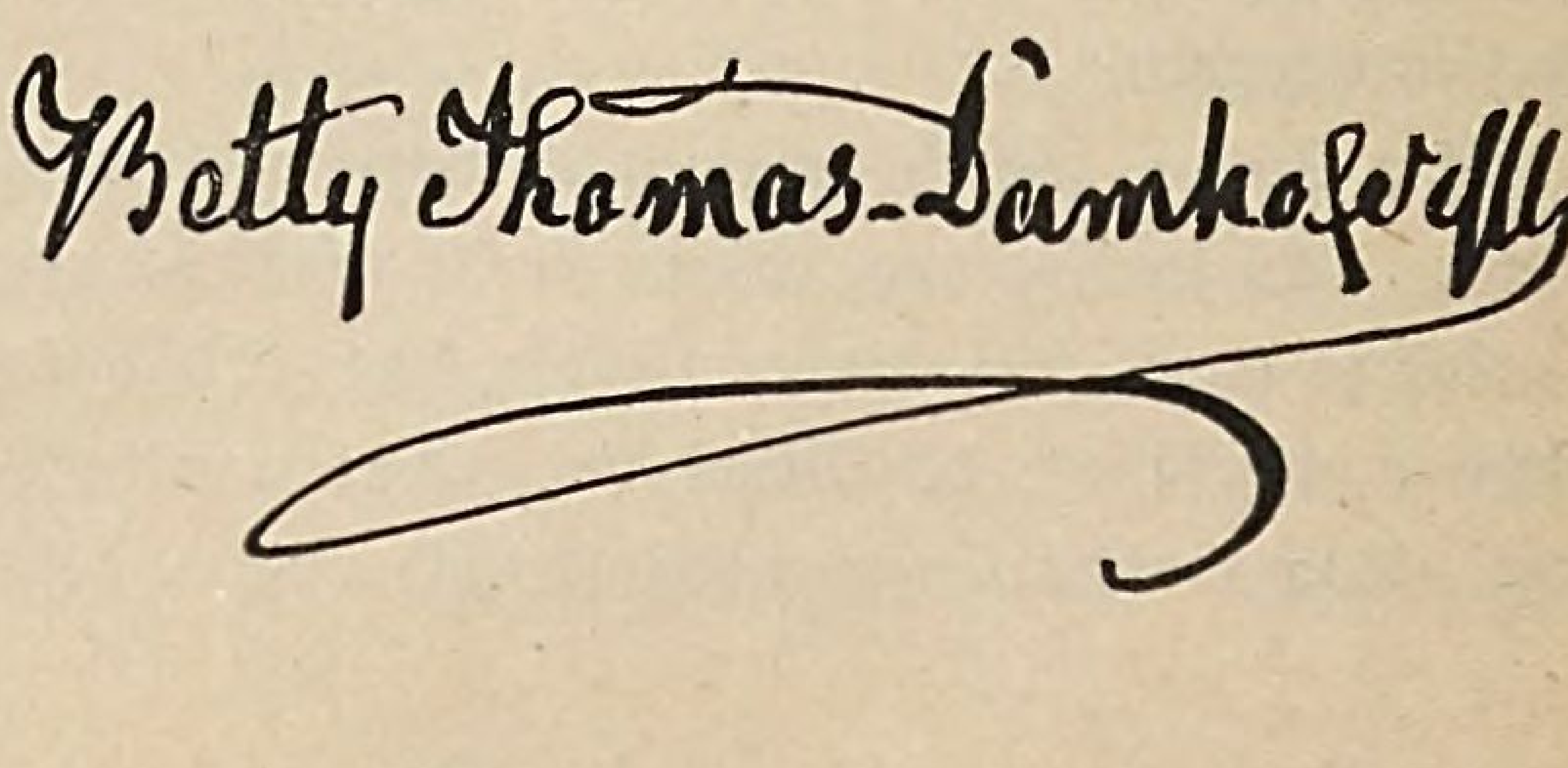
ich wollte wissen, was eine für mich so große Begebenheit bedeute, und stracks eilte ich zu einer wohlbekannten Kartenlegerin in der Leopoldstadt! Die Alte fragte zunächst nach allerlei gleichgültigen Dingen, endlich bat sie mich, ihr etwas speciell mich Betreffendes zu erzählen; sofort hatte ich meine Schuhgeschichte.

„Ei, ei!“, hob sie an: „Sie verlassen Wien, gehen weit in die Fremde hinaus, — heirathen, ja stehen mit einem Fuß schon im Ehestande.“

Trotz meines hellen Auflachens, versicherte sie mich noch an der Thür: — „So steht es im Buche des Schicksals, so wird es kommen und nicht anders!“

Wer kann sich in die Stimmung einer Wienerin versetzen, wenn sie von ihrem schönen Wien Abschied nehmen soll! Wien, der Inbegriff aller Glückseligkeit für jedes österreichische Gemüth! Es ist nicht Heimweh, nicht das Vermissen des Freundeskreises, — es ist der Gang des verzogensten und verwöhntesten, herzlich geliebten Kindes aus dem Elternhause. Mit diesen Gefühlen nahm ich einen mir gebotenen Engagementsantrag nach Berlin an! — — —

Die alte Sibylle jedoch hat Recht behalten, und glücklich und zufrieden denke ich noch oft an mein erstes Debut und an die Prophezeihung der Alten aus der Leopoldstadt.



Franziska Ellmenreich.

Wenn ich als ganz kleines Mädchen — es ist noch gar nicht so sehr lange her — in der Geographiestunde saß und unser Hauslehrer mit seinem zwei Meter langen Lineal, das er noch von seinem Vater, der Zimmermeister gewesen, besaß — an der großen Landkarte, wo die Städte kaum mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichnet waren, hin und her fuhr und das gefürchtete Lineal auf einem Punkte ruhen blieb — es war immer noch gut, wenn es blos auf der Landkarte ruhen blieb und sich nicht zu oft mit den spitzen Ellenbogen des mageren Kinderarmes in Berührung setzte, eine Lieblingsrichtung besagten Lineals, — wenn ich zur Strafe eine halbe Stunde lang eine schwere, schwere Bibel hoch halten mußte und Arm und Hand von Zeit zu Zeit erlahmten; wenn wir dann die Namen der Städte nach ihrer Lage nennen mußten, — da durchschauerte es mich jedesmal, wenn ich an die Reihe kam und so unsanft in meinen schönsten Träumereien gestört wurde.

Geographie war von vielen schwachen, stets meine schwächste Seite, und dann dachte ich auch in meinem Kinder-

sinn: was gehen mich denn alle die Städte an, wo sie liegen und wie sie aussehen, die ich doch nie sehen werde! Hätte ich ahnen können, daß gerade ich später so viel reisen sollte in meinem bewegten Leben — ich würde Ohren und Augen besser aufgemacht und meinem guten Lorenz weniger Kummer verursacht haben, als ich es in der That gethan, durch ein oft in's Blaue hinein geschleudertes: Paris, Berlin, Hamburg oder London, wenn er berechtigt war, ganz etwas Anderes zu verlangen. In der Folge nun lernte ich alle diese Städte genauer kennen, nicht blos mit dem Gedächtniß, auch mit dem Gemüth, mit dem Herzen, — keine aber auf eine seltsamere Weise, als die stolze Hauptstadt der Britten, das riesengroße, überwältigende London, das ich für so unerreichbar hielt.

Es war zwar freilich nicht zur Zeit der season, sondern zur Zeit eines eigentlich für Petersburg geplanten Gastspiels, als ich nach einer langen Reihe von Telegrammen und Briefen nach London folgende Depesche richtete:

Dover; 8.25; Lohengrin.

Diese drei Worte bedeuteten, daß ich mit dem am nächsten Tage 8 Uhr 25 Minuten früh hier abgehenden Zuge nach London abfahren würde, daß mich Adressat in Dover abholen sollte, und daß ich für die in Her Majestys Theater stattfindende nächste „Lohengrin"-Vorstellung Billets vorfinden möchte.

Mit dieser Reise nach London, beiläufig bei 22 Grad Reaumur Kälte, im December, bei sehr stürmischer Ueberfahrt, hatte ich den Zweck, mich dort — trauen zu lassen, und der Adressat dieses Telegramms war mein jetziger Gatte, der, zu dieser Zeit in London weilend, dort die Hochzeit vorbereitet hatte.

Goethe sagt irgendwo, daß man kein Fest demüthiger, stiller und freier von äußerem Pompe feiern sollte, als das Fest der Hochzeit, welches auf das ganze Leben von so unberechenbarer Wirkung sei. — Wie wenig auch heutzutage das Wort des Dichters im praktischen Leben gelten möge, so sehr waren wir Beide doch erfüllt von der Wahrheit dieses Ausspruchs.

Da war kein glänzendes Brautgefolge, keine ellenlange Hochzeitsschleppe und Predigt, kein Singsang, kein Schmuck, kein Ball mit Vertanzen des Brautkranzes — kein Flitterstaat! Myrthe und Orangenblüthe fehlten nicht, aber — — wir waren allein unter fremden Menschen, die unsere Sprache nicht einmal verstanden. . . . . .

Nachdem der feierliche Act vorüber, dinirten wir in St. James Hall, nachdem wir eine Spazierfahrt durch Hyde-Park gemacht, an einem ziemlich klaren Wintertage, und fühlten kaum, daß das Thermometer 22 Grad Reaumur Kälte anzeigte; der Abend war jenem herrlichsten Liebesgesange, dem „Lohengrin“ in Her Majestys Theater geweiht.

Begreiflicher Weise war die Woche, welche mir mein kurzer Urlaub in London gönnte, — denn ich hatte noch Gastspielverpflichtungen zu lösen, bevor ich als Frau in mein Heim zurückkehren konnte — besonders den dortigen Theatern, deren die Riesenstadt circa 50 mit größeren Bühnen zählt, gewidmet. Prince of Wales Theater ist als Musterbühne mit dem Théâtre Français zu Paris rivalisirend, bekannt. Das Lyceum (monatelang vorher ausverkauft) gab zu der Zeit die sechszigste Vorstellung des »Merchant of Venice«. Irving als Shylock und Miß Ellen Terry als Portia waren durchaus conventionell in ihrem Spiel, manierirt und zum Theil nach

unserem Geschmack carricaturenhaft, ungenießbar; der Engländer in überwiegender Zahl jubelt über diese Leistungen.

In Drury lane war »King Henry V.«, zum hundertsten Male mit einem Personale von 500 Köpfen dargestellt, zu einer Ausstattungscomödie geworden. Das Globe Theater gab damals die »Cloches of Corneville« zum fünfhundertsten Male. Am meisten interessirte uns »Drink«, eine sehr geschickte Bühnenbearbeitung des Zola'schen Assommoirs im Princess Theater mit einer Vollendung in den Einzelleistungen, wie im Ensemble dargestellt, dabei allerdings mit einem Realismus, daß ich mich eines ähnlichen erschütternden Eindrucks von der Bühne herab nicht entsinnen kann; u. A. spielt eine Scene in einer Volkswaschküche, die so treu ist, daß man die 20 bis 30 Weiber bis über die Ellenbogen im Seifenschaum ganz correct waschen sieht, und der Geruch der qualmenden Lauge bis in die Ränge hinauf steigt. Der Intriguantin des Stückes gießt ferner am Actschluß nach einem Wortwechsel die erbitterte, bis auf's Blut gereizte Frau des Geliebten der Person einen Eimer heißen Seifenwassers über den Kopf und wir sehen im Fallen des Vorhangs die triefende Gestalt dastehen und gönnen ihr fast dieses entsetzliche Bad, das sich die arme Künstlerin nun bereits zum zweihundertsten Male gefallen lassen mußte; man wird eben nicht einen Moment aus der Illusion gerissen. Diese und ähnliche realistische Durchführungen erstrecken sich aber auch auf die colossalen Einzelleistungen, die in diesem echten Volkstheater in so lebensvoller Form einen Eindruck auf die oberen Ränge besonders hervorbringen, daß ich glaube: dies Institut ist eine wirkliche Läuterungs-Anstalt durch solche wahre Menschendarstellung.

Kürzlich erzählte uns ein Engländer, es sei öfter vorgekommen, daß der Held des »Drink«, Charles Warner, der eine geniale Leistung geschaffen, von Frauen aus dem Volke rührende Dankschreiben erhalten, in welchen ausgesprochen, wie ihre Männer durch die Wahrheit seiner Darstellung vom Trunke geheilt und ihren Familien wiedergegeben seien; gewiß der höchste Triumph der Kunst!

In gleicher Vollendung sahen wir im Adelfi Theater „Niklas Nickleby", in welch ergreifender Comödie jedes Kind künstlerisch vollendet mitwirkt, und stehen die Gestalten alle in einer Frische und Lebendigkeit vor mir, als hätte ich sie gestern gesehen, und nie werde ich diese Eindrücke vergessen.

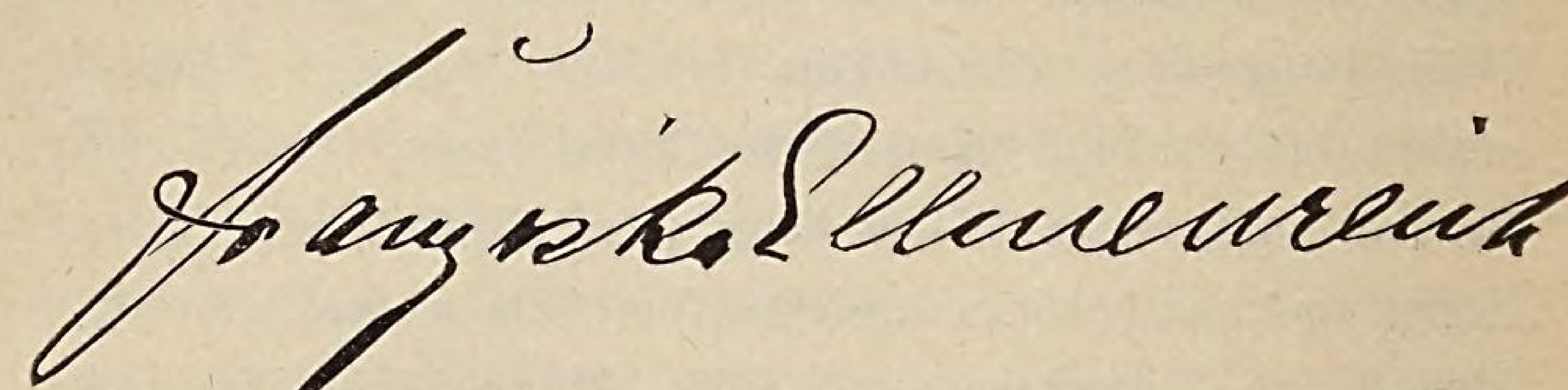
„Mademoiselle Favart" im Strand-Theater von einer französischen Truppe und der obenerwähnte „Lohengrin" von einer italienischen Gesellschaft in Her Majestys Theater waren, milde gesagt, stümperhafte Vorstellungen, für die man bei uns nicht ein Drittel des hohen Preises zahlen, nicht einen Schritt thun würde, sie zu genießen; dort stets großes Publicum, Beifall und Enthusiasmus in Fülle. Mittelmäßig war auch die Vorstellung eines modernen Dramas im Adelfi Theater.

Abgesehen von dem Interesse an der englischen Comödie, waren die Theater auch die einzigen Orte, wo man der unbeschreiblichen Kälte entfloh, denn sonst gab es keine Stunde während meines ganzen Aufenthaltes dort, in der ich gemüthliche Wärme empfunden hätte. In England kennt man solche Winter, wie der verflossene, schon seit einem halben Jahrhundert nicht mehr, und so findet man nirgends Doppelfenster, nirgends einen anheimelnden Ofen, der unser deutsches Zimmer so unendlich gemüthlich macht.

Eine riesige Oeffnung im Kamin läßt immer die Gluth eines Fabrikofens sehen und auch die eine Stelle, die dem Feuer am nächsten, empfinden; der ganze übrige Mensch bleibt Eis, innen und außen.

So fehlte auch die Elasticität, alle Sehenswürdigkeiten dieser unerschöpflich reichen Stadt, so viel als wünschenswerth gewesen wäre, zu genießen und recht zu würdigen, und mußten wir uns mit einem kleinen Theil genügen lassen, alles Andere auf eine mildere Jahreszeit versparend.

Dresden, October 1880.



Franz Bittong.

Es sind jetzt elf Jahre her, daß Richard Wagner's „Meistersinger" zum ersten Male in Mannheim aufgeführt wurden. Das war ein Ereigniß. Alles, was sich für Musik und Kunst interessirte oder zu interessiren glaubte, hatte schon mit Gier die Referate der Münchener Aufführungen verschlungen, man hatte die widersprechendsten Urtheile über die Oper gehört, und Wagner's Broschüre: „Das Judenthum in der Musik", hatte nicht wenig dazu beigetragen, die Aufregung auf den höchsten Grad zu treiben. Wie willkommen war da nicht die Gelegenheit, die Oper nun in nächster Nähe hören zu können! Ich hatte von Mainz aus, mit einem mir befreundeten Musiker, das Referat über die Mannheimer Aufführungen für eine größere Zeitung übernommen und wir machten uns nun emsig an das Studium der Partitur.

Ich hatte schon lange vorher in dem mir nahe verwandten Hause Schott (Verleger Wagner's), das Textbuch und einzelne Theile der Musik kennen gelernt und war entzückt davon; aber je mehr wir uns in das Studium der Musik vertieften,

um so mehr surrte und schwirrte es uns im Kopf, es war als ob wir eine fremde Sprache hörten, — man hört nur Laute, ohne Worte unterscheiden zu können — so daß wir sehr geneigt waren, uns im Voraus den abfälligen Urtheilen, die uns zu Ohren gekommen waren, anzuschließen. Dazu kam noch, daß wir, ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde, nicht zu der ersten Aufführung nach Mannheim reisen konnten, und daß mehrere uns bekannte Musiker, welche der Première beigewohnt, uns nicht genug von den Geschmacklosigkeiten der Oper zu erzählen wußten. Wir kamen also mit einem recht netten Vorurtheil zur zweiten Aufführung nach Mannheim.

Die Vorstellung begann. Von Moment zu Moment lauschte ich mit größerem Interesse dem Werke; jetzt, wo die Tondichtung verkörpert vor mich trat, wurde mir plötzlich klar, was Wagner gewollt. Ich war entzückt. Ich hatte nun Zeit, meinen Freund zu fragen:

„Nun, was sagst Du jetzt?"

„Großartig, großartig," flüsterte er.

Der zweite Act begann. Wir folgten mit gespanntester Aufmerksamkeit der Oper, nicht ahnend, daß für diesen Abend die Anti-Wagnerianer eine große Demonstration vorbereitet hatten und daß der Zufall uns gerade im Parquet mitten unter die demonstrationslustige Clique postirt hatte. Der zweite Act mit seinen herrlichen Hans Sachs-Scenen hatte unsere Begeisterung nur noch erhöht und wir fielen von ganzem Herzen in den Applaus ein, der dem Actschlusse folgte. Jetzt brach der gut vorbereitete Sturm los. Ein minutenlanges, betäubendes Pfeifen und Johlen machte plötzlich den Applaus verstummen. Darauf einen Moment lang Todtenstille.

Da erfaßte mich eine unbeschreibliche Wuth, wie ich sie nur ein einziges Mal in meinem Leben empfunden, die Wuth, daß man ein Kunstwerk entgelten lassen wollte, was man etwa an der Person des Meisters auszusetzen hatte. In meinem Zorne war ich auf den Sitz gesprungen und hatte aus vollen Lungen: „Bravo, Bravo! Hinaus mit den Pfeifern!" geschrieen. Jetzt brach der Beifallssturm von Neuem los, ein kurzer, aber sehr energischer Kampf, und die Opposition war besiegt. Als der Vorhang unter donnerndem Applaus zum dritten Male gefallen war, sammelte mein Freund und Mitreferent, der mich während der stürmischen Scene immer an den Rockschößen festgehalten hatte, mit trauriger Miene die Blätter der Partitur zusammen, die ich auf der Rücklehne der Vorderbank in Stücke zerhauen hatte.

„Wo sind die Pfeifer? Sie müssen hinausgeworfen werden. Wo sind sie?" tobte ich, noch immer aufgeregt, weiter.

„Aber, Mensch, siehst Du denn nicht? wir sitzen ja mitten unter ihnen", flüsterte mir mein Freund ängstlich zu, und in der That sah ich verschiedene Gesichter um mich, die mich mit sehr scheuen Blicken betrachteten. Sie glaubten jedenfalls, einen sehr streitbaren Klopffechter Wagner's vor sich zu haben. Die Plätze direct vor uns blieben aber für den Rest des Abends leer. Meine Wuth verwandelte sich indeß sehr bald in große Heiterkeit, als verschiedene Bekannte, die gleich uns nach Mannheim gereist waren, im Zwischenacte mit der Frage auf mich losstürmten:

„Um Gotteswillen, was hatten Sie denn? Sie waren ja der wahre Berserker." Auch der Verleger Wagner's kam

im Foyer lachend auf mich zu: „Ich muß Dir zur Belohnung eine neue Partitur schenken.“ — Ich habe sie aber bis heute noch nicht erhalten.

Am anderen Morgen besuchte mich der unter dem Namen Wallys bekannte Schauspieler von Moser, der Bruder des Lustspiel-Dichters; er war Mitglied des Mainzer Stadt-Theaters gewesen und hatte für den Sommer ein Engagement an der Sommerbühne angenommen. „Ich habe nächstens mein Benefiz“ sagte er „können Sie mir nicht ein kleines Stückchen dazu geben?“ Blitzschnell schoß mir die Idee durch den Kopf: wie wäre es, wenn man die Grundidee der „Meistersinger“ selbst benutzte und dieselbe realistisch, in humoristischer Weise verwerthete, Richard Wagner selbst als Walther von Stolzing, Hans Sachs als komischen Unpartheiischen, und die Componisten unserer Tage, Verdi, Flotow, Meyerbeer, Offenbach, Halevy, Mendelssohn u. s. w. unter den Gestalten des Beckmesser und der übrigen Meistersinger im Streite gegen die neuere Richtung vorführte? Jeder der auftretenden Componisten müßte nur seine eigene Musik singen und das Ganze in lustiger Weise nach allen Seiten Hiebe austheilen, so daß Wagnerianer und Antiwagnerianer sich gleichermaßen daran erfreuen könnten. Gedacht, gethan! „Lieber Freund, ich schreibe Ihnen das gewünschte Stückchen.“ „Erst schreiben? Mein Benefiz ist aber schon sehr bald.“ „Schön, morgen sollen Sie es haben.“ „Morgen?“ sagte von Moser etwas gedehnt, indem er mich etwas ungläubig, schräge über die Brillengläser ansah. „Ja, morgen.“ Ich machte mich an die Arbeit, die rasch von Statten ging, da die Handlung bereits gegeben war; ich arbeitete die Nacht durch, und am Abend des anderen Tages lag der

parodistische Scherz: „Die Meistersinger und das Judenthum in der Musik" fertig vor mir. Der Musikdirector stellte die Musik aus den verschiedenen Opernpartituren rasch zusammen. Die Proben, die ich selbst leitete, gingen vortrefflich. Sänger und Schauspieler waren mit ganzem Herzen bei der Sache, kurz, ich konnte mit den Vorbereitungen sehr zufrieden sein. So kam der Tag der Aufführung heran.

Das Haus — doch ich kann eigentlich nicht sagen das „Haus", ich müßte eher sagen der „Hain" war sehr gefüllt. Das Sommertheater war damals, wie überhaupt die meisten süddeutschen Sommerbühnen, in etwas primitiver Art construirt. Das verehrliche Publicum saß unter schattigen Platanen in Gottes freier Luft, das Orchester dito, nur die Bretter, die die Welt bedeuten, hatten ein Dach, das sie vor dem Zorne des Himmels schützte. Wenn es regnete, spannte das Publicum seine Schirme auf, das Orchester dito, und wenn es gar zu arg wurde, hob man die Vorstellung für ein Viertelstündchen auf, man ging in corpore in das nahegelegene Restaurant, und war der Regen vorbei, wurde wieder weitergespielt. Die Beleuchtungseffecte wurden natürlich alle der lieben Sonne überlassen, die denn auch, selbst wenn es auf der Bühne Nacht sein sollte und mußte, ruhig weiterschien. Beleuchtungsapparate wie Oellampen oder Gasflammen konnte man auch um so mehr als strafbaren Luxus betrachten, als die Vorstellungen stets mit Sonnenuntergang zu Ende waren. Im Uebrigen war es ganz nett.

Der große Tag war also da. Mein Stück sollte den Schluß der Vorstellung machen. Was vorher gegeben wurde, war mir selbstverständlich sehr gleichgültig, ich bemerkte auch

gar nicht, daß überhaupt etwas vorher gegeben wurde, ich bemerkte noch weniger, daß, als mein Stück begann, sich die Sonne schon bedenklich zum Untergange neigte, und doch sollte die Vorstellung noch eine ganze Stunde währen. Was war mir Hekuba, — mein Stück gefiel, man lachte viel und Scene um Scene wurde mit lebhaftem Applaus aufgenommen, ich schwamm in Wonne und hätte mich durchaus nicht darüber gewundert, wenn die Sonne mir zu liebe still gestanden hätte; doch ach, sie sank und sank immer tiefer, und immer tiefere Schatten breiteten sich auf die Erde. Die Nase des Musik-Directors versank immer tiefer in die Partitur, die, wie ich erst später erfuhr, nur aus Bleistiftnotizen bestand. Auch die Orchestermitglieder neigten sich immer tiefer über die Noten herab; ich bemerkte, wie einzelne derselben hülfeflehende Blicke nach Licht umhersandten, ich stürzte aus dem Zuschauerraum nach der Bühne. „Schnell Lampen her, die Musiker sehen nichts mehr!“ „Lampen?“ antwortete man mir mit bewunderungswürdiger Ruhe, „Lampen haben wir nicht“. Verzweifelnd laufe ich wieder nach vorne, es ist noch dunkler geworden, doch der Mann an der großen Trommel hat in seiner Tasche ein Lichtstümpfchen gefunden und es triumphirend auf sein Pult geklebt. Gott sei Dank, ein Lichtstrahl, aber die große Trommel kann mich auch nicht mehr retten. Der Musik-Director fängt an in der Partitur zu blättern und zu suchen, er hat den Faden verloren, im nächsten Augenblick muß Alles aus den Fugen gehen. Da tritt Offenbach auf die Bühne, das Orchester hat dabei die Gallopade aus „Orpheus“ zu spielen, der damals gerade noch en vogue war. Die Gallopade kennen sie und spielen sie auswendig. Oben auf

der Bühne beginnt ein Tanz, das Orchester setzt kräftig ein, es geht vortrefflich. Doch es muß Alles in der Welt ein Ende haben, auch die Gallopade aus „Orpheus". Oben auf der Bühne wollte die Handlung doch weiter gehen, und ein Theil des Orchesters machte auch den schüchternen Versuch, ein anderes Thema zu nehmen, aber die Majorität, die keine Noten mehr sehen konnte und doch die Waffen nicht strecken wollte, fing von Neuem den „Orpheus"-Galopp an, und sie spielten immer wieder „Orpheus" und oben auf der Bühne tanzten sie immer noch weiter, wie die Gespensterschatten um das Grab des Verworfenen. Ich stürze hinauf, sie spielen immer noch „Orpheus", dort oben werfen sie verzweifelte Blicke in die Coulissen und fragen: „Was soll geschehen?"

Aber sie tanzen, die Braven. „Vorhang herunter!" schrie ich. Wir waren mit dem Stücke kaum über die Hälfte gekommen. Und man war noch so freundlich zu applaudiren. Als ich wieder herunter in den Garten kam, war er leer und öde, wie meine Seele. Nur unter einem Baume saß im tiefen Schatten „ein Mann von Politur", — er war ein Möbelhändler, er kam auf mich zu, quälte sich ein Lächeln heraus und versicherte mir, es sei sehr hübsch gewesen. Ich habe dem Biedermann die Hand gedrückt.

Wenige Tage später begegnete mir der nun verstorbene Theater-Agent Ferdinand Röder, der zufällig in Mainz anwesend war. „Hören Sie mal, Sie sollen da eine Meistersinger-Parodie geschrieben haben, geben Sie mir das Ding doch einmal zu lesen". Wie jeder junge Autor hätte ich selbstverständlich das Buch in der Tasche. „Ich werde es sogleich vornehmen, besuchen Sie mich morgen in Wiesbaden " Ich brauche nicht

zu versichern, daß ich am andern Tage pünktlich nach Wiesbaden fuhr. Es schien mir noch zu früh, einen Besuch zu machen, und ich beschloß, noch ein wenig nach dem Cursaal zu gehen. Wie ich nun arglos unter der Menge der Spaziergänger einherschlendere, höre ich plötzlich mich mit einer Stentorstimme anrufen, so daß sich alle Blicke nach mir richteten und ich vor Schreck fast in die Erde sank.

„Das Ding ist nett, ich kaufe es Ihnen ab.“

„Verkaufen möchte ich es nicht,“ stammelte ich, „aber wenn Sie den Vertrieb“ — —

„Schön, ich schicke Ihnen den Contract. Der Gustav Michaelis muß die Musik neu arrangiren und eine Ouverture dazu schreiben“. Schon im Herbste brachte mein unvergeßlicher Freund L'Arronge das später viel gegebene und viel belachte Stückchen auf dem Stadt-Theater in Mainz zur Aufführung, und wenn die Gasbeleuchtung auch nicht die beste war, so haben wir es doch glücklich zu Ende gebracht.

Franz Bittong

Hermann Winkelmann.

Zwar bin ich zur Bühne gegangen, aber auf die Bühne bin ich eigentlich gestoßen worden! Das klingt paradox, aber man wird bald sehen, wie die Sache zusammenhängt. Vor sechs Jahren, als ich aus meiner Vaterstadt Braunschweig nach Berlin gekommen war, besuchte ich daselbst den Vertreter der bekannten Theater-Agentur des vor einiger Zeit verstorbenen Ferdinand Roeder, Herrn L. Toussaint, der kürzlich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Vertreter dieses Geschäftes, unter lebhafter Theilnahme feierte und zum Commissionsrath ernannt ward. Auf eine bezügliche Frage erklärte mir dieser kundige Thebaner: „Der einzige Director, bei dem Sie vorwärts kommen, ist Ed. Sowade!“ In der That hatte dieser Name in weiten Kreisen einen guten Klang; Sowade, Niemann's Vorgänger in Hannover, war zwar in seinem ganzen Habitus ein Original, im Uebrigen aber ein ebenso vortrefflicher Mensch, wie tüchtiger Künstler und Director. Er leitete periodisch das fürstliche Theater zu Sondershausen, d. h. immer drei Monate, nachdem er mit der für diese kurze Saison zusammengestellten Gesellschaft

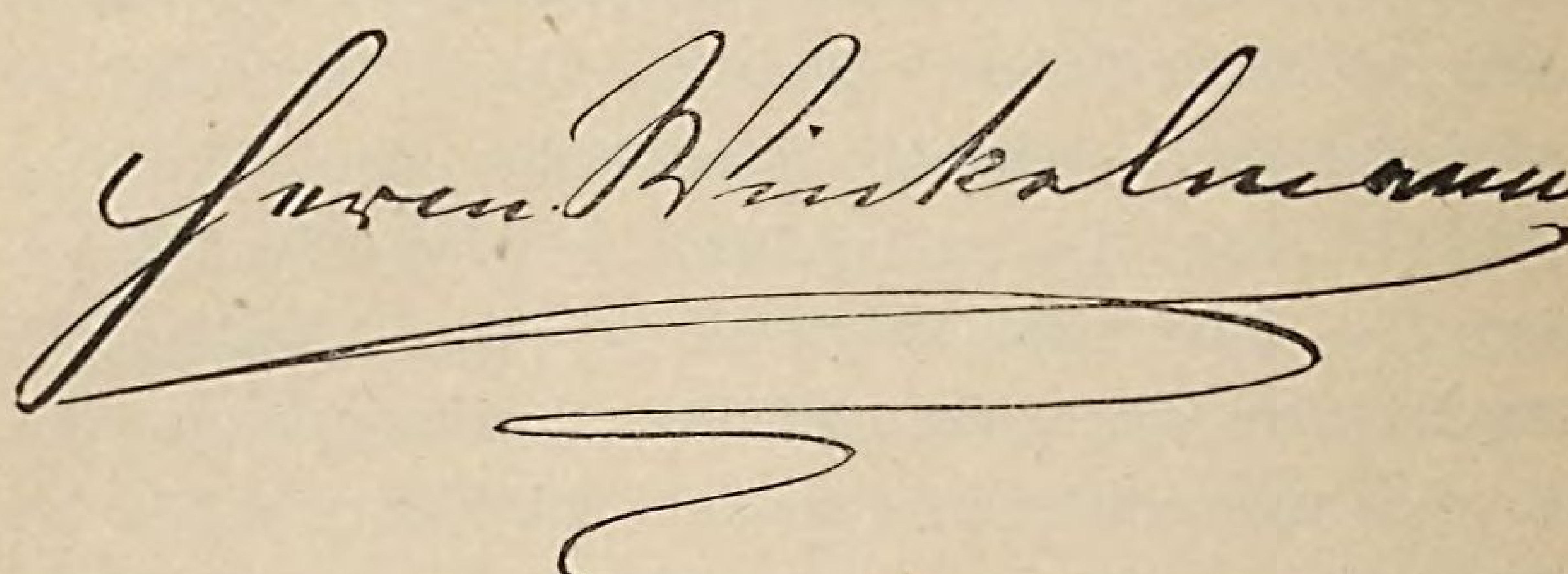
von „Quartals-Sängern“ eine Reihe anderer Städte von bescheidenen Seelenzahlen, wie Mühlhausen, Nordhausen &c. bereist hatte. Damals „residirte“ er in Bernburg, und dorthin entsendete mich der eifrige Toussaint mit der Weisung, mich Herrn Sowade vorzustellen. Ich fuhr denn auch unverzüglich diesem Ziele entgegen. In Bernburg fragte ich sofort nach meinem Mann, und wurde mir darauf der Garten eines Restaurants gezeigt, wo ich ihn finden würde. Da fand ich ihn denn auch. Inmitten einer Gruppe von Damen und Herren in recht simplen Gewandungen thronte ein Herr in verwegenem Negligée, der eine Geige maltraitirte und dem Chor, der ihn umringte — es war sein eigentlicher Theater-Chor — diverse Opern einstudirte. Auf meine höfliche Frage nach dem Director erklärte mir jener Herr, der mir „in so fragwürdiger Gestalt“ erschien, zu meiner Ueberraschung: „Das bin ich selbst!“ Ich trug ihm mein Anliegen vor, er kam mir sehr freundlich entgegen, prüfte meine Stimme, die sein Wohlgefallen erregte, und engagirte mich darauf als „übercompleten Tenor“ mit fünfundzwanzig Thalern Gage. So war denn der erste Schritt gethan, und gleich Max in der Wolfsschlucht konnte ich nicht mehr zurück. Als erste Stätte meiner Wirksamkeit ward Mühlhausen gewählt; dort habe ich, da das Personal noch nicht vollständig beisammen war, bei den ersten Proben zur Oper „Der Troubadour“ die Clavier-begleitung übernommen.

Leider, obwohl zu meinem Glück, stellte sich bald genug heraus, daß ein auch nur annähernd genügender Vertreter des „Manrico“ nicht vorhanden war, und so rückte sofort der „übercomplete Tenor“, meine Wenigkeit, in's Vordertreffen;

ich übernahm schleunigst die Titelrolle. Einige mildthätige Collegen vom Schauspiel, und zwar Herr W. Arndt, der jetzt wieder mein College am Hamburger Stadttheater ist, und Kleinecke, gegenwärtig Mitglied des Breslauer Lobe-Theaters, statteten mich mit den nothwendigsten Costümen aus und unterstützten mich auch aus dem Reichthum ihrer Schminktöpfchen; — wackere Genossen, denen ich diese Liebesdienste nie vergessen werde. So rückte denn der entscheidende Abend des Debüts heran; zu Beginn der Oper verfügte ich noch über den nöthigen Muth, — hatte ich doch zunächst das Ständchen hinter der Scene, in wohlthuender Verborgenheit zu singen, und das that ich zu lebhaftem Gefallen des Publikums. Aber Alles nimmt ein Ende, und so auch das Ständchen des „Manrico", und als ich nun auftreten, d. h. coram publico erscheinen sollte, da entsank mir plötzlich der Muth, der bis jetzt im Verborgenen so schön geblüht hatte, die Angst lähmte meine Schritte, ich hatte das schönste Lampenfieber von der Bretterwelt. Wer weiß, ob ich je zum Auftreten gekommen wäre, hätte ich nicht plötzlich einen heftigen Stoß in den Rücken erhalten, in Folge dessen ich auf einmal, — kaum wußte ich wie mir geschah, — „draußen", im Angesichte des sogenannten vielköpfigen Ungeheuers stand. Nun, da ich so weit gelangt war, ging es auch flott vorwärts; das Publikum zeigte sich ungemein wohlwollend und spendete mir reichen Beifall, der auch für den Director aufmunternd genug war, mir am folgenden Tage bereits als wohlbestalltem Heldentenor für Sondershausen, Altenburg und umliegende Weltstädte eine Gage von siebzig Thalern zu bewilligen. Unter dem Director Sowade bin ich also, wie Freund Toussaint richtig

prognosticirt hatte, im vollen Sinne des Wortes vorwärts gekommen eigentlich aufgetreten — worden, und habe buchstäblich den entscheidenden Anstoß zu meiner Carriere empfangen. Dieselbe führte weiter über Darmstadt nach Hamburg und war schnell und glücklich genug, um bald auch meinen Vater mit meiner Berufswahl zu versöhnen, lange bevor ich als Gast in meine Vaterstadt zurückgekehrt war und meine lieben Landsleute sich in Beweisen der Sympathie überboten.

Wohin mich fortan auch ein gütiges Geschick noch stellen möge, — nie vergesse ich das seltsame Debüt des „übercompleten Tenors“, das couragöse Ständchen, dann die obligate Zitterstudie, den entscheidenden Stoß in den Rücken und — Sowader, Pardon! so weiter mit Grazie.



Carl Baum.

Aus der frühesten Zeit meiner theatralischen Carriere ist mir eine tragikomische Episode, deren Held und — Opfer ich war, in besonders lebhafter Erinnerung geblieben. Sie ereignete sich in der hannover'schen Hafenstadt Emden, kurz nach dem Tode des Königs Ernst August, an der seinerzeit von dem bekannten Obstfelder geleiteten Bühne. Emden war damals noch ein ziemlich altmodisches Städtchen, und in vieler Hinsicht herrschte dort noch ein recht patriarchalischer Zustand. Für den Geschmack der Bevölkerung war es namentlich bezeichnend, daß man sich die Ausstellung von Schweinetrögen auf offener Straße ruhig gefallen ließ und darin gar nichts Anstößiges oder auch nur Unästhetisches erblickte; jeder dieser Tröge, in denen das in seiner Art ja ganz verdienstliche Borstenvieh abgebrüht wurde, trug den Namen und die Nummer des betreffenden Inhabers. Diese unqualificirbare Einrichtung mußte ich vor Allem hervorheben, weil ein solcher Trog es war, der mich um den gewünschten Erfolg einer meiner damals gewichtigsten Rollen be—trog. Ich hatte nämlich den jugendlichen Helden in einem Trauerspiele zu

verkörpern, das den schönen Titel: „Almuth und Engelmann" führte, und dessen Stoff eine düstere ostfriesische Geschichte bildete. Die Action dreht sich um die Entführung Almuth's durch Engelmann, der die Schöne auf sein Schloß gebracht hat; Almuth's Bruder, ein jugendlicher Held, belagert das Schloß, um die Schwester zu befreien. Der zugefrorene Schloßgraben erleichtert den Sturm. Unglücklicher Weise bricht der Rächer seiner Schwester durch das Schwergewicht der Rüstung in die Eisdecke ein, ertrinkt schmählich und wird nach dem Sturm als Leiche herausgezogen. Im letzten Act liegt das Opfer treuer Bruderliebe auf dem Paradebette, und seine Reisige und Mannen erweisen ihm die letzte Ehre, indem sie in Trauerprocession sich um den Sarg bewegen, der mit schwarzem Tuch verhängt ist, und an dessen Fußende ein kleiner Tisch als Altar, mit Crucifix und Candelaber steht. Der Vorhang geht in die Höhe, die feierliche Scene soll beginnen, ich liege „für todt" auf der Bahre. Da plötzlich vernehme ich ein unheimliches Geräusch; einer der marschirenden Getreuen ist mit seiner Hellebarde an dem Altartuche hängen geblieben, reißt das Altartuch vom Tische, dem Tische folgen unverzüglich Crucifix und Leuchter, schließlich fällt das ganze Tischchen um, auch vom Sarge löst sich im Nu das verhüllende Tuch, und in demselben Augenblick — bricht das ganze Publikum in schallendes Gelächter aus. Denn vor Aller Augen steht der blosgelegte sogenannte Sarg, mit der für die guten Emdener nur zu verständlichen Aufschrift: „Schlachtermeister Kunkel, No. 5", — ich lag in einem jener famosen Schweinetröge, die sich in Emden einer so ungeheuren Popularität erfreuten, für ästhetische oder für feierliche Arrangements indeß absolut

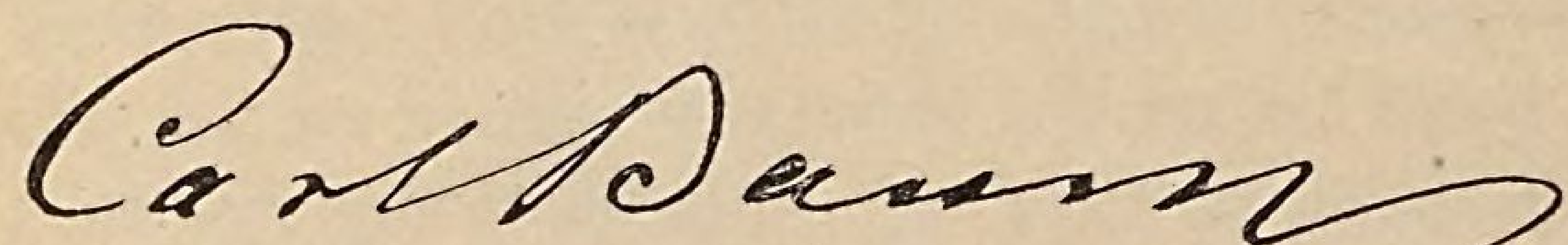
ungeeignet waren. Selbstverständlich befand sich das löbliche Publikum nun nicht mehr in der Stimmung, den weiteren Verlauf der Tragödie abzuwarten, — dieselbe ward unbarmherzig todtgelacht und unter allgemeiner Bewegung des tief erschütterten — Zwerchfells fiel der Vorhang.

Während ich in diesem Falle als unschuldiges Opfer figurirte, habe ich einmal im „heiligen Köln" in jugendlichem Uebermuth eine damals viel belachte Verwechselung, oder vielmehr Verirrung herbeigeführt. Es war zur Zeit des Carnevals, wo das alte katholische Emporium des „Vater Rhein" dem Vergnügen Thür und Thor öffnet. Als jugendlicher Liebhaber engagirt — ein damals schmächtiger, bartloser, das Haar à l'enfant tragender Jüngling, mit ziemlich hoher Stimmlage — proponirte ich eines schönen Tages die Wette, als Dame verkleidet und ohne Gesichtsmaske am helllichten Tage durch die Straßen zu stolziren und von aller Welt für ein Mitglied des weiblichen Geschlechts „angesehen" zu werden. Ich habe die Zweifel meiner Freunde glücklich besiegt, und dieser Erfolg steigerte meine Kühnheit, indem ich mich anheischig machte, dem bevorstehenden großen Theater-Maskenball als „Regimentstochter" verkleidet und ebenfalls ohne Gesichtsmaske beizuwohnen, ohne als einer der „Herren der Schöpfung" erkannt zu werden. Gesagt, gethan; ich erschien auf dem Balle als Titelheldin der bekannten Donizetti'schen Oper, und eine stadtbekannte Persönlichkeit, Caspar H., ein Lebemann vom reinsten Wasser oder Sect, fungirte als mein „Cavalier". Es dauerte denn auch gar nicht lange, so steckte ich mitten in einem echten Abenteuer: ein reicher Kölner Bauunternehmer Z. verfolgte mich andauernd mit liebe- und weinglühenden

Blicken und ruhte nicht eher, als bis ich mich von meinem „Cavalier", der mich „eingeführt" hatte, trennte und am Arme des feurigen Amoroso leichtfüßig in die Restauration schwebte. Dort angelangt, bestellte mein neuer Freund ein splendides Souper, das üppig genug war, um nicht nur uns Beide zu befriedigen, sondern auch meinen Angehörigen zu gute kam, denen ich im Verlaufe des Abends ein hübsches Sortiment von Delicatessen und Weinen in's Haus schickte, damit auch sie bei dem Feste nicht leer ausgingen. Bei dem Souper selbst herrschte ungebundene Heiterkeit; ich wußte meinen Freund in seiner Täuschung zu erhalten, nachdem ich mich, auf seine bezügliche Frage, ihm als eine Novize beim Theater, Namens — Caroline Baum, vorgestellt hatte, und belebte durch allerlei pikante Coulissengeschichtchen seine Laune stets von Neuem. Wir trennten uns unter Verabredung eines förmlichen Rendezvous, welches am nächsten Tage in meiner Wohnung stattfinden sollte. Ich logirte damals dem Theater gegenüber, und saß anderen Tages zu der bestimmten Stunde in dem parterre belegenen Conditorei-Local mit einigen Freunden bei einer prächtigen Punschbowle, als richtig der von mir so erbaute Bauunternehmer in bedenkliche Nähe rückte. Er hatte die Affaire ernster genommen, als ich geglaubt hatte; ich vermuthete, daß er längst sein gelindes Räuschchen vom Maskeraden-Abend verschlafen hätte und zu jener Nüchternheit zurückgekehrt sei, in welcher man — eine Caroline sehr wohl von einem Carl unterscheiden kann. Wider Erwarten hielt er an der holden Carolinen-Illusion fest, und als er mich nun in männlichem Costüm, kurzem, schwarzen Sammetrock, mit genial flatterndem Tuch, „im

Kreise kluger froher Zecher" erblickte, hielt er mich für — eine jetzt als Mann verkleidete Caroline, — ein wirklich abenteuerliches Qui-pro-quo! Er fand die Idee dieser Metamorphose reizend, nahm mich zur Seite, und tractirte von Neuem mich, „seine Angebetete", mit gesprochenen und genießbareren Delicatessen. Nachgerade begann der Baubeflissene mich theils zu dauern, theils zu langweilen, es war hoch Zeit, der neuen „Comödie der Irrungen" ein Ende zu machen; so erklärte ich ihm denn mit männlich kräftiger Stimme, höflichst aber entschieden, daß ich nicht „Diejenige, welche", sondern „Derjenige, welcher" sei. Diese Enthüllung brachte Herrn Z. aus Rand und Band; in seiner Beschämung und Wuth zückte er sogar ein Messer gegen mich, und es bedurfte meiner und meiner Freunde ganzen Anstrengung, um ihn zur Raison und an — die frische Luft zu bringen.

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich in der Folge, wenn ich meinen Mann auf der Straße mir entgegen kommen sah, jedesmal einen weiten Bogen gemacht habe . . . O dieser Carneval!



Dr. Franz Krückl.

Um 6 Uhr weckte mich der Conducteur des Schlafwagens aus meiner oft unterbrochenen Nachtruhe. Wir fuhren in die Stadt der „sauren Gurken" ein, — ich freilich mit süßen Erinnerungen: überschritt ich doch die Schwelle meiner Heimath! Auf der prachtvollen Brücke, die ihre weiten Bogen über das breite Thaya-Thal spannt, hat man, gegen Wien fahrend, vom linken Waggonfenster aus, den Ausblick auf das reizende Bergstädtchen Znaim und das „Thayadörfl", nach rechts aber eine weite Rundsicht, im Vordergrunde Klosterbruck mit seinen umfangreichen Gebäuden und seiner schönen Kirche, deren, der Sage nach, silberne Glocken schon Friedrich den Großen von Preußen zu einem Aufstiege auf den Thurm reizten. Aus dem Dörfchen unten am rechten Thaya-Ufer lugt ein langgestrecktes, hohes Dach hervor; es reckte sich heute noch mehr in die Höhe, um aus dem dahinsausenden Eisenbahnzuge meinen Gruß auch gewiß zu empfangen. . . Hatte ich ja doch einst als Kind unter seinem Schutze mein Sängerleben begonnen und bis zu dem Zeitpunkte weitergeführt, da mein heranreifendes Talent meine Eltern veranlaßte,

mich in die Fremde wandern und vor strengen Kunstrichtern in der Wiener Hofkapelle Zeugniß meiner Fähigkeiten ablegen zu lassen. Und heute, nach beinahe einem Menschenalter, war ich nach langer Lehrzeit in der Fremde, auf der Reise nach Wien, meiner zweiten Heimath, begriffen, um vor dem dortigen Theaterpublikum, welches schon F. L. Schröder vor gerade 100 Jahren das kunstverständigste nannte, die Probe meiner künstlerischen Reife abzulegen. Ein Blick aus dem Waggonfenster genügte, um mir Raum und Zeit in die Erinnerung zurückzurufen und in den paar letzten Stunden der Eisenbahnfahrt mein „kleines Sängerleben" im raschen Gedankenfluge vorüberziehen zu lassen.

Ich war schon frühzeitig auf den Kirchenchor gekommen. Unser Schullehrer, Friedrich Fügerl, war gleich seinem Vater ein excellenter Musiker. Die Orgel behandelte er mit Meisterschaft, nicht nur im freien Spiel der eigenen Phantasie, sondern auch bei Wiedergabe der alten Meister, deren Werke er, von Bach, Händel, Muffat an bis herab auf Sechter, im Kopf hatte. Unter seiner Führung war der Klosterbrucker Kirchenchor in der ganzen Gegend berühmt geworden, und Liebhaber und Musiker von Fach wirkten gerne mit. Die Programme seiner sonn- und festtäglichen Aufführungen enthielten nur Werke der besten Meister und machten dem Kunstgeschmacke des Landschullehrers alle Ehre. Im Chore waren vor Allem die Knabenstimmen durchschnittlich durch wenigstens je vier gute Sänger vertreten, das Orchester enthielt für gewöhnlich außer gut disciplinirten Streichern (drei bis vier bei jeder Violinstimme) und einer meist vollständigen Blechharmonie, noch Clarinetten und ein Fagott,

allerdings nicht immer in saubeerster Ausführung. Fügerl saß an der Orgel, welchen Platz er nur selten an eingeladene „Ehrengäste" abtrat, und dirigirte von da aus mit eisernem Takte die Massen, wenn auch ein Anderer den Takt schlug. Er spielte stets aus dem bezifferten Orgelpart, hatte aber die vollständige Partitur inne, so daß zum Beispiel bei einer Fuge keine schwierige Stimmführung ohne kräftige Unterstützung seinerseits blieb. Mit rücksichtsloser Strenge hielt er auf unausgesetzte Aufmerksamkeit beim Musiciren, sowohl bei Großen als Kleinen, wobei er allerdings oft maßlos wurde. Mitten in einem Musikstücke sprang er von der Orgel auf, mit einem Satze hatte er die schwätzenden Knaben erreicht, bei den Haaren oder Ohren gezogen, geohrfeigt, — und schon saß er wieder an der Orgel, ohne daß irgend jemand Anderer im Musiciren gestört worden wäre, in einem solchen tempo furioso prestissimo hatte sich das Intermezzo abgespielt. Höchstens die eben pausirenden Trompeter oder Hornisten konnten sich an dem Vorgange weidlich ergötzen. Fügerl war Alles in Allem, in seiner Art ein musikalisches Genie, welches selbst dem verwöhntesten Kunstkenner aus der Residenz Achtung abnöthigte. Seine Schulung war eine äußerst strenge und genaue, und viele gute Musiker gingen als seine Schüler aus dem Kirchenchor hervor. Diese Gattung gebildeter Musiker trifft man auch in Oesterreich unter dem Lehrer-Nachwuchs immer seltener an, vor Allem, was die souveräne und geschmackvolle Beherrschung der Orgel anbelangt. Meine Lehrlingszeit unter seinem strengen Regiment trug denn auch ihre besten Früchte, und ich werde dem in der vollen Kraft seines Wirkens verstorbenen Manne stets ein dankbares Andenken bewahren.

Mit dem Gesangunterrichte wurde der im Violinspielen verbunden, bei mir allerdings ohne besonderen Erfolg. Eigentlich mit einer Sopranstimme begabt, wurde ich bald wegen Mangels an Altisten, zum Alt versetzt. Im achten Jahre sang ich schon Solo, die schwierigsten Sachen, vom Blatt. Nun begann aber auch die Zeit des anstrengendsten Dienstes. Bei keiner Kirchenfeierlichkeit, bei keinem vornehmeren Leichenbegängnisse durfte ich fehlen, — und auf den ungebahnten Landwegen in Hitze, Regen, Schnee und Kälte stundenlang auszuharren, das war selbst für erwachsene Leute eine Aufgabe. Freilich gab's auch wieder manches Amusement, und eine gewisse Heiterkeit des Gemüthes war auch uns kleinen singenden Leuten zu eigen. So wenn es galt, eine Wallfahrer-Procession feierlich einzuholen, oder wenn die weiten Umzüge durch die Felder abgehalten wurden und der musikalische Apparat des Kirchenchores sammt Trompeten und Pauken sich daran betheiligte. Diese alten „Naturtrompeten", die, ohne Ventil, blos mit einer Hand gehalten zu werden brauchten und daher die Bewegung im Gehen wenig hinderten, schmetterten zu unserem Gaudium die Töne mit Metall und Kraft, auch natürlich zu noch größerem Gaudium mit vielen „Giksern" hinaus. Und auch „künstlerische" Erfolge hatte der kleine Sänger zu verzeichnen! So mancher städtische oder bäuerliche Zuhörer, in eine Kirchenecke gedrückt und auf den Chor hinaufblickend, lauschte dem Sologesange des Kleinen, — und beim Hinausgehen aus der Kirche, welcher Stolz mußte denselben erfüllen, wenn die Leute auf der Kirchentreppe warteten und Einer zum Andern sagte: „Der hat gesungen!"

Ich war 9¾ Jahre alt, als ich zum ersten Male den

Stephansthurm sah und den Concurs für die Aufnahme in die Wiener Hofcapelle mitmachte! Wien! Das alte Wien! Du Wasserglacis mit deinem süßen Meth, und du Wurstelprater in deiner längst vergangenen Urwüchsigkeit! Die Jugend von heute, die verwöhnte, würde euch vielleicht zu „primitiv" finden, — welche Seligkeiten aber habt ihr uns damals eröffnet! — — Ich wiederholte den Concurs im nächsten Jahre, abermals ohne Erfolg, obwohl ich Alles sicher sang, was man mir vorlegte: Solfeggien, alte und neue Kirchencompositionen u. s. w., und zwar nur mit Begleitung der Baßstimmen auf dem Claviere. Die gute, nun schon in Gott ruhende Mutter, unter deren Schutz ich diese „Gastspielreisen" unternahm, hatte größeres Vertrauen in die harmlosen Geschenke, welche sie in den Küchen der einflußreichen Herren heimlich niederzulegen gedachte, als in mein Persönchen, und bitter wurde sie zwei Mal enttäuscht! Dahin waren die fetten Gänse, dahin die Fäßchen des besten alten Weins aus dem heimischen Keller! Endlich, beim dritten Sturmlaufen gelang's! Anfang August 1853 bekam ich das Dekret als „k. k. Hofcapell-Sängerknabe!"

Welch' neues Leben that sich nun auf! Noch nicht heimisch in dem großen neuen Hause, das mich aufnahm, noch unbekannt mit den Vorgesetzten und Kameraden, mußte ich schon nach wenigen Tagen bei dem ersten Hoffeste, einer Vermählungsfeier in Schönbrunn, mitwirken. Zur Noth wurde mir die Uniform eines ausgeschiedenen Collegen auf den Leib gepaßt, der seidene Strumpf wollte sich auf den gar zu mageren Waden nicht glätten und der Degen mit silbernem Griff entglitt noch allzuoft der unsicheren Hand, während der

zweispitzige Hut auf dem Kopfe hin und her balancirte. Aber unten auf der Straße warteten zwei offene Hofwagen, mit Seide ausgepolstert, der erste für die fünf Soprane, der zweite für uns Altisten. Hinter uns stand auf dem Trittbrette der begleitende Diener, mit scharfem Auge seine Schutzbefohlenen bewachend. Dies war die erste Ausfahrt in rother Hofuniform, und ich, so ganz noch „Landpomeranze", suchte so stolz und kühn als möglich den Blicken der Passanten zu begegnen. Derlei Fahrten ergaben sich noch häufig. Weithin voraus leuchteten unsere rothen Uniformen, und mancher Wachtposten, der, offenbar unkundig der Gesetze der Perspective, unsere kleinen Leiber für jene ausgewachsener Leute tarirt hatte oder für welchen allein die rothe Farbe der Hofuniform ausschlaggebend war, rief die äußere Burgwache „heraus!" Unter Trommelschall fuhren wir dann durch das äußere Burgthor, die Wache präsentirte das Gewehr, — natürlich nur so lange, bis uns der commandirende Offizier „erkannte", nicht ohne gleichzeitig seinem Aerger Luft zu machen. Das Publikum behandelte uns stets zärtlich: „die lieben Sängerknaben!" hieß es, und noch heute erinnere ich mich der freundlichen Begrüßungen, die uns das Publikum bei jener ersten Schönbrunner Fahrt angedeihen ließ, als wir durch den dichtgefüllten Schloßhof langsam zur Capelle fuhren.

Die Pracht und der Glanz bei dieser Vermählungsfeier betäubte mich. Der Weg zum Capellenchore führte durch lange Gänge, die mit den kostbarsten Gobelins ausgeschlagen waren. Und in der Capelle das Blitzen und Funkeln der Diademe, die Farbenpracht der Toiletten und Uniformen, die glänzende Gesellschaft, aus Allen herausleuchtend die schlanke,

elastische Figur des jugendlichen Kaisers, von dessen Haupte die Vorsehung erst vor wenigen Monden den meuchlerischen Stahl abgelenkt hatte!

Dem kleinen Sänger verging Hören und Sehen, und manchmal mußte ihn ein sanfter Rippenstoß eines älteren und daher schon ruhigeren Collegen daran erinnern, daß er sich nicht im Märchenlande, sondern vor einem Notenblatte befinde.

Solche außerordentliche Hoffeste wurden stets mit Freude begrüßt, da sie gewöhnlich auch Veranlassung boten, zu ungewohnter Zeit der Schulbank den Rücken kehren zu können. Die Vermählungsfeiér des Kaisers im Jahre 1854, die Tauffeierlichkeiten bei Geburt der beiden ersten kaiserlichen Kinder, von welchen die zweite in Laxenburg stattfand, die Grundsteinlegung zur Votivkirche, die Schlußsteinlegung zum Arsenale und vieles Andere bleiben meiner Erinnerung für alle Zeit eingeprägt. Als ich vor Kurzem zum ersten Male die herrliche Votivkirche betrat, ward ich unter dem mächtigen Eindrucke dieses einzigsten Gotteshauses, beim Gedenken des in den letzten 25 Jahren Erlebten, bis in's Innerste ergriffen. Stand ich doch nach langen Jahren und einer strengen, aber heilsamen Schule des Lebens auf demselben Platze als Priester einer Kunst, welcher ich schon damals meine jugendliche Kraft geweiht hatte! — —

Mußte der Hofdienst auf die weltliche Bildung des kleinen Sängers verfeinernd einwirken, so waren auch zur Entwickelung der musikalischen Bildung alle nur denkbaren Voraussetzungen geboten. Der musikalische Unterricht, welcher mit dem Gymnasialbesuche nicht collidiren durfte, umfaßte, außer

regelmäßigen Gesangsstunden, auch Clavier- und Violinspiel. Ein gütiges Geschick führte mir bald in dem jetzigen kaiserlichen Rathe Herrn Josef Laimegger einen väterlichen Freund zu, welcher mich schon damals in die Lehren des Generalbasses einweihte und unter dessen aufopfernder Leitung ich späterhin die ganze Compositionslehre mit Einschluß des doppelten und mehrfachen Contrapunktes studirte.

Dieser private Generalbaßunterricht, an welchem auch mehrere Kameraden participirten, gab Anregung zur Composition, vor Allem von mehrstimmigen geistlichen Liedern für den sonntäglichen Gottesdienst, und es entstand ein förmlicher komponistischer Wettkampf in der kleinen Sängerschaar. Aus dieser wirken heute noch in musikalischem Berufe: Hans Richter (Capellmeister am Wiener Hofoperntheater), Josef Sucher (Capellmeister am Hamburger Stadttheater), Dr. Carl Zeller (Componist in Wien) und Faistenberger (Hofmusiker in Wien).

Der rege Verkehr unter den Zöglingen des Institutes (des gräflich Löwenburg'schen Conviktes), besonders in den Ferienzeiten, entwickelte nebst anderen Gesellschaftsspielen auch das Theaterspielen. Anfangs versuchten wir es mit improvisirten kurzen Scenen, worin zwei bis drei „Personen" auftraten, allmälig aber tauchten umfangreiche „Dichtungen" auf. Ich selbst erinnere mich eines sieben (!) -actigen Stückes, welches ich lange auf dem Gewissen, respective wir auf dem Repertoir hatten; durch die Verwendung vierstimmiger Gesänge unseres „beliebten Knabenquartettes" erhob es sich über das Niveau eines blos jugendlichen Spieles.

Von bedeutsamstem Eindrucke auf die musikalische

Entwickelung waren aber die Musteraufführungen in der Hofcapelle, die großen Oratorien-Aufführungen der „Tonkünstler-Wittwen- und Waisen-Gesellschaft" („Haydn"), bei welchen wir mitwirken mußten, der Besuch der Hofoper und verschiedener Concerte, zu welchen (wie zum Beispiel zum Hellmesberger'schen Quartette) uns Einlaß gewährt wurde. In der Hofcapelle wirkten noch unvergeßliche große Sänger, wie: Staudigl und Erl, deren Wesen und Art sich gleich jenem des unerreichten Ander, mit unauslöschlichen Zügen dem jungen, empfänglichen Gemüthe eindrückte. Kamen wir von einer Aufführung, sei es einer großen kirchlichen, welche durch Solis des Tenors oder Basses ausgezeichnet gewesen war, oder jener eines Oratoriums und dergleichen nach Hause, so wurde im Musikzimmer rasch eine Art Nachaufführung veranstaltet: die Soprane als Tenöre, die Alte als Bässe wetteiferten mit einander in der Reproducirung der gehörten Gesänge. Vor Allem herrschte für Staudigl's Meistergesang eine unbegrenzte Schwärmerei; die unnachahmliche Tonbildung, die olympisch heitere Ruhe im Gesichtsausdrucke, der endlose Athem, jede einzelne Nüance des verehrten, ja angebeteten Meisters wurde immer wieder nachzuahmen versucht. So strebten wir, uns nach diesem hohen Vorbilde im Oratoriengesange zu bilden, während Ander unser Ideal in der Oper war und blieb. Noch heute lauscht mein Ohr sehnsüchtig den Zaubertönen dieser herrlichen Meister aus der Vergangenheit, und welches Entzücken, wenn in einsamer Träumerei Geist und Ohr den allzu früh verlorenen Genuß auf flüchtige Augenblicke wieder zu erobern vermögen!

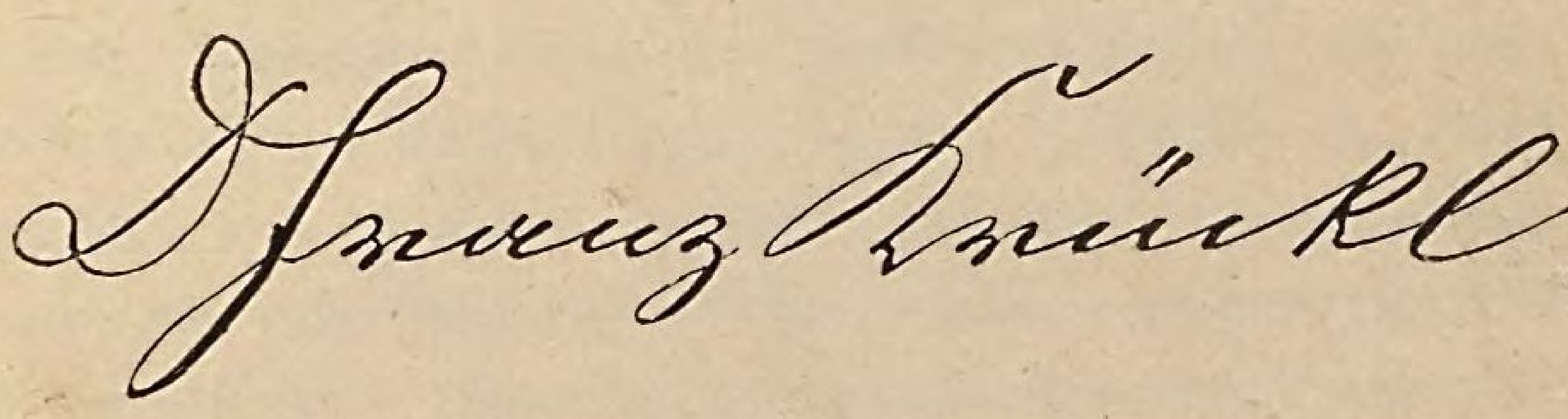
Alle diese vielfachen Anregungen, welche uns wenigen

Auserwählten wie von selbst entgegenflogen, hätten jedoch nur halbe Wirkung geäußert, wenn nicht der wahrhaft freundschaftliche, aufmunternde persönliche Verkehr seitens der Künstler der Hofcapelle, welche fast durchwegs berühmte Meister und Lehrer ihres Faches waren, in dem jugendlichen Sänger ein gewisses künstlerisches Bewußtsein, ein wirkliches Streben nach dem Range und Ruhme der Meister, mit welchen er wirken durfte, erzeugt und gefestigt hätte. Obenan standen in dieser Beziehung der jetzige erste Hofcapellmeister Hellmesberger und der greise Simon Sechter, der „Papa“, wie wir ihn gewöhnlich nannten. Er war unser Lehrer im Clavierspiel und nahm auch mit Wohlwollen Kenntniß von unseren Compositionsversuchen, welche er natürlich nach den strengsten Lehren der Harmonik begutachtete. Gewöhnlich war das Schlechteste nach seiner Anschauung dasjenige, worauf sich der betreffende Verfasser uns gegenüber mehr oder weniger eingebildet hatte.

Auch der Ernst des Lebens trat an den kleinen Sänger heran. Um jene Zeit begruben wir unsern geliebten Vater. Wir (drei Söhne), von Wien kommend, hatten ihn nicht mehr lebend getroffen; zu spät hielt der Postwagen vor dem Vaterhause. Sehnsüchtig sah der Sterbende nach der Stubenthür, — sie öffnete sich noch immer nicht — da senkte sich der Todesschleier auf das gebrochene Auge. — — Gleich darauf verfiel ich in eine schwere Krankheit, welche mich an den Rand des Grabes brachte. Aber treue Pflege und die Jugendkraft des Körpers überwanden sie.

Waren dem kleinen Sänger seine Lehrjahre durch ein gütiges Geschick mit so reichen Mitteln ausgestattet worden,

so durfte er auch das Lob in Anspruch nehmen, daß er sie nicht unbenützt vorüber gehen ließ. Doch allzu rasch nahte das kleine Sängerleben seinem Abschlusse. Die Mutation der Stimme trat früh (im fünfzehnten Lebensjahre) ein. Das Sängerleben verwandelte sich rasch in ein Studentenleben. Ein schöner Schluß wurde ihm zu Theil. Unter der umsichtigen, nachhelfenden Leitung meines Freundes und Lehrers, hatte ich die Composition einer Messe sammt Graduale und Offertorium vollendet, welche nach meinem Austritte aus der Hofcapelle am 8. September 1856 in der Klosterbrucker Pfarrkirche aufgeführt wurde. Das seltene Fest, an welchem der ganze ländliche Pfarrbezirk und die musikalische Bevölkerung Znaim's rührenden Antheil nahmen, bildet eine der schönsten Erinnerungen vor Allen der noch heute in inniger Liebe verbundenen Freunde, des Lehrers und des Schülers. Fügerl erlebte das Fest noch; er war überall: singend, geigend, blasend. Die Orgel hatte er dem Lehrer des kleinen Componisten überlassen, welcher zum Erstaunen der Landleute, auf einem sehr hohen Podium stehend, mit aller jugendlicher Energie den Tactstock schwang.



Albert Lebrun.

Sie wünschen ein paar skizzirte Humoresken aus meinem Bühnenleben? — Sehr gern, denn es war reich genug an komischen Situationen.

Anno 1843 begann ich, als dreizehnjähriger Quartaner und Mitdirector eines durch Sparkassensturz gegründeten Familien-Actientheaters zu Königsberg, Menschen darzustellen. Anno 1878 beschloß ich als Musenproletarier und Mitdirector eines reichfundirten Actientheaters, am Stadttheater zu Frankfurt am Main, eine vielbewegte Bühnenthätigkeit.

Mit großen Prätensionen hatte ich das weltbedeutende Familien-Podium occupirt. — Mein Franz von Moor florirte in rothgepudertem Krollkopf, mein Jaromir stolzirte prächtig in rosa Zitzkattun und echtem Goldpapier einher, und mein Balduin von Eichenhorst war ganz von — Pappe. — Kein Wunder, daß die gebotenen Leistungen, durch die glanzvollen Requisiten unterstützt, das Familienpublicum erfreute, entzückte und bezauberte. — Götter! es waren unaussprechliche Leistungen; mein Haar sträubt sich und Gänsehaut überläuft mich kalt — in der Erinnerung freundlichem Asyle. Welch' eine glückliche

Zeit, diese Comödien agirenden Kinderjahre! — „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell". Ein Vernichtungsschlag, in Form eines erschrecklichen Theaterscandals, sollte unserer soliden Theater-Association ein jähes Ende bereiten.

Meines zwölfjährigen Mitdirectors, Rudolphs, Mama feierte ihren Geburtstag — die schöne Professorin, wie die Königsberger sie nannten. — Natürlich große Festvorstellung: „Freischütz" mit Brillantfeuerwerk, großes Melodram, frei nach Kind und Weber — ich war die Agathe! Diesmal spazierte die Vorstellung über ein großes Draht-Puppentheater; Gymnasiasten und Studiosen, Schüler des Herrn Professors und Andere hatten sich in die Rollen und den Chorus getheilt. Unserer vier dirigirten die Puppendrähte; das sechszehnjährige Hausfräulein Auguste machte den Capellmeister und das Orchester; sie spielte die Ouverture und Accompagnements auf dem Flügel mit anmuthsvoller Virtuosität. Der ganze „Freischütz", inclusive der Zwischenacte, mochte einige fünfzig Minuten spielen — Roth- und Blaustifte hatten märchenhaft gehaust — auf das Glatteis von Ensembles gingen wir nicht ein und so machte sich Alles ganz vortrefflich — bis zum dritten Act. O, wir hatten ein dankbares Publicum, — kleine und große Kinder. — Auf den hinteren Stuhlreihen saßen Professoren und Doctoren des kneiphöf'schen Gymnasiums mit ihren Damen, vor ihnen junge Herren von der Universität und Pensionäre des Hauses, dann das mittelwüchsige Volk und ganz vorne eine überaus lieblich anzuschauende Kinderschaar, die sich störenden Allotrias gegenüber sehr indignirt zeigte und sich zum Oefteren gezwungen sah, Ruhe zu

gebieten, wenn „die Großen da hinten" zu laut wurden! Da klingelt es wieder zum Aufzuge und ach — die Catastrophe brach herein — der unglückseligste aller Wolfsschluchtsacte begann. Samiel war erschienen und mit Tamtam-Donner wieder abgetreten. Es kam zur dritten Scene. — Der papierne Caspar konnte natürlich nicht trinken und so sollten die Worte: „Er hat mir warm gemacht!" ohne die obligate Entkorkung der Feldflasche und ohne Trunk gesprochen werden — aber wir machten die Rechnung ohne ein Extra-Gaudium des Studiosen Gröbke. „Er hat mir warm gemacht" pfuschte er plötzlich mit Stentorstimme in unsern Kinder-Dialog hinein; eine Riesenfaust mit einem gefüllten Glase bewaffnet, erscheint auf der Bühne und — Himmel hast du keinen Dolch? — Caspar ist plötzlich ganz und gar mit rothem Wein überschüttet. — Wuth und Thränenerguß schnürten der Direction die Kehle zu. Dem Publicum standen auch die Thränen in den Augen und es erhob sich schallendes Gelächter. — Das wäre nun noch so hingegangen, aber Satanas wollte uns an diesem Abend ganz verderben. Es kommt der Moment des Kugelsegens. „Ist das Echo postirt?" flüsterte Rudolph. „Jawohl! steht Alles am Platze, sechs Mann hoch, durch alle Zimmer bis zur Küche hin!" „Eins!" schreit Caspar, Geister erscheinen und „Eins, eins, eins!" tönt das Echo schauerlich, mit „Eins, eins, eins!" erstirbt es in der Küche, wundernett! Jetzt kommt das feuerspeiende Wildschwein — das wird Effect machen — Grausen erregen! „Gröbke, die Sau! wo bleibt die Wildsau?" — „Aha! hier ist sie schon" — „Na schnell, am Rüssel anzünden!" — „Sacre!" — „Gott, was ist?" — „Hat einen Weinspritzer bekommen, brennt nicht an" — „So

laſſ' ſie fort, zum Deixel, ſie werden's nicht merken; bring' den Drachen und ſagen wir Drei!" — „Drei!" ſchreit Caspar. Ja wohl! Da kamen wir dem Echo gerade recht, es hatte ſich was mit Drei — „Zwei!" heult das erſte Echo ſchauerlich „Zwei, zwei" tönt es weiter und mit „Zwei, zwei, zwei!" erſtirbt es in der Küche, wundernett! — „Hier!" ruft Caspar mit verſtärkter Kraft und rollenden Augen, Angſtſchweiß perlt über ſein Angeſicht, ein magiſch beleuchtetes Gerippe fällt auf die Bühne — „Drei, drei, drei!" höhnt das grauſige Echo „Drei, drei, drei!" erſtirbt es in der Küche, wundernett u. ſ. w. Nun aber war das Maaß voll. Während Agathe mit dem Echo handgemein zu werden droht, hat Gröbke unter allgemeinem Halloh die wilde Sau reſtituirt, den Reſerveſchwärmer aber nicht nach vorne, ſondern leider nach einer ganz anderen Richtung hin befeſtigt — mit doppeltem Feuerſtrahl, als müßte es das Verſäumte nachholen, ſprüht das borſtige Ungethüm über die Scene. — „Thür zu! Thür zu!" donnert das zürnende Regiekommando, und die beiden Flügel der Mittelthüren ſchließen ſich vor der profanirten Schaubühne, den kommenden Gräuel wohlthätig verdeckend. Rudolph hatte das noch ſprühende Borſtenthier wüthend auf den Puppentiſch geworfen — ein Schächtelchen mit Sprühpulver fängt Feuer — neuer Schreck und großer Jammer! — Doch ſchnell iſt der Inhalt eines Waſchbeckens über der hüpfenden Pulverſchachtel entleert — raſch geöffnete Fenſter entlaſſen den Qualm. Vor der Zwiſchenthüre ertönt immer noch ungeheuerſte Heiterkeit, tollſter Familien-Jubel — ſie ruhten nicht und riefen uns vor — keine dieſer fröhlichen Seelen hatte eine Ahnung von dem Malheur hinter der Scene;

da öffnen sich die Thürflügel, durch das Proscenium hindurch steckt Gröbke die Nase und annoncirt:

Hochgeehrtes Publikum!
Geh' nicht zu strenge mit uns um. —
Der Mönch verbrannte bis zum Stumpf,
Agathe hat ein Loch im Strumpf.
Der Ottokar, er hat die Ohren
Und Kuno gar den Zopf verloren. —
Den Samiel, der halb verkohlt,
Hat schier der Teufel selbst geholt. — —
Der Epilog macht seinen Knix;
Mit Weiterspielen ist es nix.

Zehn Jahre später erlebte ich einen Hervorruf, der mir das Blut aus den Wangen trieb. Die Direction des Schloßtheaters zu Ansbach hatte drei Gastspielabende mit einer Kunstheroine ersten Ranges contrahirt. Erste Vorstellung „Maria Stuart" mit erhöhten Preisen, kein Billet mehr zu haben. Tags zuvor Probe, ohne den Gast. — „Herr von Klager! Sie treten auf! — Mortimer! Mortimer! Klager!" so rief es vergeblich durch alle Coulissen. Sie hatten gut rufen — Herr von Klager hatte sich französisch empfohlen — war durchgegangen. — Erst allgemeine Rathlosigkeit, dann Conferenz bei der Direction. Mit einer dicken Rolle in der Hand zurückkehrend, steuert die Regie direct auf mich los: „Geben Sie mir den Aubespine retour — Sie müssen den Mortimer spielen." „Sind Sie bei Sinnen? — von heute auf morgen sechs Bogen Jamben?" „Thorheit, der Copist hat das so weitläufig hingeschmiert, es sind kaum vier, das lernt man über Nacht!" „Vom Schlafe überfallen werden — mich blamiren?" „Nehmen Sie kalte Fußbäder — ein probates Mittel gegen den Schlaf!" „Nicht für eine Million!" „Papper-

lapap! Sie erhalten fünfzig Gulden Extra-Honorar." „Fünfzig? Geben Sie her!"

Ziehen wir den Schleier über jene aufregende Februarnacht; ich hatte redlich memorirt bis gegen 6 Uhr Morgens. Alle Präservativmittel gegen den Schlaf: beständiges Rauchen, Kaffee-Brauen, kalte Fuß- und Kopf-Bäder 2c., waren erschöpft, — das Gedächtniß faßte nichts mehr — ich fiel vollständig abgespannt auf's Lager. — Um 9 Uhr wurde ich aus den Federn geschüttelt, in einen Pelz gehüllt und zur Probe gefahren, auf welcher alle meine Scenen mit der Diva vorausprobirt wurden; dann durfte ich zurück nach Haus, zur Stärkung und Ruhe. Am Abend ging alles superb, bis zum dritten Acte, aber ein Fieber nahte heran, es schüttelte mir Mark und Bein. Die große Gartenscene mit Maria verursachte mir Blutwallungen — ich höre das Anschlagen des Souffleurs nicht mehr — mir wirbelt's vor den Sinnen — nun sollen die Worte fallen:

> Nichts blieb Dir, als die rührende Gestalt,
> Der hohen Schönheit göttliche Gewalt u. s. w.

Gott! ich fand sie nicht, diese Worte, — das Gedächtniß ließ mich sitzen — Entsetzen erfaßt mich, -- „Bleibst du stecken" rief's in mir „so bist du verloren — lieber Unsinn reden, als das!" — kurz entschlossen beugte ich das Knie, und:

> So laß, o Holde, Dir denn sagen:
> Daß alle meine Pulse für Dich schlagen —
> Daß Du geliebt wirst wie kein Weib auf Erden! —
> Für Deinen Sieg laß mich Dein Sclave werden!

sprach ich frei nach Moreto's „Donna Diana", und dann

mit mächtigem Sprunge Schiller citirend, ohne fernere Hindernisse:

> Doch! — Wenn nur der Schrecken Dich gewinnen kann;
> Beim Gott der Hölle! erzittern sollst Du auch vor mir u. s. w.

Als das Auditorium mich nach dem Actschlusse hervorrief, war ich in großem Irrthum befangen, Unheil zu wittern; leichenblaß verbeugte ich mich — doch nur Wenige hatten den faux-pas bemerkt, und diese gingen nicht in's Gericht mit dem angehenden Histrionen. —

In späteren Jahren erlebte ich noch manche heitere Bêtise in „Stuart"-Vorstellungen; — ich hörte einen Paulet, wohlbestallten Hüter der schottischen Königin, von der Maria sagen: „Ich bin nicht ihrer Laster Feind" — hierauf zustimmendes Bravo von der Gallerie; — dann, Sir Paulet, sich verbessernd: — „Ich bin nur ihrer Laster Feind" — nun allerdings allgemeiner Jubel vor und auf der Bühne. — Ein anderes Mal zeigte sich das Publicum einem Okelly gegenüber sehr dankbar, der sich zu verbergen ging: nicht „in des Nordens Wälder" — wie Schiller es vorgeschrieben — er ging: „in des Nordens Süden." Doch was wollen alle diese Anerkennungen gegen die Ovationen eines Sonntags-Publicums bedeuten, die einem Officier der Wache zu Theil wurden! Dem Garderobier und Damenschneider Müllner, einer in Taillen perfecten, bekannten Persönlichkeit, war aus Gründen plötzlich eingetretener Verlegenheit die kleine Rolle des Offiziers anvertraut. Er hatte sich dazu gedrängt und im Vertrauen auf seine, in Dilettanten-Vereinen erworbene Bühnen-Routine, gab man ihm den halben Bogen in Bangen und Hangen. Er hat unter Anderem zu sagen:

Ich hielt die Wache
Im Vorsaal, als Mylord die Thüre schnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir sahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch zieh'n, unter heftiger Verwünschung
Der Königin, und, eh' wir's hindern konnten,
Ihn in die Brust sich stoßen, daß er todt
Zu Boden stürzte — —

Graf Leicester entläßt ihn hierauf, die Königin weiß genug. Die Scene naht. — Burleigh, Elisabeth und Leicester stehen auf der Bühne. — Müllner hat sich brav herausgeputzt, hohe Albastiefeln, drei bunte Schwungfedern auf dem Hut, fingerlange Sporen, Schwert bis zur Erde — so ausgerüstet, harrt er hinter den Coulissen seines Stichwortes; — kurz vor demselben erhält er plötzlich einen erschrecklichen Schlag auf die Schulter — wüthend dreht er sich um. „Das kann ich Dir sagen, Müllner!“ raunt ihm ein martialisch gebauter Chorsänger zu „in der Rolle hab' ich schon Manchen stecken bleiben sehen!“ „Halt's M...!“ Mund will Müllner sagen, da — ruft Leicester schon den Wachthabenden „Nur Muth! — es wird schon schief gehen!“ sagt der Chorist von vorhin. Strammen Schrittes marschirt er vor, — beim fünften Schritt hat er das Malheur, über die nicht wahrgenommene Leiste des Mittelbogens, und zwar ziemlich arg, zu stolpern — das Publicum fängt schon an, majestätisch zu schmunzeln. Müllner begeht den Fehler, sich nach der maleficanten Leiste wüthend umzuschauen; wieherndes Gelächter. — Elisabeth hält sich krampfhaft an der Sessellehne fest, Burleigh wendet sich, Leicester beißt sich auf die Lippen und stottert unter Thränen: „Erstattet Ihrer Majestät Bericht, wie dieser Mortimer umkam! — Im Auditorium wogte es hin

und her, gleichwie ein vielköpfiges Ungeheuer, das unser ängstlich gewordenes Schneiderlein zu verschlingen droht; — Ruhe! schreit der Janhagel auf der Gallerie — Müllner wird sprechen — Todtenstille! — und Müllner spricht:

Ich hielt die Wache
Im Vorsaal bis — bis — bis
Er todt zu Boden stürzte.

Er trabte ab — doch das nützte ihm nichts. „Es rast der See und will sein Opfer haben." Man rief ihn zwei Mal bei offener Scene und zwei Mal mußte er nolens volens sich verbeugen. In seinem Innern aber war's fürchterlich:

Stürzet ein, ihr Wände!
Versink', o Schwelle,
Unter der schrecklichen Füße Tritt!
— — — — —
Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Laßt die rächenden Göttinnen ein.

Albert Lebrun

Clara Horn.

Wohlthätig ist der Feder Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt bewacht. . . .
Doch furchtbar wird der Feder Macht,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhergeht auf der eig'nen Spur
Der freien Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Schreibend ohne Widerstand! . . . .

Nun soll ich an die Reihe kommen. Also auch mein letztes Stündlein hat geschlagen. Das hat mir in meinen kühnsten Sommernachtsträumen nicht vorgeschwebt, daß ich im Herbst an den Rand des „Dekamerone" gedrängt und hinterrücks in den Strudel der Schriftstellerei gestürzt werden würde. Aber mir gehen die Augen auf: die angeblich so gütige Vorsehung ist unerschöpflich in dämonischen Erfindungen. Dieser neueste schwarze „Dämon", der nicht einmal den mildernden Umstand der Rubinstein'schen Musik geltend machen kann, ist der Episodensammler Philipp, der einige Jahre als Redacteur eines Hamburger Tageblattes mir stets so freundliche Sympathien bekundet hatte, daß ich bis Dato in ihm nichts Böses ahnte und ihm nie zugetraut hätte, daß er als Redacteur

des „Dekamerone" mich so grausam mit dem Gesuch um einen milden literarischen Beitrag verfolgen würde. Mit der ganzen Energie und Heftigkeit, deren ich in den Mußestunden, welche mir mein munter-naiver Beruf gelassen, fähig bin, rief ich ihm, sobald ich das Pförtchen gehen und den Riegel klirren hörte, entgegen: „Hier wird nichts Geschriebenes gegeben!" — Vergebens versprach ich ihm in dem weniger beruflichen sanften Tonfall, meine Photographie mit der seltenen Widmung: „Zur freundlichen Erinnerung . . . . Hamburg 1880."

Er bestand auf seinem Schein — des Rechtes, er blieb — conservativ — fortschrittlich — schwarz, Alles vereint, dieser Mann. (Wenn Herr Philipp mir diesen bedeutenden Einfall, als „persönliche Bemerkung" streicht, werde ich sehr wüthend werden.)

„Ich kann bei Ihnen nicht anhalten" (eindeutig aufzufassen), sagte er, „wo bereits fast alle Collegen und Colleginnen schätzbares Material geliefert haben!"

O diese Collegen, und noch ooer diese Colleginnen! — dachte ich verzweifelnd. Dennoch vergingen mehrere Tage, ohne daß ich viel mehr gedacht hätte, und ohne daß der Gefürchtete sein gewünschtes Schwarz auf Weiß getrost hätte nach Hause tragen können. Wir unterhielten uns, wenn er kam (er kam eintäglich um den anderen), allerdings von allem Möglichen und Unmöglichen, und ich hatte mich wieder ein Mal mit der mir eigenen Grazie, wie er sich ausdrückte, um die eigentliche Pointe seines Besuches herumgeschlängelt. Aber ein Mal traf es sich, daß meine Mutter anwesend war, die in ihrer Güte das Gesuch des Episodensammlers sehr hübsch

und sogar sehr vernünftig fand, und ihm für die Erfüllung desselben ihre mächtige Fürsprache zusicherte. Sie zerbrach sich auch sofort meinen Kopf, als es sich nun um die Wahl eines geschmackvollen, modernen kleidsamen „Stoffes" handelte, denn ich hatte in der That keine Zeit zu verlieren, und es wurde bereits im vollen Sinne des Wortes ein Druck auf mich ausgeübt. Der Setzerjunge warte, hieß es, der Satz habe schon begonnen — und in vier Wochen müsse das Werk druckfertig sein. Dann wurde auch mit großer Wärme betont, daß mein Beitrag eine veritable Wohlthat für das Buch wäre, kurz, die Variationen des Hauptthemas auf meiner Gemüthssaite waren endlos. Nun begriff ich zwar noch immer nicht die ethische und aesthetische Nothwendigkeit, im nächsten Monat ein „Dekamerone" herauszugeben, aber für die Wohlthätigkeit habe ich stets ein offenes Ohr, ein offenes Herz und nun auch ein offenes Tintefaß, obwohl ich dabei vermuthlich noch ärger in die Tinte gerathe, als in einem anderen Falle, der mir soeben einfällt, und den ich später berichten werde; — wenn ich überhaupt so weit komme und Herrin meiner Feder bleibe, die mir der schwarze böse Geist in die Hand gedrückt hatte, um mit einem Schlage den „Krieg im Frieden" in meine stille Behausung zu tragen. Noch einmal redete ich ihm nachdrücklich in's Gewissen und machte ihm die überraschende Mittheilung, daß ich — außerdem gar nichts Ueberraschendes mitzutheilen habe; — er lächelte schauderhaft kühl.

„Wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen?" sagte ich wüthend.

„Meinetwegen wie Nero", antwortete er gelassen, — „wie ein Dekameronero!"

Das Wortspiel gefiel mir: das bringst du jedenfalls an,

dachte ich. Da ich nun doch schon einen Gedanken hatte, der nun sogar durch ein Wortspiel decorirt war, auch allmälig einsah, daß dieser „Nero" unerbittlich sei, und da ich durch meine Abwesenheit nicht glänzen durfte, durch meine Anwesenheit es aber nicht konnte, — in Erwägung dieser Umstände setzte ich mich denn eines durchaus nicht schönen Tages in einem unbewachten Augenblicke voller Muth hin, und ergriff sozusagen mit Vergnügen die Feder — und begann endlich zu schreiben, schlecht und recht, — aber mehr schlecht als recht. Das Manuskript, das nun zu Stande kam, machte einen höchst seltsamen, phantastischen, ja geradezu grotesken Eindruck, selbst auf meine allernächsten Angehörigen, die ich in die Geheimnisse dieser Skizze einweihte. Den größten Raum nahmen riesige Striche von halben Seitenlängen und -Breiten ein, Striche, welche — die nicht vorhandenen guten Einfälle verbergen sollten. Ich schmeichelte mir schon mit der Hoffnung, daß diese Kriegslist den Herausgeber, wenigstens die Redactions-Seele in ihm, mit Angst und Entsetzen erfüllen, ihn vielleicht gar von dem ganzen Vorhaben, wenigstens mich betreffend, abschrecken würde, denn ich war überzeugt, daß die ältesten Setzer sich nicht erinnern könnten, ein solches Manuskript je gesehen zu haben! — —

Mit wahrhaft schadenfreundlichem Lächeln legte ich ihm am folgenden Tage, an welchem er natürlich wieder mit erschütternder Pünktlichkeit seine Aufwartung machte, diesen Artikel vor, und erwartete, daß er, „unvorbereitet wie er sich hatte", beim Anblick dieser „Keilschrift" kopfschüttelnd resigniren würde. Um so peinlicher war ich überrascht, als ich ihn gar nicht überrascht fand.

„Ich bin an Kummer gewöhnt“, bemerkte er mit unheimlicher Ruhe, „fahren Sie nur so fort, die Sache wird sehr hübsch, und — fügte er hinzu, „sollte ich stocken, so werde ich zwischen den Zeilen lesen.“

Dennoch konnte es mir nicht entgehen, daß ihm die Lectüre meiner Hieroglyphen mit den zahllosen Fahnen, Strichen und Schlagbäumen nicht geringe Beschwerden verursachte, und so dämmerten neue Hoffnungsstrahlen in mir auf. Trotz alledem geschah das Unglaubliche: er nahm alle Hindernisse wie der beste Renner und langte, wenn auch nicht ganz glücklich, jedenfalls etwas erschöpft, nach etwa zehn Minuten am Ziele an, nickte beifällig und dankte höflich:

„Ganz reizend, liebes Fräulein, ganz — Clara Horn!“

Das war mir aber doch zu viel; ich glaubte er höhne oder scherze, und lehnte Hohn wie Scherz in so furchtbar ernsten Dingen ab. Er aber blieb fest: „das wird gedruckt, nur bitte ich Sie, Ihrer Güte (das Wort nahm ich wieder für Hohn) die Krone aufzusetzen, und eine Art Vorgeschichte Ihres Beitrages zu erzählen“. Eine Vorgeschichte, — das schien mir leichter, — und so haben Sie denn Beides, die Introduction und die Erzählung selbst. Vous l'avez voulu!

Meine sogenannte Carrière ist schnell auswendig gelernt, — sie weist nur drei Stationen auf: Berlin, Danzig, Hamburg, und habe ich mir überall die fachgemäße Munterkeit bewahrt, sowohl unter der Fahne Terpsichorens, wie unter derjenigen Thaliens.

Ich habe nämlich, — unter uns gesagt, — als Ballet-Elevin im Königlichen Opernhause zu Berlin das Licht der Rampen erblickt. Mein erster Schritt oder Sprung auf die

Bretter geschah in der Rolle eines kleinen Grenadiers in dem Ballet „Der Geburtstag“. Es „schwebt“ mir noch lebhaft vor, wie Se. Excellenz der Herr General-Intendant von Hülsen in wirklich höchsteigener Person uns achtundzwanzig kleinen „Ratten“, wie, zu meinem größten Bedauern, der technische Ausdruck lautet, mit eiserner Strenge den Grenadiermarsch einstudirte! Man denke! Achtundzwanzig Rat — —, das Wort will mir nicht über die Feder, sagen wir Rangen, das klingt weicher. Wieviel Geduld braucht man nicht oft schon im Verkehr mit einer einzigen solchen Naturerscheinung, und nun gar 28! Indeß, Herr von Hülsen hat diese, wie seitdem gewiß noch manche andere Geduldprobe glücklich überstanden, — und auch ich bin mit heiler Haut davon gekommen, trotzdem mein linkes Nebenmädchen mir jedes Mal beim Präsentiren des Gewehrs mit demselben einen uncommandirten und unbarmherzigen Schlag auf die Schulter versetzte, so daß mir das Exercitium nachgerade höchst ungemüthlich wurde. Zum Glück wurde sie von der angestrebten Carrière sehr bald wieder aufgegeben, so daß weiteres Unheil verhütet wurde; ich aber marschirte und hüpfte lustig weiter, bis ich eines Tages den kühnen Sprung vom Tanzboden auf den Boden des Schauspiels executirte — allerdings an der sicher leitenden Hand meiner verehrten Gönnerin und Lehrerin, Frau Frieb-Blumauer, der ich überhaupt den größten Antheil an diesem innerlichen wie äußerlichen Umsprung zuzuschreiben habe und immer danken werde. Also — pas de Pas, keinen Pas mehr, — das drückte ich noch ein letztes Mal pantomimisch aus — und strebte von da ab der edleren Richtung zu, wo „hoch der Lorbeer steht“.

Dieser Salto mortale machte mich natürlich im Kreise meiner Angehörigen und Collegen zur „Elöwin des Tages". Es wächst zwar der Mensch mit seinen größeren Zwecken, aber ob ich es vom kleinen Grenadier aufwärts zu einer ersten Hauptcharge mit Verdienstkreuz auf dem Felde der Choreographie gebracht hätte, weiß, außer den Göttern, wohl nur noch Taglioni; jedenfalls war mein Ehrgeiz nun auf ein anderes Feld gelenkt. Für das Fach der munteren Liebhaberinnen brachte ich zwei Dinge mit: die Munterkeit und die Liebhaberei; einige Bekannte redeten mir sogar ein: „gewissermaßen auch Talent", und so zog ich mir gleichsam als Confirmandin der dramatischen Kunst, angemessen längere Kleider an und, siehe da, — während ich bisher nur als Balletteuse „angesehen" worden war, wurde ich als Schauspielerin nun auch angehört, und nebenbei allerdings auch wieder angesehen, und da mich das Berliner und das Danziger Publicum einen Winter ertragen, das Hamburger aber dies sogar schon mehrere Winter fertig gebracht hat, so blicke ich dankbar und vertrauensvoll in die Zukunft. Da man doch einmal in die Zukunft blicken muß, so thut man jedenfalls gut, dieses Geschäft gleich mit Vertrauen zu besorgen, obwohl dasselbe häufig ebenso gründlich getäuscht wird, wie das Vertrauen auf die Menschen. Nun bin ich endlich „bei der Sache", die ich eigentlich erzählen wollte. „Die Sache ist nämlich die":

Im Sommer 1878 weilte ich in dem bekannten Alexisbad im lieblichen Thale der Selke, am Abhange des Harzes. Sieben Tage waren dahingeschlichen, die Badegäste mit ihnen, und ich erfreute mich bereits, Dank dem immerwährenden

Regen, der vorgeschriebenen Langenweile, — auch Ruhe genannt. Abgesehen von einigen liebenswürdigen Hamburgern und Hamburgerinnen, unter Anderen der stets heiteren Frau R . . . e mit Tochter, besorgten mir nur zwei junge Leute einige Abwechselung, von denen der eine übrigens ein alter war. Letzterer war Maler und hatte in dieser Eigenschaft eine Aversion gegen mich gefaßt, er haßte nämlich die Mode der enggebundenen Kleider, in denen ich nach meiner Façon selig werden wollte. Der Andere jedoch, ein russischer Jüngling, hatte gerade wegen dieser Aversion eine Aversion gegen den Maler gefaßt, während er in mir eines jener Ideale zu erblicken schien, welche zur Verherrlichung und Belebung der Curorte dienen, um so mehr, als er hinter dem Rücken der Curliste sogleich erfahren hatte, „woher ich kam der Fahrt und wie mein Nam' und Art". Da brachte ein Tag neues merkwürdiges Leben. Ich bemerkte am Morgen auf der Promenade einen „Auflauf": Nicht weniger als drei Menschen umringten einen zu Boden gesunkenen Menschen, der ein Tuch um den Kopf trug, und der, wie ich sogleich erfuhr, durch einen traurigen Zufall einen Schuß in's Auge erhalten hatte; der Arme sei umsomehr zu beklagen, als er Frau und Kinder habe und in den drückendsten Verhältnissen lebe. Schnell entschloß ich mich, für den Armen und die Seinen zu s a m m e l n, und hatte nach kurzer Zeit eine ganz ansehnliche Summe in der C o l l e c t e n - S c h a c h t e l. Unterdeß hatte man den Armen zu einem in der Nähe wohnenden Arzt gebracht, und gerade als wir Alle, — „himmelhoch jauchzend", meine Einnahme zusammenrechnen wollten, stürmte der Beklagte ganz flott, trotz seiner von dem Russen so ge-

nannten „krummlichten" Beine, an uns vorüber in den nahen Wald, und ein Gensdarm mit dem Ruf: „Haltet den Wilddieb!" hinter ihm her. Von da ab weiß ich nur noch, daß ich wie besessen hinter dem Gensdarm herlief, und wir dann Beide „zu Tode betrübt", zurückkehrten. Es stellte sich heraus, daß der Verfolgte sich in der That eine kleine Verletzung an der Stirn zugezogen hatte, aber eine ganz unbedeutende und diese — bei der Wilddieberei! Ich schlich mich aus dem Trubel fort, ging in mein Kämmerlein, und weinte bitterlich bis zum Diner, welches ich diesmal sehr fürchtete, nicht weil ich Rindsbraten ahnte, — das wäre geschmacklos — sondern weil ich vermuthete, daß der Bade-Arzt und Vorstand Dr. Rahn die Affaire erläutern und mir in dieser Erläuterung die Rolle der voreiligen Wohlthäterin zufallen würde. Und es kam wirklich Beides: der Braten und auch die Rede, die letztere aber ungleich schmackhafter und würziger und voller Humor, so daß meine Furcht ganz unbegründet war. Nur bei der einen Stelle der Rede: „obgleich Fräulein Horn dem ihrer Theilnahme so Unwürdigen schnellfüßig nachsetzte, um ihm das Geld in die Westentasche zu stecken, konnte er doch noch ganz anders laufen als sie — — stieß mein Dos-à-dos ein schroffes „Ha, ha!" hervor; — ich sah mich um, — es war der Maler! Ich habe nie begriffen, was er damit sagen wollte. Ob er wieder auf die engen Kleider anspielte? — —

Das Diner verging unter vielen Witzen und Lachsalven, zu denen ich und meine Collecten-Schachtel, die nun gänzlich ihren Beruf verfehlt hatte, den Stoff gaben. Der Schlußeffect war, daß ich ebenfalls sehr lustig mich mit meiner Schachtel an der Thür aufstellte und meine Einnahme Mark für Mark

wieder ausbot. Die Stimmung hob sich dadurch nur noch mehr, man beschloß, mir noch etwas d'rauf zu geben; so kam eine sehr stattliche Summe zusammen, von der die Hälfte doch noch die Familie des Wilddiebes bekam, während die andere Hälfte den Armen des Ortes überwiesen ward. Auch in jenem Wilddieb war also jene Kraft verkörpert, die das Böse will und das Gute schafft. Uebrigens: u. A. w. g., — d. h. und Abends wurde getanzt!

Und das ist die kleine Affaire, die ich in Ermangelung bemerkenswerther künstlerischer Ereignisse — auch nicht erzählt haben würde, wenn dieser schreckliche Episodensammler mich nicht dazu provocirt hätte. Den waghalsigen Sprung von der Bühne nach Alexisbad wird man hoffentlich meiner anfänglichen theatralischen Thätigkeit zu Gute halten. Daß ich mir auf diese literarische Belastungsprobe nicht das Geringste einbilde, brauche ich wohl nicht zu versichern. Ich werde im besten Falle eine Literatur-Elevin bleiben, — oder eine Bücher-Ratte. „Wehe, wenn sie losgelassen!" — —

Clara Horn

Wilhelm Hungar.

Im Jahre des Heils 1837, als eine matte Februarsonne auf Berlin's schneebedeckte Straßen und Plätze schien, ward ich von einem meiner Freunde aufgefordert, an einem Comödienspiel theilzunehmen, welches demnächst im Hause seiner Eltern stattfinden sollte. Das Wort Comödie war genügend, mir ein freudiges Jawohl, mit dem größten Vergnügen! zu entlocken. Es erfolgten denn auch die Aufführungen, bei denen wir Alle den reichsten Beifall ernteten, von welchem auch mir ein bedeutender Theil zufiel. Wie, wenn der Löwe einmal Blut geleckt hat, ihm solches vortrefflich schmeckt, so ging es mir mit dem Comödiespielen; es gefiel mir vortrefflich, und als mein Freund, in dessen elterlichem Hause wir die ersten Talentproben ablegen durften, mir den Vorschlag machte, im vollen Ernste „unter's Theater" zu gehen, war ich sogleich bereit, seinem Plane zu folgen. Da nun mein guter Freund wieder einen guten Freund hatte, welcher sich bemühte, dem deutschen Volke die Gestalten seiner Dichter zu verkörpern, so war es wohl ganz natürlich, daß dieser uns an sich zog, wie der Magnet das

Eisen. „Frische Fische, gute Fische", dachte ich und machte mich mit meinem guten Freunde auf den Weg zu seinem guten Freunde, der in Luckau, einem zehn Meilen von Berlin gelegenen Städtchen, dem Director Töldte seinen Thespiskarren ziehen half. Als Beförderungsmittel der sichersten und billigsten Art dienten uns Schusters Rappen; sie brachten uns wohlbehalten nach Luckau, welches ahnungslose Städtchen zur Feier unserer Ankunft weder illuminirt noch geflaggt hatte. Ich habe vergessen, ob es ein Hotel ersten Ranges war, in welchem wir unser Quartier nahmen, oder ob zweiten oder letzten Ranges; so viel weiß ich, die Erwartung ließ uns nicht schlafen und die „rosenfingrige Eos" überraschte uns noch wachend. Der Freund des Freundes kam sehr früh zu uns, und rief uns ein ermunterndes: „Nur immer vorwärts, nur Courage!" zu; die fehlte mir denn auch nicht, wohl aber meinem Freunde, so daß ich um 11 Uhr Vormittags mich allein in das Bureau des Theaterleiters Töldte bemühen mußte. Ich stand vor der Thür, noch war der Rubikon nicht überschritten; aber nur ein bescheidenes Klopfen meinerseits und er wurde es. „Herein!" rief eine klangvolle, etwas sächsisch angehauchte Stimme. Für die nächsten Augenblicke fehlt mir nun jede Erinnerung, aber nur für Augenblicke, denn sehr bald bemerkte ich, daß das Geschäfts-Bureau zugleich das Frühstückszimmer des Directors war. Am Tische, welchen mehrere Eß- und Trinkvorräthe schmückten, saß der Mann, von dessen Entscheidung mein Schicksal abhängen sollte, und ihm zur Seite, ein Butterbrot streichend, auf dem schwellenden Divan ruhte ein junges Weiblein, in dem ich nicht mit Unrecht die Frau Directorin vermuthete.

„Was wünschen Sie denn eigentlich?“ fragte mich der Director, indem er seinen Imbiß bei Seite legte und sich mit Würde erhob. „Entschuldigen Sie,“ so oder ähnlich wird wohl meine Antwort gelautet haben, „ein heiliger Drang treibt mich zur Bühne und so wollte ich Sie, den erfahrenen Director, um die Gunst bitten, unter Ihrer berühmten Leitung meine ersten Talentproben ablegen zu dürfen.“ „Haben Sie denn schon 'mal gespielt?“ examinirte mich der Bühnendirector, meine neunzehnjährige Gestalt mit Kennerblicken musternd. „Ja wohl, einige Male bei Privat-Aufführungen, und ich darf wohl sagen, nicht ohne Glück,“ lautete meine bescheidene Antwort. „Na hören Sie, darauf gebe ich nun gar nichts,“ bemerkte der mächtige Mann, meine Gluth dämpfend, „da gefällt man immer; aber was wollen Sie denn eigentlich spielen?“ — Ich reckte mich um einige Zoll über mich selbst hinaus und sagte im vollsten Tone, dessen meine angehende Männlichkeit fähig war: „Väter und Haudegen!“ Der Ausdruck „Haudegen“ schien dem Director besonders zu behagen, denn ein leichtes Lächeln umzog seinen bis dahin strengen Mund, und er blinzelte seiner jungen Gattin ganz unmerklich zu. „Was wollen Sie spielen,“ fragte er nochmals, „was?“ Und ich wiederholte in harmloser Ehrlichkeit und im tiefsten Baß: „Väter und Haudegen!“ Jetzt umspielte auch ein Lächeln den Rosenmund der jungen Frau Directorin; sie sah ihn an, er sah sie an und das Resultat war, daß ich zum Nachmittag um 3 Uhr wieder zur Direction beschieden wurde. Um 11½ Uhr stand ich wieder vor der Hausthür, noch immer unwissend, welches mein Schicksal sein würde. Mein zaghafter Freund half mit

seinem Freunde, der mich bereits „lieber College" benamste, mir die langsam schleichenden Stunden zu kürzen. Zehn Minuten vor 3 Uhr stand ich bereits vor der verhängniß-vollen Thür und mit dem ersten Schlage pochte ich wieder an; wie am Morgen tönte es: „Herein!" — Es war Alles unverändert, der Director und die Directorin, nur der Frühstückstisch nicht, welcher sich als praktisches Hausgeräth in einen Kaffeetisch verwandelt hatte. — „Ich habe mir das überlegt, mein Herr," sagte der Luckauer Bühnen-Director, „ich kann vielleicht noch gerade ein Mitglied gebrauchen, und so möchte ich es eigentlich 'mal mit Ihnen versuchen, Sie junger — Haudegen. Sehen Sie diese Rolle, können Sie die wohl bis morgen lernen?" Er nahm eine Rolle vom Tisch und gab sie mir. Aber noch ehe dies geschehen, antwortete ich mit einem kühnen: „Ja, gewiß." Mit Freuden hätte ich jede Rolle gelernt und wenn sie dreimal so schwer gewesen wäre, wie die, welche ich nun in der Hand hielt. „Na, denn wollen wir's versuchen; um 9 Uhr ist Probe, also lernen Sie ordentlich!" sprach der Director und entließ mich mit einer anmuthigen Handbewegung. Vor der Thür warf ich einen Blick des Glückes und der Erwartung auf die Rolle und verließ mit stolz erhobenem Haupte das Haus, um mich mit majestätischen Schritten zu meinem Freunde zu verfügen, der meiner harrte. „Ich spiele morgen," rief ich ihm freundlich herablassend zu. „Ach, du Glücklicher," sagte er, nahm seinen Hut und begab sich, mir rücksichtsvoll Zeit zum Studiren meiner Rolle zu lassen, zu seinem Bekannten, dem bereits vollendeten Mimen. Und ich lernte und lernte, so daß, als die Beiden nach Verlauf von einigen Stunden zurückkehrten,

ich die Rolle auswendig wußte. Und aus Abend und Morgen ward der andere Tag, der Sonntag, der 17. April des Jahres 1837; Zettel verkündeten „dem hohen Adel und dem geehrten Publicum" erstens, daß das schaurig schöne Stück: „Die Grabesbraut", Schauspiel in fünf Aufzügen und einem Vorspiel — irre ich nicht — von Bahrdt aufgeführt werden solle, und zweitens, daß Herr Hungar aus Berlin die Rolle des Generals Altringer spielen würde. Ja, da steht's: der General Altringer sollte mein erster theatralischer Versuch sein. Vor der Probe sprach ich meinen beiden Freunden noch die Rolle vor, und der eine von ihnen, der Zaghafte, seufzte, wie ich meinte, vor Bewunderung, der andere, der Menschendarsteller, sagte: „Spielen Sie die Rolle heute Abend ebenso, und Sie werden engagirt, junger Freund!" — er war nämlich ein bis drei Jahre älter als ich. Die Probe unter persönlicher Leitung des Directors begann und ging auch glücklich vorüber, ohne daß ich Grund zu Störungen gegeben hätte; ich fühlte mich wie der Fisch im Wasser, die Rolle sagte mir zu, sie erforderte ein kräftiges Organ, über welches ich im reichsten Maaße verfügte, kurz sie schlug in das Fach der — Haudegen.

Der Abend kam; — ein stilles Bangen erfaßte mich doch, als Luckau's biedere Bürger zum Musentempel strömten. Aber noch ehe der erste Luckauer das Schauspielhaus betreten hatte, schritt ich, angethan mit kriegerischem Waffenschmucke, bestehend in einem breiten Schlachtschwert, einem nicht gerade blinkenden Harnisch und einem großen Helm mit riesigem Federbusch, auf den weltbedeutenden Brettern umher. Von der Ausstattung, welche bei unserm Thalia-Theater so wohl-

thätig der Phantasie zur Hülfe kommt, war im Luckauer Theater wenig zu bemerken, man befleißigte sich dort noch einer beinahe Shakespeare'schen Einfachheit. Das Podium erhob sich nicht viel über den Boden und es führten zwei Stufen zu demselben empor, und zwar gerade so, daß dadurch der Eintritt der Darsteller durch die Thür im Hintergrunde bewerkstelligt werden konnte. Ich spazierte stolz hinter dem Vorhange auf und ab, bis der Ton der Glocke, welche das Zeichen zum Beginne der Vorstellung gab, mich von der Bühne, auf welcher ich mich schon ordentlich heimisch fühlte, vertrieb. Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Ich stehe, meines Stichwortes harrend, hinter dem Prospecte, da endlich höre ich es und will mit stolzen Schritten eintreten, aber ich hatte die Rechnung ohne die niedrige Thür der Luckauer Theaterdecoration gemacht; ich selbst freilich hätte wohl eintreten können, aber — der Helm blieb draußen, die Thür streifte ihn mir vom Haupte, daß er mit Donnergepolter die Stufen herabfiel, worüber das Publicum nicht höflicher, aber begreiflicher Weise sich köstlich amüsirte. Schnell entschlossen folgte ich meinem Helm, hob denselben auf und stülpte ihn mir auf's Haupt, worauf ich wieder die Stufen emporstieg und nun, durch Schaden klug geworden, gebückt zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit trat, was dem verehrten Publicum wieder so komisch vorkam, daß es abermals in ein donnerndes Gelächter ausbrach. Aber der Haudegen Altringer darf sich so leicht nicht verblüffen lassen, und so sprach ich trotz des Gelächters meine Rolle fest und sicher bis zum Schluß, wobei ich noch die Genugthuung erhielt, daß das Publicum schließlich aufmerksam auf meine Reden hörte.

Ob ich in der, diesem verhängnißvollen Abend folgenden Nacht geschlafen habe, weiß ich wirklich nicht zu sagen, das aber weiß ich bestimmt, daß ich am nächsten Morgen mich wieder pünktlich beim Director vorfand, welcher mir eine Anzahl schwerwiegender dickleibiger Rollen, d. h. geschriebene in die Hand gab, mit dem Bemerken: „Na, denn lernen Sie man ordentlich d'rauf los, mein Guter!" Das that ich denn auch und hatte das Vergnügen, die Scharte des ersten Debüts auswetzen zu dürfen. Nach ungefähr acht Tagen und Bewältigung einer unzähligen Bogenmenge beschied mich der biedere Führer unserer Gesellschaft zu sich. „Nun hören Sie," fragte er mich, „wie steht es denn mit den Papieren und der Einwilligung der Eltern, Sie — Haudegen?" Als ich antwortete, daß ich nur noch eine Mutter und einen Vormund habe, meinte er: „Nun mein Guter, dann gehen Sie zurück, verschaffen Sie sich die Einwilligung Ihres Vormundes und die nöthigen Papiere und Sie sind bei mir engagirt." Der geehrten Direction — denn auch die Frau Thespiskarrenführerin war gegenwärtig — innigst dankend, verließ ich das Directorialzimmer, welches dieses Mal auch als Garderobe für Ritter- und andere Costüme benutzt wurde.

Ebenso stolz und glücklich, wie mein Freund gekränkt und demüthig, ging ich nach Berlin zurück, erhielt nach mancherlei Vorstellungen und Ermahnungen die nöthige Einwilligung, wie die Papiere und marschirte dann wieder nach Luckau, wo mir der Director eine wöchentliche Gage von zwei Thalern bewilligte. Ich beneidete keinen König, ja ich hätte für die Hälfte schon Comödie gespielt. So ward ich ohne jegliche Vorbereitung Schauspieler; diese

Laufbahn eingeschlagen zu haben, habe ich bis heute nicht bereut, denn der „alte Haudegen“ hat zwar mit vielen Fährlichkeiten kämpfen müssen, sie doch aber schließlich glücklich überwunden.

Ich blieb ein halbes Jahr bei der Töldte'schen Gesellschaft, nachdem ich als Anerkennung eine Zulage von einem halben Thaler per Woche erhalten; aber als wir in Spremberg gaukelten, hörte ich, daß die weitberühmte Faller'sche Gesellschaft in Cottbus spiele. Zu dieser zu kommen war lange der Wunsch des jungen Anfängers, und so wanderte ich eines Tages nach Cottbus und fand auch hier Gnade vor den Augen der Directorin, welche mich mit einer Wochen-Gage von drei Thalern engagirte. Director Töldte hat mich angesichts dieses bedeutenden Gehaltes — sein erster Liebhaber bekam ja nur ebenso viel — mit guten Wünschen entlassen, und bald empfingen mich Cottbus' stolze Mauern, und ich die Lehren meiner geehrten Directorin, welcher ich noch heute die dankbarste Erinnerung bewahre.

So war der Anfang meiner Laufbahn, welche ich hier für Alle, die ein wenig Interesse für mich und meine Leistungen haben, erzählte.

Wilhelm Hunger

Ernst Formes.

Es war im Jahre 1854.

Ich gastirte am kaiserlichen Theater zu Petersburg.

Lablache war damals erster Bassist der dortigen italienischen Oper, und der ausgesprochene Liebling des Kaisers Nicolaus.

Mein Gastspiel währte wohl ein halbes Jahr.

Kaiser Nicolaus, der keine meiner Vorstellungen versäumte, kam sehr oft zu mir auf die Bühne und zeichnete mich bei jeder Gelegenheit durch eine längere Unterhaltung, durch einen Händedruck, ein Compliment ꝛc. ꝛc. aus.

In meiner Abschiedsvorstellung — ich sang den „Marçel" — befand sich der Kaiser wieder auf der Bühne, und wieder in einer längeren Unterhaltung mit mir.

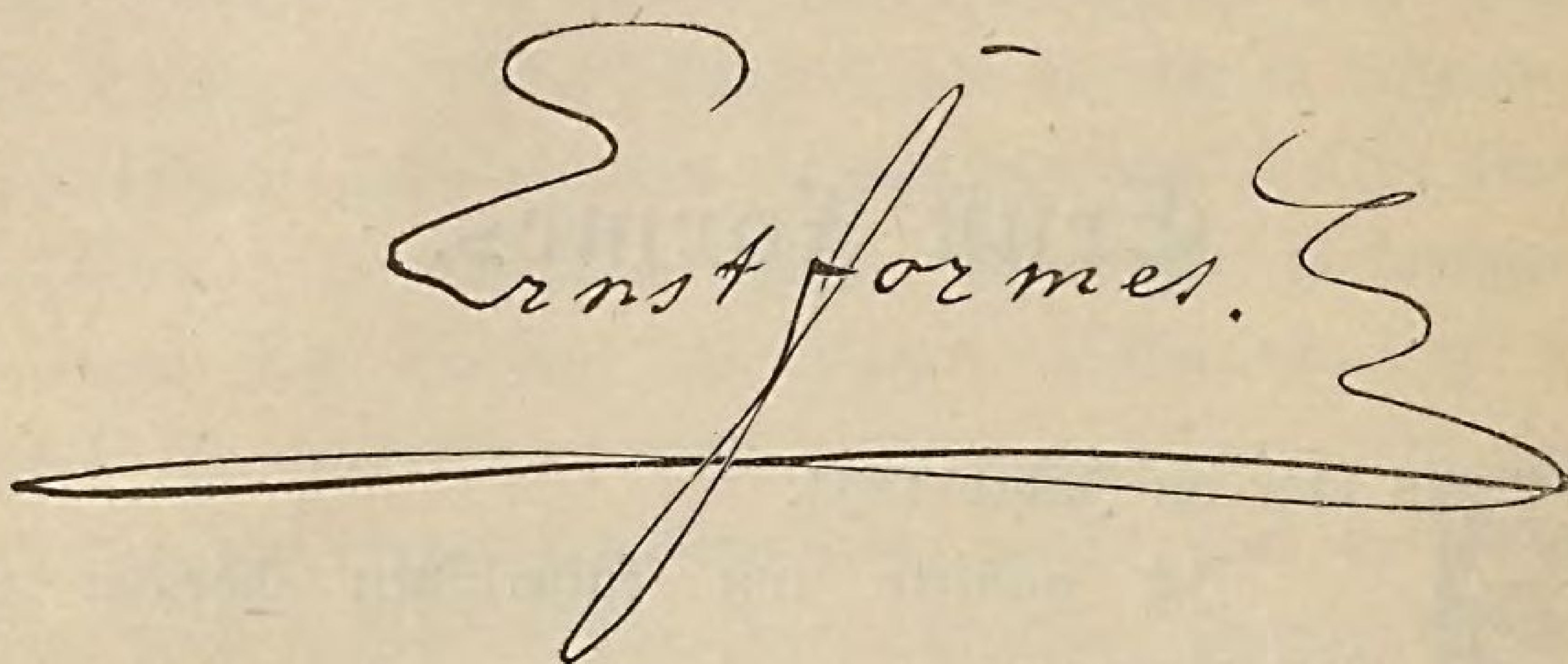
Plötzlich das Gespräch abbrechend, fragte er mich:

„Sagen Sie, lieber Formes, wer ist wohl jetzt der erste Bassist der Welt?"

Kurz gefaßt, antwortete ich:
„Majestät, Lablache ist — der zweite!“

— — — — — — —

So erzählte mir mein Vater.



Siegwart Friedmann.

Also Geschriebenes verlangen Sie von mir? — Was wohl die Herren Kritiker und Literaten von Beruf dazu sagen würden, wenn wir Schauspieler von Beruf mit dem Ersuchen an sie heranträten, doch einmal zu irgend welchem Zweck, sei er nun ein guter oder böser, öffentlich Comödie zu spielen? — Die meist so klug aussehenden Gesichter dürften wahrscheinlich etwas erstaunt d'reinschauen, und von uns fordern Sie schlank und schnell: wir sollen schreiben! Ist es denn noch nicht genug, daß wir von Anderen über uns so viel schreiben lassen müssen? Und nun sollen wir selbst die Feder zur Hand nehmen und erzählen.

Ich meinte, es sei schon etwas, ein ziemlich acceptabler Schauspieler zu sein; da erklärt die neueste Mode, daß dies nicht zureicht. Wenn das so weitergeht, dann ist gar nicht abzusehen, wohin wir gerathen dürften, da Derjenige, dem erst einmal die Dinte — zu schmecken anfängt — — — Ich unterdrücke die sich mir aufdrängende Bemerkung und gehe seufzend an die verlangte Arbeit, von welcher ich im

Augenblicke noch gar nicht weiß, wie und wo ich anfangen, geschweige wann ich enden werde?

Das Leben eines Schauspielers, gehöre er nun zu den Bevorzugten oder zu den Verkannten, ist gewöhnlich so bunt bewegt, daß man mit einiger Berechtigung erwarten zu können glaubt, er vermag etwas zu erzählen, — wenn er will. Ob er's auch kann, danach scheint gar nicht mehr gefragt zu werden. Und doch muß er oft, selbst im mündlichen Gespräch, nun gar erst mit der Feder in der Hand, plötzlich stillhalten, und sein Schatzkästlein der Erinnerungen schnell zuklappen, um da einen ehemaligen Director, dort eine Collegin oder einen Collegen zu schonen, oder um Erlebnisse und Beobachtungen, die man in der „Gesellschaft" machte, und die zuweilen gar nicht harmlos sind, nicht bloszustellen. So kommt es, daß man die besten Dinge — und die intimsten Geschichten sind immer die besten — leider für sich behalten muß. Schöne Leserin, Du wirst also genügsam sein und mit Nachsicht mich zurückbegleiten in meine theatralische Jünglingszeit. Ich kam damals frisch von Dresden aus den Händen meines unvergeßlichen Lehrers und Freundes Bogumil Dawison, nach Breslau. Es war im October des Jahres 1863, und ich hatte beim ersten Anblick dieser Stadt den Eindruck, als wäre da immer nebliger Winter, und als würde nie eine Straße gefegt oder gereinigt. Ich war ein vom Schicksal ungemein verwöhnter und verzogener Bursche, und zeigte von Kindheit auf eine gewisse Neigung zum Hochmuth, die erst später durch harte Erfahrungen auf ein erträgliches Maaß reducirt werden sollte. Ganz gewöhnt sich solch' ein Fehler nie ab. — Ich

kam in die Welt, als der einzige Mensch, den Dawison zu seinem Schüler zu erheben würdigte, und bildete mir ein, daß alle Leute mich schon vornehm bewundern müßten. Mein erster Director, Friedr. Schwemer, ein ruhiger, erfahrener und kluger Mann, der mir meine hohe Selbsteingenommenheit gleich ansah, beschloß im Stillen, mich zu curiren, und dies geschah folgendermaßen: Zuerst wurde ich „kaltgestellt", d. h. man ließ mich nicht gleich zum Auftreten kommen, dann endlich nach vierzehn Tagen wurde mir der kleine Ferdinand im „Egmont" als Auftrittsrolle bestimmt, und die zuvor verabredete Rolle des Melchthal im „Tell" ward abgesetzt. Das war sehr consternirend für mich, denn den kleinen Ferdinand hatte ich nicht bei Dawison studirt, mußte ihn also neu lernen und sollte nun selbstständig eine nicht leichte und dabei undankbare Aufgabe lösen. Es blieb dabei, trotz meiner Gegenreden und Einwendungen, und der 18. October, als der Gedenktag der Schlacht bei Leipzig, war auch der Tag meiner ersten Schlacht. Wider mein Erwarten stellte sich am Abend vor meiner Auftritts-Scene Kanonenfieber ein, und zwar so stark, daß ich secundenlang nichts sah und hörte. Ich stand auf meinem Platze, mein Stichwort erwartend, und als es fiel, eilte ich mit pochenden Schläfen, mit buntem Flimmern vor den Augen an die Thür. Meine erste Handlung war — ein ungeschicktes Stolpern über die Schwelle, welches mit Gelächter von Seite des Publicums belohnt wurde, und als ich, davon noch mehr verwirrt, mit den ersten Worten: „ist mein Vater noch nicht heraus", einen Schritt weiter in die Scene machen wollte, spielte der Dämon, welcher auf zu selbstbewußte Anfänger seinen Zahn zu haben scheint,

mir noch den Streich, daß die großen beiden Sporen an meinen ungewohnten hohen Reiterstiefeln sich fast ineinander verfingen und mich unfähig machten, einen Schritt zu thun. Ich sah in einen Abgrund, — der helle Schweiß trat mir auf die Stirne, und ich hatte das Gefühl, als müßte sich sofort das Podium öffnen und mich verschlingen, und das Publicum — lachte, lachte, lachte! — Da trat Alba in seinem ruhigen und gemessenen Schritte auf die Scene, das Lachen verstummte, und meine Blicke stierten nur immer auf die Sporen an den Stiefeln dieses meines virtuos einherschreitenden Vaters. Mechanisch erhob sich nun mein linkes Bein — ein fester Ruck — und ich konnte wieder schreiten. Ich athmete auf. Von da ab wickelten sich meine Reden ziemlich gut ab, bis die Scene im letzten Act mit Egmont kam und mich in Folge des bisher Erlebten wieder eine solche Todesangst überfiel, daß ich ganz sinnlos meine gefühlvolle Theilnahme für das Schicksal Egmont's herunterblubberte, wie der technische Ausdruck heißt. Ein abermaliges Gelächter erhob sich und begleitete meinen Abgang, den ich durchaus durch die Kerkermauer nehmen wollte, bis mich Herr Liebe, der Darsteller des Egmont, unter den Arm faßte und zur etwas entfernteren Thür führte.

Ich weiß noch heute nicht, wie ich nach Hause kam; erst in meinem Zimmer gelangte ich durch ein eigenes Klirren wieder zu Bewußtsein. Es war das Geräusch der Sporen an meinen Reiterstiefeln, und nun erst wurde ich gewahr, daß ich mit dem vollen spanischen Costüm angethan, direct von der Bühne in meiner Bestürzung und Verzweiflung nach Hause gestürmt war.

Da lag ich nun, und weinte und stöhnte über mein entsetzliches Schicksal! Den folgenden Tag über wagte ich mich nicht auf die Straße, weil ich mir einbildete, daß jeder Mensch, der mir begegnet, mich nun auslachen müsse. Erst als es dunkelte, wurde mein Schamgefühl durch das des Hungers einigermaßen verjagt, und ich suchte ein obscures Gasthaus auf, um ihn zu stillen. Diese desolate Verfassung dauerte drei Tage und Nächte. In dieser Zeit ging eine gewaltige Veränderung in meiner eiteln Seele vor. Ich sah ein, daß mein hohes Selbstbewußtsein eine thörichte Einbildung gewesen, und eilte zerknirscht zu meinem Director, um meine Entlassung zu erbitten, da ich mich für eine so große Bühne noch nicht reif und berechtigt fühlte. Schwemer sah mich mit seinen ruhigen, grauen Augen forschend an und erwiderte im freundlichsten Baßtone: „Na, es war freilich nicht sehr schön, was Sie uns da am ersten Abend vorspielten, aber wir wollen es nun noch einmal mit Ihrem „feststudirten Melchthal" versuchen. Lassen Sie den Kopf nicht hängen, das zweite Mal können Sie ja die Scharte auswetzen, und — ich will es Ihnen nur offen gestehen, diese Lection war Ihnen nothwendig, damit Sie — etwas bescheidener von sich denken lernten".

Ich schlich von dannen wie ein Dieb, den man bei seinem frevelhaften Thun ertappte. Der Tell wurde angesetzt, und nun geschah das Außerordentliche: ich gefiel, gefiel sehr, wurde bejubelt und beklatscht und die Zeitungen sprachen sehr ermuthigende Urtheile. Die Scharte war ausgewetzt, und von da ab habe ich mich wohl und wohler in meinem erhebenden Berufe gefühlt.

Die Lection war hart aber klug, und bei Rückfällen habe ich mich immer schaudernd daran erinnert und Besserung erstrebt. Seither bin ich älter und verständiger geworden, aber — manchmal — gebe ich mir im Stillen jetzt noch selbst neue Lectionen.

— — — — — —

Zehn Jahre später

spielte ich in Wien unter Director Dr. Heinrich Laube, der damals wie kein Anderer verstand, Talente anzuregen, zu fördern und zu pflegen. Er war noch voll frischen Geistes und voll Schaffenskraft, und seine eigenthümliche kurze und schlagende Ausdrucksweise, die immer den Nagel auf den Kopf traf — wo sich überhaupt ein Kopf vorfand, der nicht vernagelt war — wirkte auf die Schauspieler stets belebend. Die Führung des Dialoges, das Herausbauen der wichtigsten Scenen, den Nachdruck auf den entscheidenden Gedanken oder auf das entscheidende Wort zu legen, das lernten wir begeistert von ihm, der darin unser Aller Meister war. Sein Ernst in den Proben, seine stetige Anwesenheit in den Vorstellungen, auch dann, wenn ein Stück oft wiederholt wurde, seine permanente Wachsamkeit erhielten uns Alle stramm in Athem. Er war ein vollendeter Dirigent der — ich möchte sagen, Verkörperung des Wortes, — des Wortes! Alles Andere wurde nur so nebenher behandelt, denn im Punkte der Form, der Farben und des äußeren Geschmackes war der unsterblich verdienstvolle Dramaturg Laube — eher ein Barbar, als ein Künstler! Es ging ihm jede Empfindung für Dinge ab, die einem ästhetisch gebildeten Auge unentbehrlich erschienen. Ich erinnere mich an haarsträubende Erlebnisse

in dieser Beziehung, und will zum Schlusse nur zwei herausgreifen, weil sie charakteristisch genug sind, um den Widerspruch zu constatiren, der einen der hervorragendsten Führer des deutschen Theaters erfaßte, sobald es sich um den Geschmack in der äußeren Inscenirung handelte.

Wir gaben ein vornehmes französisches Stück, ich glaube, es war „Der neueste Scandal“, welches in einem Acte im Salon einer alten, adelsstolzen Fürstin spielt, die sehr reich und hochmüthig war. Es lag ein hellrother Smyrna-Teppich über die ganze Bühne gespannt, auf welchem dunkelblaue Atlasmöbel standen, die mit grünen Sophakissen belegt waren. Der Tisch war mit einer von hellen Rosen durchwirkten Decke belegt, und vor dem Sopha lag ein haariger chamoisfarbener Fußteppich. Die Wände waren mit braunen Tapeten geziert, und das Fenster mit einer prallgelben Gardine bekleidet. Ich bekam Augen- und Kopfschmerzen, als ich auf die Bühne sah, und wagte über die etwas unharmonische Einrichtung eine schüchterne Bemerkung; da schnauzte es mir entgegen: „Das verstehen Sie nicht; ich find' es sehr hübsch!“ Freilich hätte ich mir das gleich vorher denken können — aber — man ist doch auch ein Mensch, sozusagen. — —

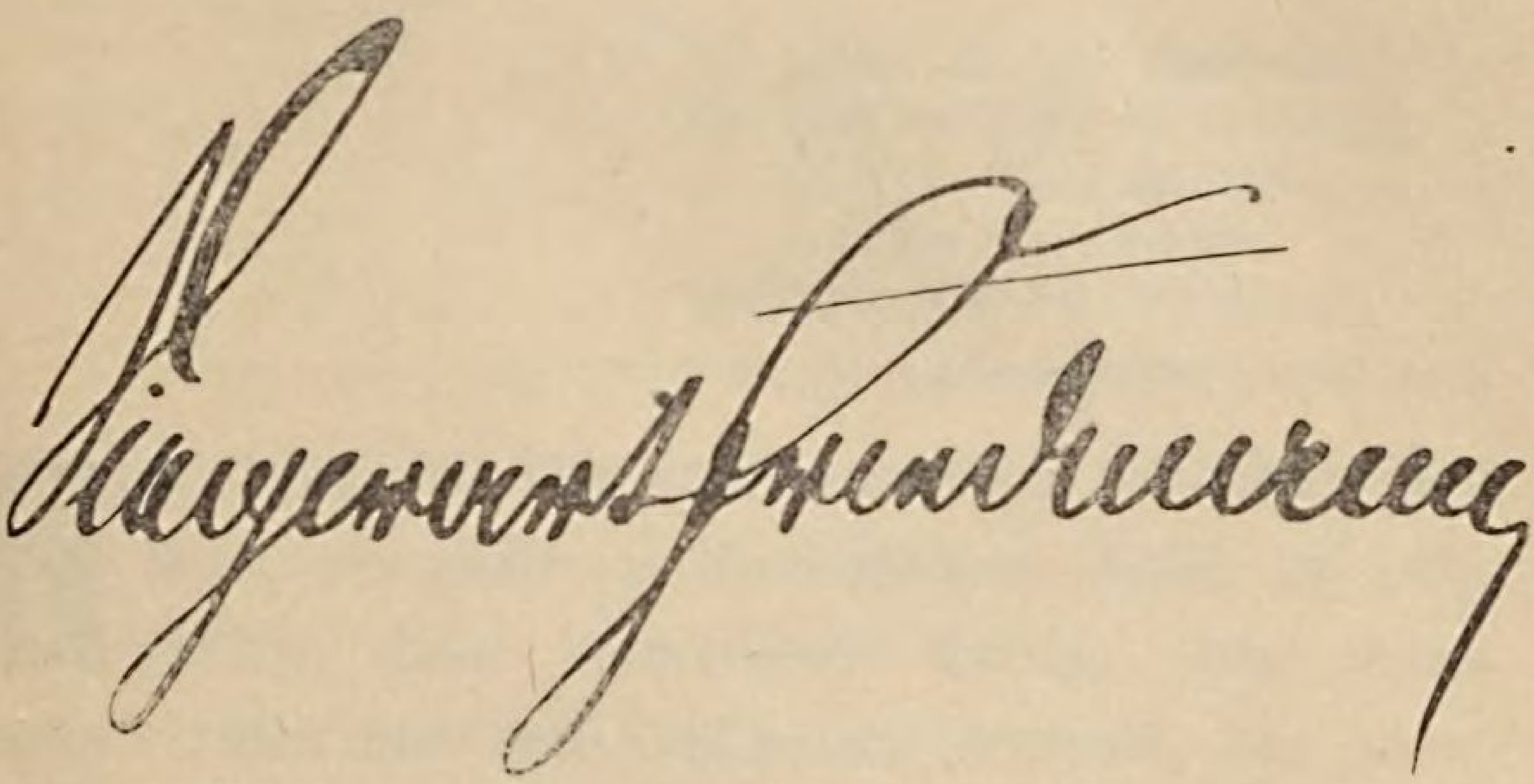
Ich spielte den Hamlet neu in Wien, und es wurden mir vier Proben zugestanden. In den ersten zwei Proben war man nur darauf bedacht, Alles klar durchzusprechen und Auftritte und Abgänge und die wechselseitigen Stellungen zu bestimmen. In der dritten Probe endlich wunderte ich mich, daß noch keinerlei Möbel auf die Bühne gesetzt waren, und frug den „Abräumer“, warum er sich's denn gar so bequem

mache, und die nöthigen Stühle und Tische nicht an ihren Plätzen wären? — Die Antwort, welche mit einem erstaunten Gesichte begleitet war, lautete: „Ja, aber i bitt', Herr von Friedmann, außer im vierten und fünften Act, in der Scene mit da Frau Mutter und im G'fecht, haben mir nie keine Möbel nicht gehabt". — — Ich war paff, wie man zu sagen gflegt, und brauchte eine Weile, bis ich mich abermals zu einer schüchternen Bemerkung über die „Unermüdlichkeit" dieses Königsgeschlechtes aufraffen konnte, das den ganzen Abend in kalten, steinernen Sälen umher gehen und — stehen sollte. Ich fand es „bei Hamlets" etwas ungemüthlich. Es wurden mir also zwei, sage zwei Stühle zugestanden, einer rechts und einer links. Das war im ersten Act. Im zweiten und dritten Act hatte ich die Kühnheit, noch zwei Sessel und einen Tisch zu erbitten, weil ich mir in der Darstellung der Rolle manches gar wohl sitzend denken kann. Davon ganz abgesehen, daß in Bewegung, Stellung 2c. doch eine Abwechselung gebracht werden muß, erschien es mir horribel, daß die königlichen Schloßgemächer eine so — ausgepfändete Physiognomie hatten. Laube schleuderte mir erst einen grimmvollen Blick zu, und nach einer kurzen Pause schnarrte er die mir ewig unvergeßlichen Worte hervor:

„Sie spielen ohnehin schon den Hamlet mit vier Sesseln mehr, als jeder Andere, aber — da Sie es durchaus wollen — meinetwegen. Requisiteur, noch zwei Sessel!"

Ich konnte nicht umhin, laut aufzulachen, meine mitspielenden Collegen stimmten ein, und zuletzt ließ sich Laube selbst zu einer Art Lächeln herab. Solche Wirkungen sind freilich drastischer, wenn man sie mit erlebt, als wenn man

sie beschreiben soll. — — Und nun, schöne Leserin, verzeihe mir, wenn ich Dich gelangweilt habe, und lasse den mildernden Umstand gelten, daß ich ungeübter im Gebrauch der Feder, als in dem des „Mundwerks" bin. Sollte mir einmal das Glück zu Theil werden, ein mündliches Wortgefecht mit Dir zu führen, dann hoffe und flehe ich, nicht eher vor Deinem schönen Munde weichen zu dürfen, als bis ich ihn besiegt.



Josef Sucher.

Auf grüner Au', am Blumenhag,
Bei Spiel und Tanz im Lustgelag,
An froher Brust geborgen,
Vergessen seiner Sorgen,
Ein Jeder freut sich, wie er mag.
(Pogner's Anrede. „Meistersinger", erster Act.)

Kein Debut, keine Verlegenheiten, keine besonderen Zufälle, wie solche im theatralischen Dasein oft mitspielen, keine dramatischen Erfolge oder deren Gegentheil sollen hier eine Schilderung erfahren, am allerwenigsten aber soll eine Biographie gegeben werden. Nur von einem heiteren, gemüthlichen Sommeraufenthalt im herrlichen Gebirge möchte ich erzählen, der allerdings eines dramatischen Hintergrundes nicht entbehrt.

Erfolge im Theater erlebt das Publicum entweder selbst oder erfährt davon, theils durch die Publicistik, theils durch mündliche Ueberlieferung. Wenn es mir aber gelänge, durch meine kleine Erzählung von launigen Ereignissen hinter den Coulissen einiges Interesse zu erregen, so wäre ich genugsam belohnt. Freilich meine ich in diesem Falle nicht die gemalten

Coulissen, sondern die echten, wirklichen herrlichen Berge, Wälder, Felsen, Bäche und all' die anderen lieblichen Bestandtheile der göttlichen Natur. Eine weitere Täuschung in Bezug auf das Wort „Coulissenereigniß" dürfte noch darin bestehen, daß es sich bei Nachfolgendem lediglich um zwei Individuen männlichen Geschlechtes handelt, während sonst bei derlei Ereignissen eine Pikanterie durch weibliche Mitwirkung vorausgesetzt wird.

Im lieben „Naßwald" war es denn, wo ich alljährlich zur Ferienzeit mir die Erholung von den schweren, allerdings oft auch zugleich süßen Lasten der Saison gegönnt habe und noch gönne. Naßwald heißt eines der lieblichsten Gebirgsthäler an der Grenze von Niederösterreich und Steiermark; es liegt in der weltberühmten Semmering-Tour. Da er leicht von Wien aus zu erreichen, ist der Naßwald von Sommergästen sehr gesucht, und haben die biederen Landbewohner durch den zahlreichen Verkehr mit den Fremden, sich nach und nach vielen großstädtischen Anschauungen accommodirt, wie man solches in anderen Gebirgsthälern ähnlicher geographischer Beschaffenheit nicht häufig antrifft. So wurden denn unter Anderem die natürliche Empfänglichkeit und der Hang der Naßwalder zur Musik durch den erwähnten Verkehr wesentlich gefördert. War doch schon das musikalische Fundament beachtenswerth genug, das einerseits durch den würdevollen Ernst ihrer kirchlichen Choräle, andererseits durch die Anmuth ihrer lieblichen Gebirgsweisen gelegt wurde.

Obwohl der Naßwald in seinen vier stattlichen Hotels, in Folge des Culturfortschrittes, mit ebenso vielen Clavieren behaftet ist, so ist es doch ein glückliches Zeichen, daß die

bekannte entsetzliche Curhausdrescherei und Badeortklimperei dort noch nicht so Platz gegriffen hat, ein Factum, daß das schöne Thal von den Backfischversuchen einer »prière du vièrge, cloches du monastère, pluie des perles«, „Erinnerung an Hainbach“, Steinbach, Lauterbach oder weiß Gott an was für Bäche, wo die betreffenden Saloncomponisten ihre Gefühle rauschen ließen, bis Dato noch verschont geblieben ist. — Und ich möchte fast bezweifeln, daß die biederen Naßwalder von einem solchen Programm entzückt sein könnten. Warum? Weil sie musikalisch ganz anders erzogen sind. Und nun komme ich auf das Hauptmoment dieser Schilderung: auf die musikalische Erziehung der Naßwalder und die Lehrer, welche dieselbe geleitet haben.

Ich erwähnte schon Eingangs zweier Individuen männlichen Geschlechtes, die denn auch jetzt als diese vornehmlichen musikalischen Geschmacksläuterer im Naßwald genannt sein sollen: nämlich mein guter, lieber Freund der Hofoperncapellmeister Hans Richter in Wien und — ich selbst.

Mit einander aufgewachsen, theilten Hans und ich schon von Kindheit an alle Leiden und Freuden. Wie köstlich genossen wir da immer die Ferienzeiten gemeinsam, und besonders diejenigen zu Anfang der Siebziger Jahre, wo wir uns nach einer durch Berufsgeschäfte verursachten Trennung in unserm lieben Naßwald wiederfanden! Hans kam damals, nachdem er drei glückselige, ihm gewiß unvergeßliche Jahre bei Meister Richard Wagner in Triebschen am Vierwaldstädtersee zugebracht hatte, von München, wohin ihn der Meister als berufsfreudigen Apostel hingesandt und wo Hans

seine segensreiche Wirksamkeit als Dirigent begonnen. Zur gleichen Zeit wendete ich mich damals nach Erledigung meiner juristischen Laufbahn doch schließlich auch ganz der Oper zu und stand im Engagement an der Wiener Hofoper.

Während einer ländlichen Ferialruhe will man oft der gewohnten Beschäftigung nicht einmal in der Erinnerung gedenken; doch der Wille ist ja bekanntlich auch schwach und man liest oft genug von diesem oder jenem Gastspiele, wodurch sich dieses oder jenes Theatermitglied aus der ländlichen Rast stören ließ.

So war denn auch bei uns Beiden ein großer Abschnitt unserer ländlichen Vergnügungen im Naßwald unserer edlen Kunst gewidmet. Allerdings war die Ausführung derselben in einer Weise neu, selbst für uns neu, daß sie schon deshalb beständig fesselnd wirkte.

Da die biederen Naßwalder unsere Theaterangehörigkeit auch nutzbringend und erheiternd verwerthen wollten, so wurden Hans und ich natürlich sehr oft zum Musiciren gebeten. Nun, wir folgten auch jedesmal einer solchen Aufforderung auf das Willfährigste. War doch in diesem Falle auf die Dankbarkeit des Publicums mit Sicherheit zu rechnen! Wir thaten uns allerdings durchaus nichts darauf zu Gute und musicirten de facto, so gut wir konnten.

Ja! so gut wir konnten; denn in diesem beregten Falle handelt es sich um die instrumentale Ausführung unseres Programms, welches fast durchwegs nur eine Blüthenlese der dramatisch-musikalischen Schöpfungen liefern sollte. Galt es doch auch der musikalischen Erziehung und Geschmacksläuterung im Naßwald!

Die früher erwähnten vier Claviere, welche den Naßwald heute — na, schmücken ist hier nicht das rechte Wort, — sagen wir: vervollständigen, waren damals noch nicht vorhanden. Womit nun musiciren? Wir requirirten demnach die einzigen zwei Instrumente, die überall auf dem Lande ziemlich sicher zu treffen sind, nämlich: die Geige des Lehrers und — die Trompete des Hirten.

Ich überlasse es nun jedem Leser, sich eine annähernde Vorstellung davon zu machen, wie man eine Blüthenlese dramatisch-musikalischer Werke mit einer Geige und einer Trompete, zur Freude, ja zum Enthusiasmus der Zuhörerschaft, wie man zu sagen pflegt, fertig kriegt! Meinem lieben Hans, als einstigem ausgezeichneten Bläser, fiel die Trompete zu, und ich, der ich schon als achtjähriges musikalisches Wunderkind, wie es damals hieß, in Wien mit der Violine concertirte, mir war der Naßwalder Straduarius anvertraut. Nun hieß es: hic Rhodus, hic salta! Wir theilten uns denn; Hans mit der Tromba übernahm die Melodie, die Arie, die Sänger, kurz die Bühne, und ich als der »fidelaere« vertrat das Orchester. Hat es mich einerseits mit Neid erfüllt, daß mein guter Hans vermöge der Beschaffenheit der Trompete zum Träger der Melodie, kurz zum Sänger bei diesem Concerte wurde, so hat es mich anderseits wieder gewaltig erhoben, daß es mir vermöge der vielen Doppelgriffe und Arpeggien auf meinem Instrument vergönnt war, ein so vielgliederiges Ganze, wie das Orchester, zu repräsentiren, zumal auch ich dabei als Sänger fungirte, da eine vollständige Harmonie doch nicht anders zu erzielen war, als daß ich die Mittelstimmen in Doppelgriffen auf der

Violine bewältigte, wobei ich wohl das »hic salta« so recht empfindlich genoß, und den Baß dazu singen mußte oder eigentlich summte. Was den letzteren Fall anbelangt, so war es allerdings von Vortheil, daß Hans mit der Trompete sang und ich mit meinem Gesumm hübsch tief unten blieb, trotzdem mein Organ eigentlich zum Tenor hinneigt, wenn man schon überhaupt bei einer solchen echten Capellmeisterstimme, wie der meinigen, von irgend einer Neigung nicht ganz absehen will. Mein Hans, der ist in stimmlicher Hinsicht schon etwas besser daran; hat er doch seiner Zeit in München, um eine „Meistersinger"-Vorstellung zu retten, in letzter Stunde die Rolle des Kothner für den erkrankten Sänger übernommen und mit höchster Courage, als erstes und einziges theatralisches Gesangsdebut, ruhmreich zu Ende geführt.

Die nächste Frage betrifft nun das Programm, die Aufzählung unserer Concertnummern. Dasselbe war natürlicherweise vorwiegend deutsch. Die Hauptnummern vertraten immer Mozart, Weber und Wagner. Was liegt wohl in einem solchen ländlichen Concertsaal näher, als der ewige, unvergänglich herrliche „Freischütz", dessen leichtere Rhythmik sogleich in allen seinen Nummern zündete: war es nun die waldesduftige Adagio-Einleitung der Ouverture, oder Maxen's Arie, oder Caspar's wildes Trinklied, oder aber die „leise fromme Weise" Agathen's, die schalkhafte Aennchen's, oder gar der electrisirende Jägerchor! Welchen Zauber bewirkten die Mozart'schen Weisen, deren eine stattliche Reihe in unser Programm aufgenommen war, so z. B. das Papageno-Entree, Tamino's Arie, O Isis,

Cherubin-Arie rc., und vor Allem das Favoritstückchen „Reich' mir die Hand, mein Leben", mit der Trompete — welche Worte durch eine solche Musik-Sprache noch schneller überzeugend wirken sollten!

Wie begierig mußten wir Beide nach alledem auf den Erfolg sein, den unser geliebter Meister Wagner im Naßwald davon tragen werde! Wie bei allen besseren Gemüthern, die durch eine der edlen Sache feindselige Partei nicht im Voraus zu captiviren sind, so mußte es auch Wagner bei den braven Naßwaldern ergehen. Der mächtige Eindruck blieb sogleich zurück. Es war dies um so auffallender, als die erste Wagner'sche Nummer in unserm Programm das Preislied Walther's aus den „Meistersingern" gewesen ist. Wir wählten es absichtlich zur ersten Nummer und freuten uns doppelt, daß trotz der schwierigen Modulationen, die Naßwalder doch den unendlichen Wohllaut des Liedes auf sich wirken ließen. Mir war diese Nummer nur deswegen etwas peinlich, weil gerade dieser originellen Harmonisirung des Liedes wegen, meiner Doppelgriff-Fertigkeit die höchste Probe auferlegt wurde. Nichtsdestoweniger habe ich doch stets dabei meinem guten Hans ein zufriedenes Lächeln abgerungen; wußte doch er als Geigenkundiger, was ich gelitten!

Nachdem nun das Eis gebrochen war, wurde auch das Wagner-Repertoire ein weitläufigeres, und es folgten bald der „Brautchor", der „Pilgerchor", der „Matrosenchor", der „Aufzug der Meister", — Alles mit einer Trompete und einer Geige, und zur Bekräftigung unseres glücklichen Aufenthaltes Elsa's rührender Gesang, der mit den Worten endigt: „Es giebt ein Glück, das ohne Reu'!" Jawohl, und dort gab's

auch ein Glück für uns, ganz ohne Reu' und ohne Störung, für uns Beide, die wir mit der Begeisterungsgluth in unseren Jünglingsherzen mit zuversichtlicher Sehnsucht all' die Erfolge erhofften, die, Dank dem Geschicke, uns auch nicht vorenthalten blieben! Mit doppelter Freude berührte uns denn auch damals der Erfolg der Wagner'schen Musik bei den einfachen, guten Leuten, gerade in derselben Zeit, als überall die „Meistersinger" alle Gemüther so gewaltig erregten, und es konnte doch unmöglich eine einfachere Uebermittelung des Werkes erdacht werden, als diejenige durch unser zweiköpfiges Orchester.

Selbstverständlich drang die Kunde von unseren Gebirgsconcerten sehr schnell über das Thal hinaus, und gar bald mehrte sich auch die Zahl der Wiener Sonntagsausflügler, die im Vereine mit den Naßwaldern die schöne Terrasse im Naßwald bei unseren philharmonischen Vergnügungen dicht besetzten. Dieses Sonntagspublicum bestimmte uns denn auch, unser Programm zeitweise etwas international zu gestalten. Nachdem das Concert mit der schönen Trompetenfanfare aus „Fra Diavolo", welche gleichsam als Zusammenruf durch das Thal wirkte, begonnen, folgte das schon erwähnte Programm: Weber, Mozart, Wagner.

Nach der schwierigen Begleitung der Wagner-Nummern fühlte ich an solchen Sonntagen wohl eine besondere Erleichterung in der internationalen Fassung des Programms, und athmete auf, als z. B. die Veränderlichkeit der Weiberherzen aus „Rigoletto" auf der Trompete ihren tief empfundenen Ausdruck fand. Und wie gefällig und selbstredend erklang's, wenn Hans »la donna è mobile« anstimmte;

hätte mich der Inhalt nicht schon an und für sich ergriffen, so mußte ich schon deswegen dafür schwärmen, weil ich bei dieser weiblichen Veränderlichkeit ein viel leichteres Spiel hatte! — Dieselbe Freude empfand ich auch bei den anderen Nummern des gemischten Programms, so bei der „Troubadour“-Stretta, beim Soldatenchor aus „Faust“ u. s. w. War es nun für die Wiener schon drollig genug, wenn Hans und ich als Concertgeber in der kleidsamen Gebirgstracht, mit grünen Strümpfen, Kniehosen, Jägerhüten 2c., auftraten, so wirkte es andererseits noch erheiternder, wenn Hans oder ich abwechselnd nach einer gewissen Serie von Vorträgen de facto bei den Sommergästen zum Absammeln herumgingen. Von einem Obolus konnte hierbei nicht die Rede sein; es flossen die Gaben dann gewöhnlich in Guldenzetteln oder Silberstücken. Konnten ja doch die hochherzigen Geber den Zweck ihrer wohlthätigen Stiftungen ahnen; galten doch alle unsere Concerteinkünfte den armen Naßwalder Kindern, an welche wir gleich nach Beendigung des Concertes die Summe vertheilten, oder wir überreichten dieselbe dem stets anwesenden Herrn Pastor zur Vertheilung. Die lieben Kinder umstanden uns immer schaarenweise im höchsten Enthusiasmus und die Alten theilten die rührende Freude der Kleinen.

Durch diese Gebirgsconcerte also wurde das herzliche Verhältniß zwischen uns Beiden und den Naßwaldern angebahnt und hat sich bei beiden Theilen bis heute ungeschwächt erhalten. Haben wir doch unsere Productionen selbst bis auf die Almen hinauf ausgedehnt, und klang's wohl wahrhaft erschütternd, wenn der Donnerruf aus „Rheingold“ oder der „Walkürenritt“ von den Höhen

herniederbrauste, als den eigentlichen Regionen der Regenbogenbrücke und der wilden Walkürenjagden!

Nun kam die Zeit, „wo die Natur einhergeht auf der Liebe Spur" und wo mich mein guter Hans allein zurückließ und sich einen anderen treuen Gefährten nahm, sein holdes Weib. Zeitweilig kam er noch auf einige Tage getreulich zum Besuche und da wurde denn wieder fleißig concertirt; freilich war jetzt schon die Cultur auf des Clavieres Spur! Es waren dann schon mehr Festvorstellungen. In einer derselben wirkte beispielsweise auch einer der ersten Tenöre der Wiener Hofoper mit, bei welcher Gelegenheit im Tell-Terzett es mir als „Tell" vergönnt war, des Vaterlandes Ketten dem schwachen Arnold so recht eindringlich vorzurasseln, — na, es ging auch, — denn ich als Tell und Hans als Walther Fürst wurden von der zauberischen Stimme unseres Arnold glücklicherweise „begraben".

Die nächsten Jahre musicirte ich denn allein, und gewöhnten sich die guten Naßwalder ganz talentvoll an das fernere gute Programm. Galt es doch da wieder der „Nibelungen"-Interpretation! Meine Freude war nicht weniger groß, als seinerzeit bei den „Meistersingern", da auch jetzt so ziemlich das Meiste dieses gigantischen Werkes begriffen wurde. In dieser Hinsicht kann ich Nachfolgendes verbürgen: als ich im Sommer 1878 mich zum ersten Male an's Clavier setzte und das Terzett der Rheintöchter aus der „Götterdämmerung" mit seiner Wellenbewegungs-Einleitung in den ersten zwei Tacten blos anstimmte, kam mein biederer Wirth, der wackere Ludwig Engleitner, herbeigeeilt und rief freudestrahlend: „Uje! des is ja das schöne Stückl aus der Götterdämmerung; gehn's,

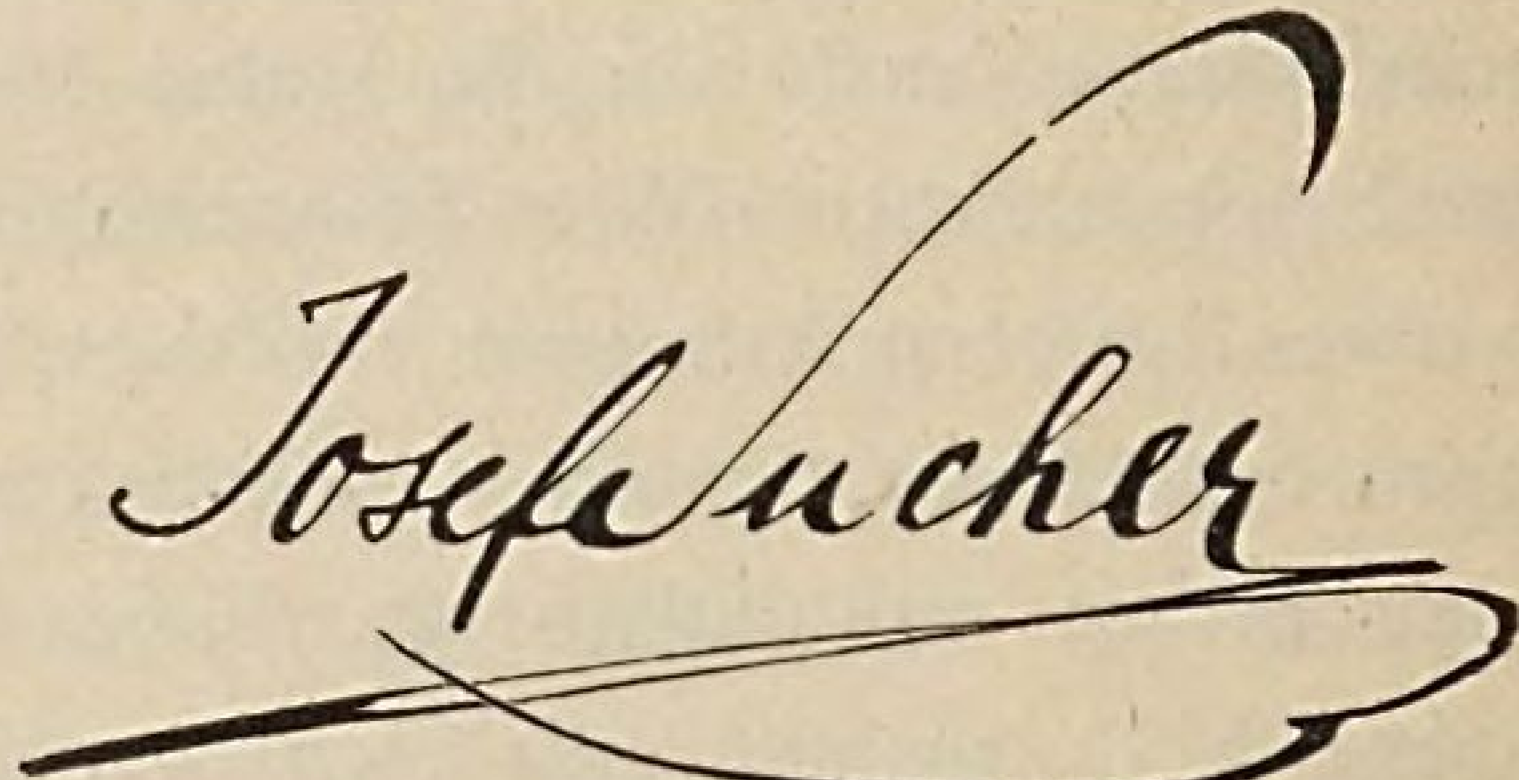
Herr von Sucher, spielen's weiter!" Der Mann hatte über ein Jahr keine Note aus dem ganzen Werke gehört und erkannte in den ersten zwei Tacten dasselbe wieder. Dergleichen Ueberraschungen wiederholen sich öfter, und gar bald waren der „Feuerzauber", der „Walkürenritt", Siegfrieds „Schwertlied" ꝛc. ganz genau bekannt. — Die Freude an dem Musikalischwerden war auch Ursache der Gründung eines Gesang-Vereins in dem schönen Thal, der unter der Leitung des dortigen Lehrers ganz respectable Erfolge erzielt.

Ein Umstand darf hier noch schließlich Erwähnung finden, der mich in fast noch höherem Grade, als das Concertiren im Freien, den Naßwaldern werth gemacht hat. Ich meine den freiwilligen Organistendienst, den ich während der Sommerbesuche durch vierzehn Jahre bei dem sonntäglichen Gottesdienste versehen habe. Eine etwas polyphonere Behandlung ihres Kircheninstrumentes weckte bei ihnen selbst mehr die Lust an den Choralgesängen, desgleichen erfreuten sie sich nicht wenig an den weitläufigen Praeludien und Postludien, bei welchen ich so ziemlich alle vorhandenen erhabenen Motive miteingeflochten hatte, und konnten Eingeweihte oft mühelos der Andacht Beethovens lauschen oder die frommen Pilger in Rom entsündigt glauben oder das helle Leuchten des heiligen Gral verzückt im Geiste gewahren und sich an Religion und Kunst erbauen!

Erbauung ist es denn auch, mit der ich jedesmal aus der großen schönen Natur des Naßwalds scheide, und die ich fast mit stetig gesteigerter Sehnsucht immer wieder aufsuche. Sind es doch dieselben schirmenden Berge, dieselben schützenden Wälder, die mich schon in ruheloser Zeit in ihre trostreichen

Räume aufgenommen, und denen ich auch heute in glücklicheren Tagen mit gleich dankerfülltem Gemüthe entgegeneile. Habe ich doch den Zeugen meines Dankes und meines Glücks zur Seite, mein geliebtes Weib! Sie ist nun auch im Naßwald meine musikalische Gefährtin, die dort allsommerlich als wirkliche Elsa den lieben Naßwaldern in noch glaubwürdigerer Weise ein „Glück ohne Reu'" verdolmetscht, wovon sie selbst im Folgenden Einiges erzählen wird.

Ja, ja, mein lieber Hans, du ließest mich einst allein zurück im Naßwald; an deine Stelle trat mein Weib und freilich auch der Gesang in seine Rechte; — doch bleibt deine Trompete unvergessen!



Rosa Sucher.

Es war im Sommer 1878, einen Monat früher, bevor ich mein Engagement in Hamburg antrat, als ich meinen Heimathsort, Mutter und Geschwister, — die ich seit Beginn meiner Bühnenlaufbahn nicht wieder gesehen — besucht hatte. Mein Geburtsort ist ein Städtchen von tausend Einwohnern in der bairischen Oberpfalz, zwischen Regensburg und Amberg, und nennt sich Velburg. Es ist romantisch gelegen in einer felsigen, ziemlich gebirgigen Gegend, und von mehreren Ruinen umgeben, an die sich viele Sagen knüpfen. Diese Sagen hatten schon in meiner Kindheit einen großen Reiz für mich, und kannte ich schon damals kein größeres Vergnügen, als an Sonntag-Nachmittagen zwischen diesem alten ehrwürdigen Gemäuer herumzusteigen. In meiner Phantasie wünschte ich dann auch nichts sehnlicher, als auch so ein Edelfräulein zu sein, wie jene, die darinnen gehaust haben mögen. Diese Träumereien hatten übrigens großen Einfluß auf mein späteres Leben; ja ich kann fast sagen: sie gaben den Impuls zu meiner Künstlerlaufbahn. Diesen Ort, an den sich für mich so viele freudige, aber auch traurige

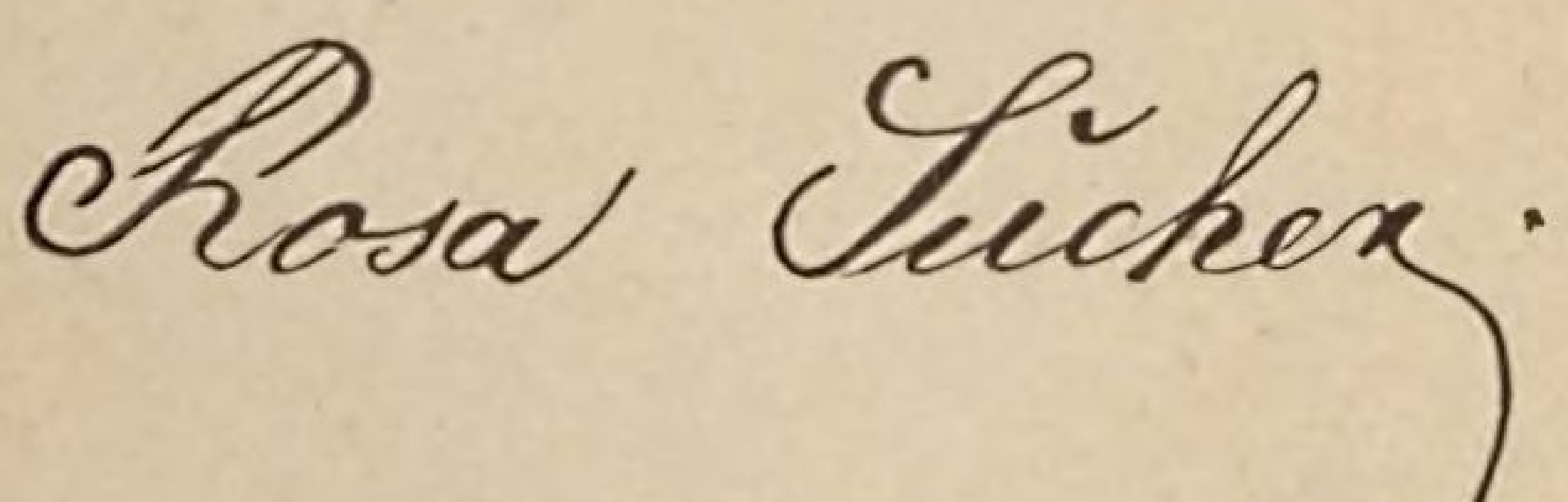
Erinnerungen knüpfen — verlor ich doch dort meinen guten Vater, der Rektor in Velburg gewesen, schon in meinem zwölften Jahre! — diesen Ort sah ich nun wieder, nachdem ich das Bühnenleben schon einige Jahre kennen gelernt hatte, und zwar gelegentlich meiner Hochzeitsreise. Einige Tage nach meiner und meines Gatten Ankunft war in Folge einer großen Lehrerversammlung von der dortigen Liedertafel ein Monstre-Concert veranstaltet worden, und wurden auch wir gebeten, mitzuwirken. Meine guten Landsleute waren nicht wenig neugierig, mich singen zu hören. Ich kann wohl mit gutem Gewissen sagen, daß von den lieben Leuten meiner Vaterstadt, außer dem königlichen Beamten, dem sehr musikalischen Apotheker und dem verdienstvollen Lehrer, Keiner wohl jemals ein Theater gesehen hat. Die Leute leben dort im stillen Gewerbefleiß und sind meist Handwerker oder Bierbrauer. Man konnte sich daher keinen Begriff davon machen, wie und was ich singen würde. Zur Begleitung meiner Nummern wurde ein Clavier, vielleicht das einzige im ganzen Ort, in's Concert-Local geschafft und nun konnte es losgehen. Einer von den Herren des Gesang-Vereins hatte gewiß gehört oder gelesen, daß man öfters Sängerinnen bei ihrem Auftreten mit Bouquets und Kränzen empfängt, und mußte denn auch um jeden Preis der Galanterie Genüge geschehen und ein Bouquet hergestellt werden. Wer aber soll es binden? Das war die nächste Frage. Wie ich nachher erfuhr, war Niemand in der ganzen Stadt, bis auf eine einzige Frau die einmal vor Jahren bei Verwandten in Nürnberg etwas von Bouquets gesehen hatte, im Stande, ein solches „kunstgerecht" zu binden. Genug, es kam ein schöner Strauß zu Stande, eine wahre

Blumenlese sämmtlicher Gärten Velburg's, — sogar mit einer Papiermanschette! — Das Concert-Local war ein prächtiger Sommerbierkeller mit Garten, wie Baiern deren so zahlreiche aufweist, und es war von der, in dem feierlichen Anlasse aus dem ganzen Bezirke herbeigeströmten Menge selbstverständlich überfüllt. Ich konnte kaum zum Saal gelangen, an dessen Thür mich der Vorstand in Gala, hierzu auch weiße Glaceehandschuhe, empfing; ich bekam allerdings nur die eine gantirte Hand zu sehen, da die andere krampfhaft auf den Rücken des betreffenden Herrn gepreßt war, um — das Bouquet zu verbergen, das mich im nächsten Augenblick überraschen sollte. Als ich nun auf's Podium stieg, erscholl ein so colossaler Applaus und ein so mächtiges Bravorufen, wie ich dergleichen selten gehört habe. Ich war gerührt und mußte mich wirklich erst fassen, ehe ich zu singen anfing. Ich sang in gehobener Stimmung, und da singt man immer gut. Der Jubel war unbeschreiblich, ich mußte mich unzählige Male bedanken, und als ich endlich an den Tisch zurückkam, an dem meine Mutter und meine Schwestern saßen, wurde ich mit einem wahren Thränenstrom empfangen, wie er nur der Freude und Rührung zugleich zu entspringen vermag. — Nun setzte sich mein Gatte an's Clavier und trug Einiges unter gleichem Jubel vor. Es meinten Alle: das ginge doch nicht mit rechten Dingen zu, die Finger so schnell zu bewegen, und sie wollten auch nicht glauben, daß man dies lernen könne. Ich mußte natürlich immer und immer wieder singen und mein Mann ebenso spielen, und kann ich mich wirklich nicht erinnern, je so oft hinter einander ununterbrochen gesungen zu haben, denn das Concert währte von Mittags

3 Uhr bis gegen Mitternacht. Es herrschte eine kaum zu schildernde Stimmung, alle Welt umarmte und küßte sich, Alles lachte und weinte durcheinander; und um noch ein Curiosum zu erwähnen, es wurde — garnicht geraucht! Das gab aber auch der Sache einen noch größeren Nimbus: ein bairischer Bierkeller, in dem nicht geraucht werden darf! Ein Bauer der Umgegend, der gleich vielen anderen, die gekommen waren, die Tochter ihres einstigen Lehrers singen zu hören, sogar die Arbeit auf dem Felde hatte liegen lassen, konnte sich gar nicht fassen und wollte in seinem Enthusiasmus mir sogar ein paar Maaß Bier zahlen, wenn ich ihm „noch eins singete!" Gewiß ein hoher Aufschwung und Opfermuth für diesen ländlichen Maecen! Einer der Musikverständigen Velburgs meinte: er wüßte wohl, daß man auf der Flöte oder Clarinette trillern könnte, daß aber auch die menschliche Stimme dies vermöchte, schien ihm unglaublich. Die Leute wurden schließlich so begeistert, daß sie ihr Erstaunen und Bewundern gar nicht recht auszudrücken im Stande waren und nach jeder von uns gesungenen oder gespielten Nummer in tiefster Ergriffenheit nur ausriefen: „Das ist zum Schaudern!" — Dieser Ausdruck der höchsten Befriedigung, diese Art von enthusiastischer Kundgebung dürfte wohl in der Kunstgeschichte neu sein. Für mich aber war dieser Velburg'sche Provinzialismus leicht verständlich und lohnend zugleich, ja ebenso verständlich, wie die Rührung der biederen „Naßwalder", von denen mein Gatte im vorigen Artikel erzählte. Diese sind in gleich inniger Weise dankbar für unsere ländlichen Concerte, die wir ihnen alljährlich während der Sommerfrische in dem herrlichen, glückselig-stillen österreichischen Thale

vorführen. Es bietet dabei ein recht rührendes Schauspiel, wenn die ganze Bevölkerung des Hauses — Stallmagd, Hausknecht, die Kinder, die Verwandten, die Nachbarn, der Wirth, der biedere *Engleitner* und seine Ehehälfte, die schöne Martha, bis hinauf zu dem Haupte der Familie, der alten Großmutter — in wohlgeordneter Reihe das Clavier umringt und sich abwechselnd mit ihren Tüchern oder Schürzenzipfeln die Thränen trocknet und des Dankes kein Ende findet.

Der Triumph in meiner Vaterstadt Velburg, der mir kurz vor meiner Uebersiedelung in die schöne große Hansastadt beschieden war, wurde für mich noch besonders der Grund zur stillen Rührung, da ich denselben als gute Vorbedeutung für meine Wirksamkeit in Hamburg betrachtete; und ich glaube mich darin glücklicherweise nicht getäuscht zu haben.



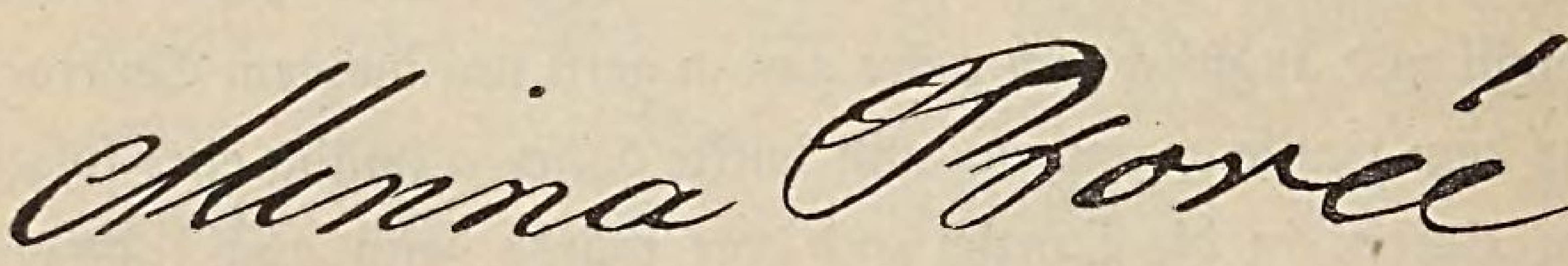
Minna Borée.

Gelegenheit macht auch zuweilen — Opernmitglieder; mir scheint's so, da meine theatralische Carriere eigentlich von der — Leipziger Messe ausgegangen ist, die ja im Allgemeinen ihre große Bedeutung hat, deren Wichtigkeit aber in ganz anderer Richtung, als in der ästhetischen zu suchen ist. Ich aber gedenke mit Ehrfurcht und dankbarer Empfindung einer gewissen Leipziger Messe, welche in meiner Rückerinnerung fast zur Heiligkeit einer kirchlichen gediehen ist. Wie das gekommen, das läßt sich in Kürze erzählen. Vor einer Reihe von Jahren weilte ich bei meinem Schwager in Halle, dem Fabrikbesitzer Kuntze, dessen Haus in weiten Kreisen bekannt und geachtet und auch schon durch den Besuch Sr. Majestät des Kaisers, anläßlich der Manöver, ausgezeichnet worden ist. Eines Tages ersuchte mich mein Schwager um einige Besorgungen auf der Leipziger Messe, und unverzüglich machte ich mich auf den Weg nach „Klein-Paris", das bekanntlich seine Leute bildet und in der That auch für mich stets eine Quelle der mannigfachsten geistigen Anregung war. Den mächtigsten Eindruck machte

dort auf mich der Anblick des prachtvollen neuen Stadttheaters, aber nicht nur seiner architectonischen Schönheit wegen. — — In solch einem Kunsttempel musikdramatisch mitwirken zu können, — das war mein erster Gedanke, als ich unter strömendem Regen auf dem Augustusplatze Halt machte, — muß das höchste Glück sein und ungleich mehr Befriedigung erwecken, als der an sich ja ebenfalls sehr edle Concertgesang. Wie wär's, wenn du hier einmal anklopftest, vielleicht winkt dir sogleich das Glück! Ich brauchte mir das nicht zweimal zu sagen; man hofft ja so gern, was man wünscht! Einige Minuten nach diesem kurzen Monolog stand ich in der vis-à-vis dem Theater belegenen Wohnung des Directors Witte, in dem eleganten, mit hellseidenen Möbelgarnituren ausgestatteten Empfangssalon, mit denen meine wenig salonfähige „Regen-Garnitur" eigenthümlich contrastirte. Die behagliche Scenerie erhöhte meine Illusion und die erhöhte Illusion vermehrte meinen Muth, mit dem ich dem liebenswürdigen Bühnenlenker meinen Wunsch und das entsprechende Gesuch vortrug. Seine Antwort war eine einfache Ablehnung: es sei keine Vacanz an seinem Institut, sein Personal sei vollzählig, und das Fach, auf das ich reflectirte, durch Frau Michaelis-Nimps ausreichend vertreten; bis auf Weiteres habe er also keine Verwendung für mich. Ich bedauerte dies natürlich sehr lebhaft und bat ihn, da ich doch nun einmal in Leipzig und so nahe dem Theater sei, mich wenigstens bei dieser Gelegenheit zu prüfen. Diese bescheidene Bitte konnte er nicht wohl abschlagen, er hieß mich, mit einer Empfehlung von ihm seinen Capellmeister Gustav Schmidt (den jetzigen Dessauer Hofcapellmeister) aufsuchen und vor diesem Probe zu singen.

Schleunigst begab ich mich in's Theater hinüber und stellte mich dem Dirigenten vor. Auf seine Frage, was ich singen wolle, schlug ich die Azucena im zweiten Act des „Troubadour" vor; die energische Zigeunerin war ihm genehm — auch in der Ausführung des musikalischen Partes, die ihn derart befriedigte, daß er sich sofort nach meinen Bedingungen erkundigte. Dieselben erschienen ihm ziemlich — kühn, da ich scherzhaft eine etwas abenteuerliche Summe genannt hatte; dennoch hoffte er, daß sich eine Einigung erzielen ließe, und verfügte sich mit mir zum Director, dem er ungefähr mit folgenden Worten Bericht erstattete: „Das Fräulein singt nicht übel, und wäre wohl bei uns zu verwenden; schade nur," fügte er lächelnd hinzu, „daß die junge Anfängerin so colossale Forderungen stellt, sie verlangt nicht weniger als viertausend Thaler Gage, das ist doch für eine Anfängerin etwas stark." Der Director fand das noch stärker. Mir wurde dabei etwas schwül und ängstlich; ich wäre gar zu gern mit meinem Contract aus dem Hause gegangen, und lenkte daher allmälig ein, folgte den Herren in die Canzlei und dort wurde denn auch, obwohl auf wesentlich anderer finanzieller Basis, sofort ein Contract unterschrieben, der mich auf mehrere Jahre für das Leipziger Stadttheater verpflichtete. Die Gage war mit sechzig Thalern per Monat stipulirt, — ich fand dieselbe recht klein, nahm aber doch schließlich an, da ich mir das Leipziger Engagement nun einmal in den Kopf gesetzt hatte. Ich hatte den Entschluß auch nicht zu bereuen, und, wie ich nachgerade wohl behaupten darf, auch die Direction nicht. Das schnelle Gelingen dieses ersten Versuchs brachte mir eine neue Dosis Courage bei; vom Theater zum Gewandhaus war für mich

jetzt nur ein Schritt. Dort wurde gerade General-Probe mit der Bürde-Ney gehalten, was mich weiter nicht genirte, auch dort an maßgebender Stelle meine Bitte und Altstimme an den Mann zu bringen. Und richtig, auch an dieser berühmten Musikstätte war mir das Glück hold: ich ward sofort zur Mitwirkung in dem Mendelssohn'schen Oratorium „Athalia" acquirirt, so daß auch meinen Concert-Passionen ausgiebig Rechnung getragen war. Nachdem ich diese beiden Geschäfte prompt erledigt hatte, kehrte ich Abends in voller Freude nach Halle zurück und überraschte meinen guten Schwager mit der Nachricht, daß ich zwar in Leipzig nicht seine Aufträge effectuirt, hingegen zwei „schöne Contracte" von dort mitgebracht habe, — und das sei doch auch etwas!



Gertrud Giers.

Eine heitere Gesellschaft, welche gleich uns die Sommermonate in dem lieblichen Boppard verbrachte, beschloß eines Tages, einen Ausflug nach dem auf der andern Seite des Rheines gelegenen Wallfahrtsort Bornhofen zu unternehmen, und gleichzeitig die Ruinen der „feindlichen Brüder" zu ersteigen.

Unter der aus älteren Herren und Damen bestehenden Gesellschaft befand sich auch der berühmte Tenorist Theodor Formes, ein langjähriger Freund unserer Familie, welcher sich zur Cur in der Kaltwasserheilanstalt „Marienburg" bei Boppard aufhielt.

Der Weg nach Bornhofen ist ziemlich weit, sehr ermüdend und abspannend, da ihm der Schatten fehlt. Ich empfand diese Unannehmlichkeit sehr wenig, da mein Begleiter, Theodor Formes, so fesselnd und interessant seine amerikanischen Erlebnisse schilderte, daß mir die beschriebene Strecke sehr kurz erschien. Endlich war das trauliche Wirthshaus mit seinen schattig kühlen Lauben als ersehntes Ziel erreicht und nahm die müden Wanderer freundlich auf. Kaum hatten wir Platz

genommen, als Formes heftig aufsprang und rief: „Sollen wir hier bei diesem schrecklichen Kaffee die schöne Zeit verschwenden, während dort oben" — dabei wies er auf die von der Sonne prächtig beleuchteten Ruinen — „dem Naturfreunde für die ausgestandenen Strapazen zur Belohnung die herrlichste Aussicht winkt! Wer geht mit?" Eine tiefe Stille folgte diesen mit großer Begeisterung gesprochenen Worten. — Niemand spürte Lust, die behagliche Ruhe mit einer so anstrengenden Kletterei zu vertauschen. Zum bestimmt verneinenden Beweis, bestellte ein alter Hofrath mit starker Stimme: — „noch mehr Flüssigkeit zur Labung der verschmachtenden Kehlen!" — „Also Niemand?" — Erneutes Rufen nach Erquickungsmitteln. — „Traudchen, auch Sie?"

Ich blickte Mama fragend an, sie nickte, und wir setzten uns in Bewegung. Formes eilte den steilen Weg mit so raschen Schrittten hinauf, daß ich kaum zu folgen vermochte, hielt mir aber während dieses Dauerlaufes einen Vortrag über die Schädlichkeit des vielen Sprechens beim Bergsteigen, und führte mit großer Zungen-Geläufigkeit eine Menge warnender Beispiele an, dieselben durch äußerst lebhafte Bewegungen illustrirend.

Neid um die guten Lungen meines Begleiters erfüllte mich, denn ich vermochte keuchend meinen Bejah-Verneinungen nur die Form von athemlosen: „Hm, hm — nicht möglich — ah!" zu geben.

Formes war schon oben angelangt, als ich erst langsam durch das Burgthor wankte, um sofort auf die Holzbank vor dem Wirthshäuschen — dasselbe befindet sich neben der Ruine — niederzusinken. Er flüsterte der Wirthin einige Worte

zu, welche eine merkwürdige Wirkung auf die kleine runde Frau üben mußten, denn sie starrte ihn verwundert an und zögerte zu gehen; er machte eine peremptorische Handbewegung, worauf sie kopfschüttelnd verschwand. Darauf bat er mich um Entschuldigung, — aber weshalb? — Die Frau brachte eine Schüssel Wasser, über den Arm waren grobe Küchentücher geschlungen. Formes ergriff die Schüssel und tauchte seinen erhitzten und starkgerötheten Kopf mit Blitzesschnelle in's eisige Wasser! Ich war sprachlos über dieses Manöver; er wendete das triefende Haupt mit der naiven Frage zu mir:

„Ist Ihnen gefällig? es ist vorzüglich für das Nervensystem!"

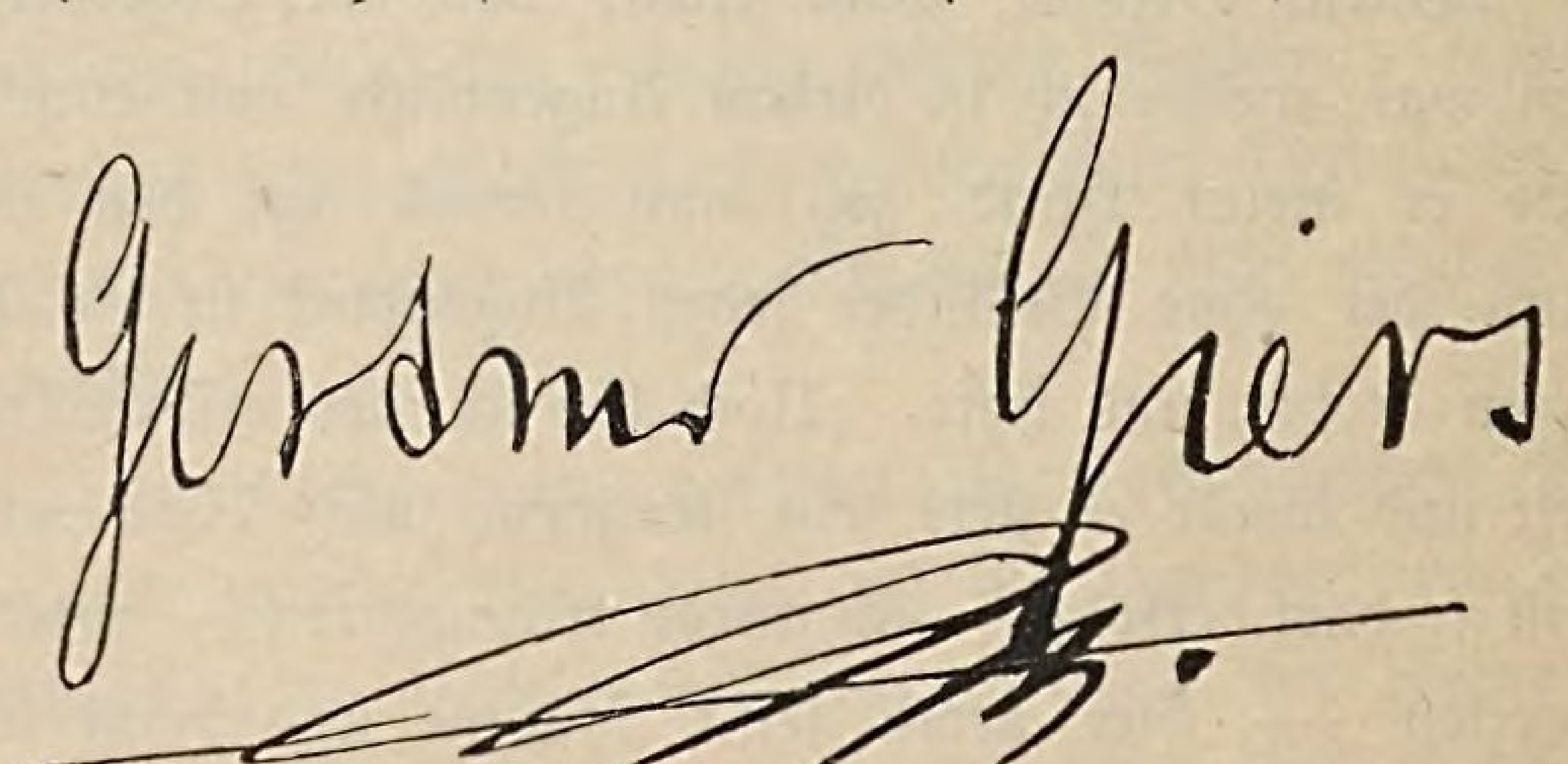
Als Antwort sprang ich auf und eilte den Ruinen zu, wo uns allerdings eine wahrhaft bezaubernde Fernsicht erwartete.

Formes, wie schon bemerkt, ein Naturschwärmer, gab sich der grandiosen Schönheit dieses Bildes, welches ungemein erhebend auf ein poetisches Gemüth wirken mußte, mit voller Seele hin, — plötzlich flammte sein Auge in sonderbar funkelndem Glanze, er erhob seine Stimme und sang mit wunderbarem Ausdruck das Schwanenlied aus „Lohengrin". Nachdem er geendet, wandte er sich fragend zu mir, und da auf meinem Gesichte wohl etwas von der Begeisterung zu lesen war, welche ich in diesem Augenblicke voll empfand — faßte er meine Hand, zog mich schnell auf den morschen Altan, der ohne Geländer jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen drohte, und rief: „Noch bin ich der erste Sänger der Welt und werde es stets sein, trotzdem mich Neid und Mißgunst so hart verfolgt, — ich werde triumphiren — werde ihnen beweisen" — hier brach seine Stimme und heiße Thränen

rannen aus seinen Augen! — Doch plötzlich, mit einem unarticulirten Schrei, ergriff er, trotz meines heftigen Sträubens, mit Riesenkraft meine Hand, zog mich — indem er aus den Rollen des „Tannhäuser" und des „Masaniello" seine Lieblingsmelodien sang, dem Abhang immer näher, — seine Stimme lauter und lauter erhebend, welche eine wahrhaft grausenerregende Klangfülle annahm; — mein Blut erstarrte, — ich glaubte mich rettungslos verloren, denn nur noch ein Schritt trennte uns von dem gähnenden Abgrund, welcher in den Fluthen des Rheins den Ausgang hatte — als plötzlich sich ein Etwas zwischen uns drängte. Formes, dadurch erschreckt, ließ meine Hand los, taumelte zurück und blickte mit verstörtem Gesicht auf einen kleinen schwarzen Hund, welchen ich vorher geliebkost hatte, und der mir aus Dankbarkeit gefolgt war, — warf sich dann schluchzend zur Erde, umschlang den Hals des Hundes und rief unter den zärtlichsten Schmeichelworten: „Nur Du allein bist treu, — mein einziger Freund."

— — — — — —

Einige Wochen nach diesem peinlichen Vorfall war Theodor Formes dem unheilbaren Wahnsinn verfallen, dem er nach kurzer Zeit in der Irrenanstalt zu Endenich bei Bonn erlag, wo auch der berühmte Componist Robert Schumann starb.



Karl Weiser.

Auf mancher Bühne habe ich gewirkt, manchen interessanten Director gehabt und mancherlei Gagen bezogen, aber das merkwürdigste Engagement war doch jenes, welches mir neben voller Befriedigung höchsten schauspielerischen und dichterischen Ehrgeizes, nur eine Monats-Gage von drei Thalern, sage: drei Thalern eintrug; allerdings hatte ich auch frei Kost, Logis, Kleidung und Wäsche, obgleich diese Nebenvergünstigungen nicht gerade luxuriös zu nennen waren. Die Wäsche war nicht immer „reinlich und zweifelsohne", — Kleidung und Schuhwerk nicht gerade passend, letzteres hatte sogar oft in der Form verfängliche Aehnlichkeit mit einer Cigarren-Kiste. Auch die Kost, welche ich selbst zubereiten mußte, war oft sehr primitiv. Mein Logis hatte wenig Mobiliar aufzuweisen, Stroh war mein Bett, und Thüren und Fenster ließen aus Mangel an Verschluß der frischen Luft offenen Zutritt. Außerdem mußte ich Holz spalten, Kartoffeln „buddeln", dreschen, graben, Straßen kehren 2c. Dafür durfte ich aber auch wieder vor einem Parquet großer Helden und Fürsten auftreten, und noch dazu

meine eigenen Verse sprechen, im höchsten Ornat eines freien Mannes, in dem ehrenden Rock des Vaterlandes, den Helm im Arm und den Säbel an der Seite, — denn ich war Kriegsfreiwilliger des Jahres 1870/71. — — Soldat und Schauspieler zugleich! ....

Ein himmelstürmender, junger Mann, große Rosinen im Sack, und die glänzendsten Luftschlösser im Kopf, war ich im Lenz 1870 nach Wien geeilt, um dort im Laufschritt den Chimborasso des Ruhmes als Dichter und Darsteller zu erklimmen und jeden Zweifel der kaltsinnigen Mitwelt durch ein plötzliches Auftauchen am Sternenhimmel der Kunst niederzuschmettern! — Sechs fünfactige Dramen unter dem Arm — und „Hamlet" — „Richard III." und „Franz Moor" auf der Zunge, eilte ich in's Bureau des Burgtheaters! — Aber es war Nichts! — Ungläubig schüttelte man den Kopf über des jungen Heißsporns merkwürdiges Selbstbewußtsein, — und sogar meine Versicherungen, daß ich schon in Memel, Frankfurt an der Oder und in Königsberg in Preußen Lorbeeren gepflückt hätte, konnten keine Talentprobe veranlassen. Der damalige Director Wolff ließ sich nicht erweichen und wollte auch mit meinen Dramen keinerlei Bekanntschaft machen. Enttäuscht suchte ich mein armes Kämmerlein wieder auf und spann neue Pläne. Nach wochenlangen vergeblichen Versuchen mußte ich, um existiren zu können, an des lieben, alten Conradi's Uebungstheater unter falschem Namen den Schülern „Muster vorspielen". Aber es war doch eine recht vergnügte Zeit! Endlich lichtete sich die Zukunft wieder — ein gutes Engagement kam in Sicht, — — da blitzte die französische Kriegserklärung über den

Rhein, — und bei Seite flog plötzlich Alles, was mich bisher beschäftigt hatte.

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" dröhnte es auf dem Nordbahnhof Wien's aus tausend Kehlen, wenn ein neuer Zug von fernher zusammengeströmter Deutschen, welche zu den Waffen eilten, sich in Bewegung setzte. „Auch mich ergriff der Strom der glaubensvollen Menge und riß mich in das Weichbild" Berlin's, allwo ich mich bei dem Ersatzbataillon des vierten Garde-Regiments als Kriegsfreiwilliger stellte. Man wollte den wegen Kurzsichtigkeit militairfreien „blinden Hessen" zuerst nicht acceptiren, gab aber doch endlich meinen Bitten nach.

Drei Wochen Exercitium, und fort ging's nach schwerem Abschied von der Braut

„Ueber'n Rhein! über'n Rhein!
In's Frankreich hinein!" —

Auf den Feldern, wo die Gloire des zweiten Kaiserreichs zerbrach, in der Nähe von Sedan, kam unser Ersatzbataillon zum Regiment. Es war die höchste Zeit, denn das brave Regiment war am Tage von Gravelotte fürchterlich decimirt worden; — doch wozu die Schrecken des Krieges und der Menschenschlächterei schildern: ich will nur von der lustigen Seite unseres Soldatenlebens reden. — Damals, in jenen denkwürdigen Tagen von Sedan, wo die Gefangenen regimenterweise gemacht wurden, zog eine ungeheure Auswahl von Characterstudienköpfen zu „Othello" — „Said" — „Muley-Hassan" — „Zunga" — „Tyggelin" 2c. an meinen Augen vorüber! Das war eine tolle Hetzjagd von Sedan nach

Paris! Aber wir waren lustig und wohlauf, im strömenden Regen, wie in sengender Sonnengluth. Ich sang, so gut und so schlecht ich konnte, Schenkendorff's, Arndt's, Körner's und — auch meine eigenen Lieder, die ich nach vollendetem Tagmarsch Abends im Quartier, im Bivouac oder während des Rendezvous, den Tornister als Tisch benutzend, auf irgend einen alten Fetzen Papier niedergeschrieben hatte. Bald gewannen Officiere und Soldaten den stets aufgeräumten Burschen lieb — die nächsten Cameraden schrieben sich die kaum entstandenen Gedichte von mir ab, von diesen wieder andere und so begann ihre Wanderung von Compagnie zur Compagnie, von Regiment zu Regiment. „Bald blitzten der Weltstadt Zinnen vor uns im Sonnenschein!"

Das war ein herrlicher Anblick, als wir nach Gonesse hinunterstiegen, und das ersehnte Paris vor uns lag. Damals träumte uns nicht, daß wir die stolze Riesin so lange belagern und vor ihren Mauern noch so viel treues Blut vergießen müßten, — oder gar zuletzt noch in ihrem Schatten Comödie spielen würden. Aber die Ahnung des neuen deutschen Reiches war schon mächtig in mir — und wenn mich auch die Cameraden auslachten und den „Schäfer Thomas" nannten, ich schwärmte doch laut und vernehmlich von der deutschen Kaiserkrone, die man just vor Paris dem deutschen königlichen Feldherrn auf's Haupt setzen müsse. Abends — als wir im Schloßgarten des von uns besetzten Vorpostendorfes Arnouville ein „ganzes Bataillon" Flaschen edlen Burgunders und Champagners aus der Erde gegraben hatten, da hob ich begeistert das schäumende Glas empor und sang aus „Krieger's Trinklied":

„Und nun ein dreifach donnernd Hoch
Dem Schöpfer unſ'res Ruhms:
Dem deutſchen Geiſt, der ſtets das Joch
Zerbrach des Henkerthums!“

„Das zweite Hoch gilt unſer'm Volk
Und ſeinem guten Recht!
Vor ſeiner Sonne keine Wolk'!
Wir ſind ein frei Geſchlecht!“

„Zum dritten hebt Euch, wie der Blitz:
Heil unſer'm Kaiſerthron'!
Für Adler Wilhelm ſei's der Sitz
Und ſeinen Heldenſohn.“ —

Als nun aber die Geſchichte doch nicht ganz ſo raſch ging, wie wir glaubten, und die Pariſer uns vorläufig noch die Zähne zeigten, da tauchte in den Mußeſtunden, deren allerdings nur wenige waren, ſchon überall in der Armee das theatraliſche Bedürfniß hervor, das ſich in extemporirten Dilettanten-Ulken politiſch-ſatiriſchen Inhalts hie und da Luft machte. Allerdings waren dergleichen Geſammt-Gaſtſpiele immer mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden; zwar hatten wir keine Speidel's und Blumenthal's zu fürchten, waren aber nichtsdeſtoweniger den ſchlagenden und ſprühenden Einfällen einer durchdringenden und zerſchmetternden Kritik preisgegeben. So platzte zum Beiſpiel eines Tages, während „Lulu“ von „Eugenie“ durchgeprügelt wurde, ganz nahe an unſerer Schloßgarten-Bühne eine entrüſtete franzöſiſche Granate und bewarf, wenn ſie auch glücklicherweiſe Keinen tödtlich traf, doch mehrere Darſteller tüchtig mit Staub und Lehm.

Endlich war der Trotz der Seine-Königin gebrochen und wir nahmen in St. Denis Waffenſtillſtands-Quartiere. —

Eines Tages schickte mich unser Hauptmann Freiherr von Esebeck von der Bahnwache zum Artillerie-Hauptmann von Prittwitz. Als ich mich dort gemeldet hatte, mußte ich einige von meinen Gedichten vortragen, worauf der liebenswürdige Herr unter Versicherung seiner vollsten Anerkennung mir mittheilte, daß er ein Theater arrangiren wolle. Und so geschah's. Aber nicht in dem arg zerschossenen Stadt-Theater, sondern in einem großen Saale des cours Benoit schlugen wir unseren militairischen Thespis-Karren auf. Hauptmann von Prittwitz wurde Intendant, meine Wenigkeit Dramaturg, Theater-Dichter, Regisseur und erster Schauspieler in einer Person, — die Cassirer und Billeteure waren Feldwebel und Unterofficiere, der Freiwillige Wallroth fungirte als Souffleur und ein Einjähriger der Garde-Füsiliere, dessen Namen ich leider vergessen habe, war Decorations-Maler. Das Portal, welches Letzterer herstellte, war höchst originell: links erblickte man einen riesengroßen baßgeigenden „Maikäfer" (Spitzname der Garde-Füsiliere) und rechts einen declamirenden „Hammel" (Grenadier). Die Musik executirten abwechselnd die Capellen der beiden genannten Regimenter, und ich selbst warb schauspielerische und gesangliche Kräfte aller Waffengattungen. Besonders thaten sich darunter hervor die Artillerie-Sergeanten der Landwehr Wallroth und Krause als Komiker und der Freiwillige „Maikäfer" Reccius als Bariton. Intendant von Prittwitz aber engagirte eine französische Vaudeville-Gesellschaft, welche dafür unverkürzt die Einnahmen erhielt. So zog denn nun Abend für Abend bis zum Friedensschlusse vor einem ausverkauften Parquet (welches vom Freiwilligen bis zum höchsten fürstlichen

Officier hinauf eine bunte Reihe wettergebräunter Krieger repräsentirte), — deutscher und französischer Gesang, ernste Declamation, Tanz, Vaudeville und dialogisirter Soldaten-Scherz in reicher Abwechselung an uns vorüber. Ich selbst declamirte in „Helm und Schärpe", meine größeren im Feldzug entstandenen Gedichte, wie „das Straßburger Münster" — „das deutsche Osterfest in der Kathedrale zu St. Denis" — „Landwehrmanns Neujahrsgedanken auf Vorposten" &c. Und wenn dann der characteristische, echt soldatische Beifallssturm im Aufstoßen der rasselnden Säbel und in Hurrahrufen losbrach, während die Musik irgend eine passende Melodie intonirte, dann hob sich meine Brust stolzer unter dem groben Tuch der Grenadier-Uniform, und noch heute dröhnen mir jene kriegscameradlichen Waffen-Applause in den Ohren, als wäre es erst gestern gewesen. Der selige George Hiltl, welcher einmal bei einer solchen Vorstellung anwesend war, hat derselben im „Daheim" einen längeren Aufsatz gewidmet. — So benutzten wir Deutschen die Zeit des Waffenstillstandes, während in den Straßen von Paris die Versailler und Communards ihre brudermörderischen Orgien des Parteihasses feierten. — — — Unterdessen war's endlich Friede geworden.

„Jauchzet auf, Ihr Waffenbrüder,
Denn ein Ende hat der Streit!
Fröhlich geht's zur Heimath wieder
Nach so langer Trennungszeit!

Müde sind die Völker worden
Und die Fürsten ruhen aus;
Nach dem blut'gen Menschenmorden
Bricht der Frühling hell heraus!"

So begann ich mein „Marschlied nach der Heimath" zu

singen — und mit mir sangen es jubelnd meine Cameraden in und um St. Denis. — Ein großer Zapfenstreich und Fackelzug beider Regimenter begrüßten zum letzten Mal die oft durchwandelten, liebgewonnenen Straßen der Königsgräberstadt. Vor dem Theater machten wir Halt und sangen: „So leb' denn wohl, du liebes Haus!" und Hauptmann von Prittwitz hielt eine Abschiedsrede, deren kernige und tief gemüthvolle Worte mir heute in der Erinnerung noch das Herz bewegen. Vor der Kathedrale wurden die Fackeln zusammengeworfen und „des Deutschen Vaterland" gesungen. Das Portal der ehrwürdigen Kirche erglühte im Schein der hochlodernden Flammen, und die alten Glocken mochten wohl heimlich anklingen unter dem Ansturm des brausenden, aus tausend Kehlen begeisterter Männer angestimmten und von zwei Regiments-Musiken schmetternd begleiteten, aufwärts steigenden Abschieds-Gesanges der Deutschen. Am anderen Morgen marschirten wir jubelnd unter dem Geläute aller Glocken aus den Thoren von St. Denis. —

„Es ist vorbei! — Bald wird in blauen Düften
Uns schwinden deiner Kathedrale Thurm,
Bald wird die Heimath uns mit Lenzeslüften
Begrüßen nach des Krieges Wintersturm!"

„Leb' wohl, du alte Stadt mit deinem blauen
Und güt'gen Himmel, deiner Fluren Pracht,
Mit deinem Wein und deinen schönen Frauen!
Noch schöner ist's in deutscher Wälder Nacht."

„Wo uns'rer Lieben treue Herzen schlagen
Und der ergraute Vater uns ersehnt,
Wo jede Scholle, die uns einst getragen,
Den Frühling ohne uns nur Täuschung wähnt." —

So begann ich mein Abschieds-Lied an „St. Denis."

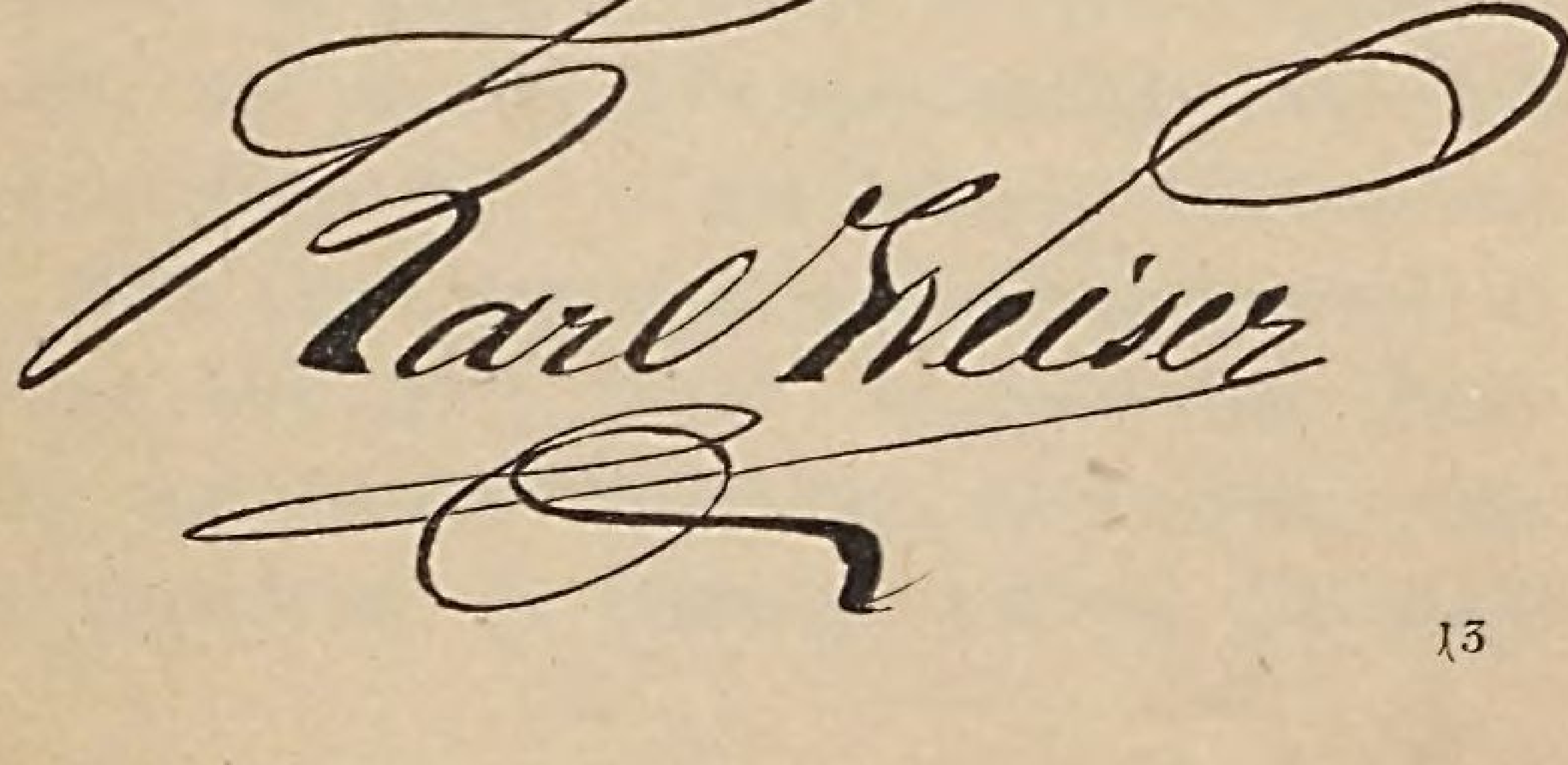
O! es zog eine mächtige Heimaths- und Liebes-Sehnsucht durch unser Gemüth und durch die Strophen dieses Liedes! Es schloß:

— „Ich gebe eine Wiedersehens-Thräne
Nicht um die Perlen aller Meere hin! —

„Denn was ist alle Macht und Herrschergröße?
Was aller Lorbeerschmuck und Kriegesruhm? —
Es steigt und sinkt durch Schicksalsgunst und Stöße.
Frei, groß bleibt nur das reine Menschenthum!"

Aber die geträumte Wiedersehens-Thräne, welche ich in den Armen meines Vaters weinen wollte, war mir nicht vergönnt. Nach dem glänzenden und berauschenden Sieges-Einzug in Berlin wieder in meine alten bürgerlichen Kleider geschlüpft, fand ich nur noch einen kleinen Hügel auf dem Friedhofe. — — — —

Seither bin ich zur Anerkennung gekommen, — meine Gedichte sind erschienen und haben allseitig freundliche Aufnahme gefunden, — zwei meiner Dramen „Karl der Kühne" und „Friedrich der Große" wurden mit Erfolg in mehreren Städten aufgeführt. Ich habe als Schauspieler an namhaften Theatern künstlerische Ehren geerntet, — — aber heiterer und zufriedener war ich nie, als in „Helm und Schärpe" auf der Bühne jenes kleinen Soldaten-Theaters in St. Denis! —



Anna von Seedorf.

In meiner Vaterstadt Wien war es, wo ich zum ersten Male auf einem Liebhabertheater bei einer befreundeten Familie auftrat; das reizende Schlesinger'sche Lustspiel „Mit der Feder" wurde gegeben, und ich spielte die Emma Paltern, — selbstverständlich mit großem Erfolg, wie dies ja bei Liebhabertheatern immer der Fall ist. Emma Paltern war aber auch gerade die Rolle für mich. Wie konnte ich, für die ein Brief schon eine große That ist und in den Augen des Empfängers oft zur Unthat wird, mit ihr fühlen, wie konnte ich mich in ihre Situation hineindenken, wenn diese Frau, die die Zunge so ziemlich auf dem rechten Fleck hat (ich will damit nicht gesagt haben, daß dies bei mir auch der Fall ist) in dem Moment, wo sie die Feder ergreift — rathlos dasitzt und ihr so garnichts einfällt, aber auch absolut garnichts! Oh — wie habe ich das natürlich dargestellt! Und daran muß ich heute immer denken, denn es geht mir nun selbst genau ebenso. — Dabei war Emma Paltern doch noch viel besser daran, denn sie hatte über einen bestimmten Gegenstand zu schreiben, und ich soll etwas

Erlebtes erzählen; — natürlich möchte ich auch, daß es etwas Interessantes wäre — du lieber Gott! ich begreife mich selber gar nicht, wie man nur so leichtsinnig sein kann, — so wenig zu erleben. „Die interessanten Ereignisse in der Theaterwelt kommen nur noch bei kleinen Bühnen vor“ — so belehrte mich neulich ein College — „wo z. B. die gesammte Herren-Gesellschaft einen Frack besitzt und mit diesem womöglich der Don Carlos gespielt wird.“ — Nun ja, so etwas ist mir freilich bei den Bühnen, denen ich bis jetzt angehörte, nicht vorgekommen. — Die eine brauche ich wohl nicht zu nennen, es ist ja hier im schönen Hamburg das liebe Thalia-Theater, das unser allverehrter Director Maurice leitet. — Die andere war das Lobetheater in Breslau, als dasselbe noch unter der vortrefflichen Leitung von Adolph L'Arronge stand. Von da aus habe ich aber doch einen harmlosen Argonautenzug mitgemacht, bei dem es, obwohl er mit L'Arronge selbst an der Spitze stattfand, und obwohl die Herren, wie ich vermuthe, jeder sogar einige Fracks und die Damen ganz reizende Toiletten im Besitz hatten, immerhin etwas bunt herging. — Der geistvolle Autor unserer beliebtesten und erfolgreichsten Lustspiele hat nämlich nebst vielen anderen Vorzügen auch den, ein sehr gutes Herz zu besitzen, und als er sich im April 1878 von der Breslauer Direction zurückzog, um ungestört seinen literarischen Arbeiten zu leben, unternahm er, hauptsächlich seinen Mitgliedern zu Liebe, mit ihnen noch eine Gastspieltour nach verschiedenen Städten und Städtchen Schlesiens. „Hasemann's Töchter“, „Johannistrieb“ und „Größenwahn“ wurden alternirend gegeben. Ich spielte im ersten Stücke die Emilie, im zweiten die Louise und im dritten den Conrad,

was mich, die ich damals erst sechs Monate bei der Bühne war, in eine nicht geringe Aufregung versetzte. Indeß zogen wir bald wohlgemuth von Breslau ab, und spielten zu Anfang seelenvergnügt an ein paar ganz netten Theatern. Je tiefer wir aber in die Kohlenreviere Ober-Schlesiens eindrangen, desto weniger nett wurden die Theater, desto merkwürdiger unsere Vorstellungen. Das Gas in den Garderoben gehörte bald zu den gänzlich überwundenen Standpunkten, die Bühnen ließen schließlich an Kleinheit — sagen wir an Zierlichkeit, gar nichts mehr zu wünschen übrig — eine lebhafte Handbewegung — und wir Wienerinnen sind etwas lebhaft — und eine Coulisse kam zum Fallen, eine kühne Wendung mit der langen Schleppe — und wenn man leider nicht groß ist, trägt man bekannterweise gern zu lange Schleppen — und dieselbe war durch die Wand geflogen. Director L'Arronge betrachtete mit immer bedenklicheren Blicken die Stätten, an denen seine Töchter Hasemann's, die stets den Reigen eröffneten, ihren Einzug halten sollten. Aber er weiß nicht nur seinen Stücken Humor einzuhauchen, er ist auch selbst ein echter Humorist und kommt nicht leicht aus der Ruhe und Fassung. Wenn daher nach vergeblichem Suchen die nicht vorhandenen Theater-Arbeiter natürlicherweise auch nicht erschienen, so schob er selbst mit größter Seelenruhe die „sogenannten" Coulissen, wobei ihm natürlich die ernsten wie die heiteren Fächer getreulich zur Seite standen. Und als wir einmal Morgens aus dem Hotel zur Probe gehen wollten und allesammt, trotz langen Suchens, das Theater durchaus nicht finden konnten, weit und breit auch kein Gebäude zu sehen war, das uns werth erschien, dafür gehalten zu werden,

meinte Director L'Arronge mit dem ruhigsten Ton seines gewohnten Phlegmas: „Nun, wenn wir es garnicht finden, dann fahren wir eben wieder nach Breslau zurück.“ — „Das wäre aber doch zu stark,“ dachte ich entrüstet — gesagt habe ich's aber nicht — „und meine Emilie, meine Louise?“ Glücklicherweise kam es aber nicht so weit, denn ein intelligenter Straßenjunge, den wir erwischten, erklärte uns noch zur rechten Zeit, daß wir uns dem Musentempel gerade gegenüber befänden. Das hätte sich nun freilich Niemand träumen lassen!

Aber trotz alledem ging es muthig weiter, und obwohl ein Tag kam, an dem Rosa Hasemann auf einem Tisch Clavier spielen mußte, und an einem Abend, an dem die kostbare Atelier-Einrichtung im „Johannistrieb“ hauptsächlich aus einer altersschwachen, spanischen Wand bestand, und der Maler, da er keine Staffelei besaß, Louisens Kopf in sein Notizbuch — wollte sagen Skizzenbuch — zeichnete, so waren doch überall ausverkaufte Häuser und ein animirtes, beifallslustiges Publicum, dessen Enthusiasmus, wie mir schien, immer größer wurde, je weniger Sophas und Stühle wir auf der Scene hatten, und je mehr der Papa von „Doctor Klaus“ und „Wohlthätige Frauen“ sich der ungewohnten Beschäftigung des Coulissenschiebens hingab.

Freilich ich war damals, wie gesagt, erst sechs Monate bei der Bühne, und wie vergnügt war ich über die hübschen Rollen, wie herzensfroh und stolz und glücklich über den Beifall eines sympathischen Publicums, und so wird mir die schlesische Gastspieltour immer eine heitere Erinnerung sein. Aber ich glaube, sie ist es auch für alle

Anderen, die sie mitgemacht, hoffentlich auch für ihren liebenswürdigen Unternehmer.

Und wenn die Beschreibung derselben für den lieben Leser *weniger* heiter ist — so weiß ich wohl, woran das liegt.

O Sigmund Schlesinger, wie wahr ist dein Lustspiel: „*Mit der Feder!*" — —

Anna v. Seedorf

Hermann Nissen.

Da stöbere ich nun in der Rumpelkammer herum, wo meine Erinnerungen durcheinander liegen, suche nach einer bemerkenswerthen Affaire, werde gewahr, daß ich eigentlich nie etwas, der schriftlichen Mittheilung Werthes erlebt habe und — stehe dem „Dekamerone“ gegenüber „in meines Nichts durchbohrendem Gefühle“! Ich bin nun einmal nicht in die Lage gekommen, all' die vielbesungenen Leiden und Freuden eines herumvagirenden Schauspielers durchzukosten, ich bin nicht von einem Städtchen zum anderen gewandert, wenigstens nicht mit dem interessanten Felleisen auf dem Rücken, — und dann waren es eigentlich schon ganz ausgewachsene Städte, die ich als Courierzug II. Classe dampfender herzoglich Meiningischer Hofschauspieler bereist habe. Aber passirt ist mir dabei wirklich Nichts, als daß ich mir einmal in Bodenbach den Fuß verstaucht habe. Das ist doch kein Erlebniß! — Oder soll ich erzählen, wie ich einst in meinem ersten Engagement am Nationaltheater in Berlin, und zumal an einem Pfingstfeiertage, dreimal zu verschiedenen Tageszeiten Comödie gespielt habe? Das habe ich

wirklich durchgemacht, und zwar in der Frühe um Sechs zuerst, dann Nachmittags um Vier Nummero zwei und Abends um 7 Uhr noch ein Bischen. Damals hätte ich freilich ganz gern in der Nacht um halb Zwölf noch einmal „gegaukelt", denn ich war ein sehr eifriger Anfänger. Ist mir doch mein allererstes Auftreten noch so lebhaft in Erinnerung!

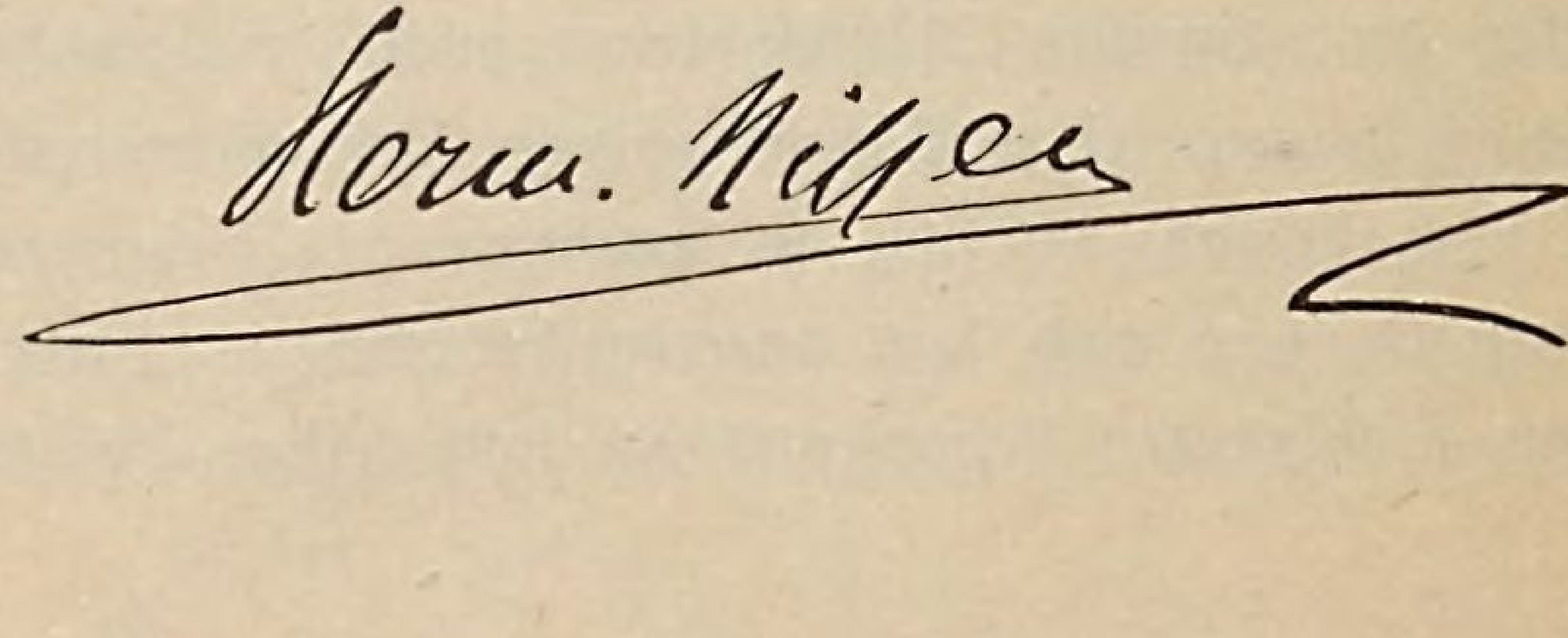
Aus siebenzehn, sage siebenzehn gezählten Worten bestand meine Debut-Rolle. Ich war ein spanischer Cornet im Dienste des erhabenen Königs Philipp II. und weihte meine gelben Ritterstiefel ein. Meine Scene kam zum Schluß der zweiten Verwandlung des vierten Actes, also ungefähr um 9½ Uhr; 5½ Stunden vorher aber lief ich schon in vollem Wichs umher und quälte die entsetzlichen 17 Worte immer und immer wieder meinem Gedächtniß ab, bis ich zuletzt fast kein einziges mehr wußte. Und wie ich dann hinaustrat — oder vielmehr hinausgetreten wurde, wie schön hatte ich es mir gedacht, wenn ich in die siebenzehn Worte die ganze Gluth meiner dramatischen Leidenschaft legte, um so die erstaunte Menge sogleich von der Tiefe meiner Auffassung zu überzeugen! — Ja Prosit! Wie ich nun auf die Scene trat — — „o heilige Melpomene, vergieb Deinem reuigen Schüler!!

Doch lassen wir das, es ist die alte Geschichte, die schon so vielen Anfängern und älteren Leuten begegnet und schon so oft viel besser — und ausführlicher erzählt worden ist. Es ist ja auch kein Erlebniß, wie es im Buche steht, das heißt, wie solche in diesem Buche stehen müssen, damit es recht viele Leser erlebe. Ich möchte wirklich aufhören zu betheuern, daß ich nichts zu erzählen weiß, wenn mir nicht noch eine kleine Begebenheit in der Feder stecken würde, die ich gern an den

Mann brächte. Es war vor der Zeit, da ich der Bühne angehörte, es war, als ich in Jena mein erstes Semester auf dem „Jura-Gebirge" zubrachte. Ein Gebirge ist die Jurisprudenz für mich auch geblieben, denn es hatte mir zu viele unbesteigbare Höhen und unerreichbare Tiefen. Ich war Mitglied der Jenenser Burschenschaft und wurde zum Sommer-Commers einer befreundeten Verbindung als „Renommirfuchs", — obwohl das Renommiren sonst nicht meine Gewohnheit — mit nach Göttingen geschickt. Was das heißt: das erste Semester auf der Universität, wird vielleicht nicht Jeder begreifen, gehört hat aber wohl ein Jeder davon. Collegia besuchen ist Nebensache, Natur und Sonstiges kneipen Hauptsache. So war es denn auch gekommen, daß ich als junger Musensohn vor lauter Arbeit sogar meinen schönsten Jugendtraum, die Schauspielerei, auf kurze Zeit vergessen konnte. Göttingen und der erwähnte Commers sollten mich wieder zu mir selber bringen. Die verschiedenen Festivitäten wurden „bei Grethen" abgehalten, wo die oberen Localitäten zugleich das — zur Zeit unbenutzte — Saaltheater der Stadt bildeten. Seit Monaten sah ich zum ersten Male wieder einen Vorhang, und mit unwiderstehlichem Drang trieb es mich hinter denselben von der Kneiptafel weg.

Was ich da Alles getrieben habe, genau weiß ich's nicht mehr, nur erinnere ich mich, daß ich nach genauer Inspection aller der reizvollen Räumlichkeiten mich den verschiedenen Beschäftigungen eines Theatermeisters, Beleuchtungsinspectors u. s. w. hingab; ich fing an Coulissen zu schieben und ließ einen Prospect nach dem anderen herunter, ich kletterte auf dem Schnürboden herum und das alte selige Theatergefühl

bemächtigte sich meiner wieder mit der ganzen Gewalt! — Was geschieht unterdeß? Als ich mich so in diese künstlerische Thätigkeit mehr und mehr und nach allen Richtungen vertiefe, entsteht mit einem Male ein Gelaufe und Gepolter, verschiedene Kanonenstiefel meiner Commilitonen tauchen dicht vor meiner Nase auf, und ihre Träger rufen in sehnsüchtiger Raserei meinen Namen. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte, ich sollte die Fuchsenrede halten — und saß mit meinem Cereviskäppchen und in vollem Commerswichs im Souffleurkasten und dirigirte von da aus eine Vorstellung von musterhaftem Ensemble, denn meine Phantasie bemerkte keine einzige Störung außer der, welche — mich wieder in die Wirklichkeit zurückversetzte und in den Saal zu den zechenden Brüdern rief. Da habe ich denn eine Rede gehalten, die vielleicht den damaligen Hörern unverständlich blieb, mir aber hatte der Stern wieder geleuchtet, der mich trotz der noch folgenden sieben juristischen Semester auf die lieben Bretter geleiten sollte. Jetzt, nachdem Jahre verflossen sind, weiß ich mit einem Male, welchem Ensemble ich damals in Gedanken soufflirt habe: es war das des Hamburger Thalia-Theaters. Und woher weiß ich das? Nun, weil ich mich als Souffleur so wenig anzustrengen brauchte, — und weil es eben so gut „klappte."



Franz Nachbaur.

Der Wunsch meiner Eltern, der zur damaligen Zeit auch mein eigener war, hatte mich nach Stuttgart geführt, um daselbst die technische Schule zu besuchen; mein höchstes Streben war, Ingenieur zu werden. Wie bald sollte sich dies ändern! Auf dem Lande geboren und aufgewachsen — mein Vater war Oberamtsrichter und Besitzer einer Landwirthschaft im Württemberg'schen — hatte ich wenig von Theater und Kunst gehört; wie ward mir, als ich in Stuttgart zum ersten Male das Theater besuchte! Mit unbezwinglicher Sehnsucht erwachte da in mir der Wunsch, Sänger zu werden. Damals gastirte dort der gefeierte Wiener Hofopernsänger Ander, und ich fand Gelegenheit, ihn in seinen Glanzrollen zu sehen und zu hören, indem ich mich, da meine Casse zu einem wiederholten Theaterbesuch etwas zu mager bestellt war, als Statist der Intendanz zur Verfügung stellte. Als ein Gefährte Lyonel's betrat ich zum ersten Male die Bretter und war nun natürlich dem „Theaterteufel" für alle Zeiten verfallen. Ich ließ meine Stimme von dem damals hochberühmten Barytonisten Pischek prüfen, und fiel diese

Prüfung zu meiner herzinnigsten Freude günstig aus; etwas musikalisch war ich auch, da ich in meiner Heimath, meiner hellen Sopranstimme halber, ein gesuchter Kirchenchorsänger war. Mein Schicksal war also entschieden, — ich wurde Sänger, trotzdem meine Eltern, welche von einem solchen Wechsel des Berufs nichts wissen wollten, mir mit Enterbung und ihrem Fluche drohten.

Alles dies konnte mich nicht abhalten, und Gott sei Dank! es wurde mir nach Jahren noch Gelegenheit geboten, meine Eltern mit meinem Berufe zu befreunden und sie glücklich und stolz auf ihren jüngsten Sprößling zu sehen. Freilich im Anfang ging es hart, und ich war oft nahe daran, den Muth zu verlieren und als verlorener Sohn wieder heimzukehren. Aber mein Stolz und frischer Jugendmuth halfen mir aus jeder Klemme und Furcht wieder heraus. Meine ersten Erfahrungen waren traurig genug. In Stuttgart wollte man mich nicht einmal in den Chor aufnehmen; so wanderte ich denn weiter, kam nach Basel, dort fand ich ein Engagement als Chorist und für neunundneunzigste Tenorpartien; — selbst in diesen wurde ich noch tüchtig ausgelacht.

Wenn ich jetzt an diese Zeit zurückdenke, finde ich es begreiflich, — damals schmerzte es bitter. Da fünfundzwanzig Francs eine sehr schmale Gage waren, so galt es zu verdienen, wo es möglich war. Ich frisirte den ersten Tenor, welcher mich dafür großmüthig an seinem Frühstück und zuweilen an seinem Mittagessen theilnehmen ließ; dies war ein großer Vortheil, doch leider dauerte dieses gute Leben nicht lange, der Director brach mit seiner ganzen Truppe, inclusive meiner Wenigkeit, nach Frankreich auf, um daselbst deutsche Opern-

Vorstellungen zu geben, — und da begann das Elend. Von Städtchen zu Städtchen wurden die Einnahmen schlechter, meine Garderobe auch; in Nancy war ich bereits so weit, daß ich meine unentbehrlichsten Kleidungsstücke selbst waschen, und während ich sie trocknen ließ, mich im Wasser aufhalten mußte, — glücklicherweise war es Sommer, also ein kaltes Bad nicht unwillkommen. In Paris endlich ließ uns unser ehrenwerther Director sitzen und brannte durch. Da standen wir nun in der großen Stadt, ohne Geld, entblößt von Allem, und nicht einmal der Landessprache kundig; es gehörte viel dazu, unter solchen kritischen Umständen den Muth zu bewahren.

Um unser Leben zu fristen, kam einer meiner Leidens-Gefährten auf die Idee, mit mir und zwei anderen Collegen Quartetts in den Cafés zu singen, mich als den Jüngsten traf dabei dann stets die Pflicht des Einsammelns mit dem Teller in der Hand! Nun konnten wir wenigstens, wenn auch knapp, uns ernähren; freilich bestand das ganze Mittagessen oft nur in einer Melone, aber mit neunzehn Jahren ist man bald zufrieden. Und gerade diese traurige Zeit sollte die günstige Wendung meines Geschickes bringen. In einem der Cafés, wo wir unsere deutschen Quartetts, und zwar unter großem Beifall, vortrugen, hörte mich ein reicher Banquier aus Basel, Herr Alphons Passavant, der früher schon in seiner Vaterstadt mich bemerkt hatte; er sprach mich an, ich hatte das Glück ihm zu gefallen, er nahm mich mit in sein Hôtel, sorgte zuerst natürlich für meine sehr heruntergekommene Garderobe — und dann wie ein Vater für meine weitere künstlerische Ausbildung. Er brachte mich nach Mailand, ließ mich dort zwei Jahre bei dem berühmten

Lamperti studiren, nahm mich nach Vollendung des Gesangsstudiums noch ein halbes Jahr auf seinen Reisen mit, auf welchen ich einen Theil Italiens, Spaniens und der Schweiz kennen lernte, und sorgte dann für ein festes Engagement. Zuerst kam ich nach Meiningen, dann nach Hannover, sang kleine Tenorpartien, Anfangs mit wenig Erfolg; meine Stimme war noch in der Entwickelung, und ich brachte es auch höchstens zu einer einjährigen Stellung.

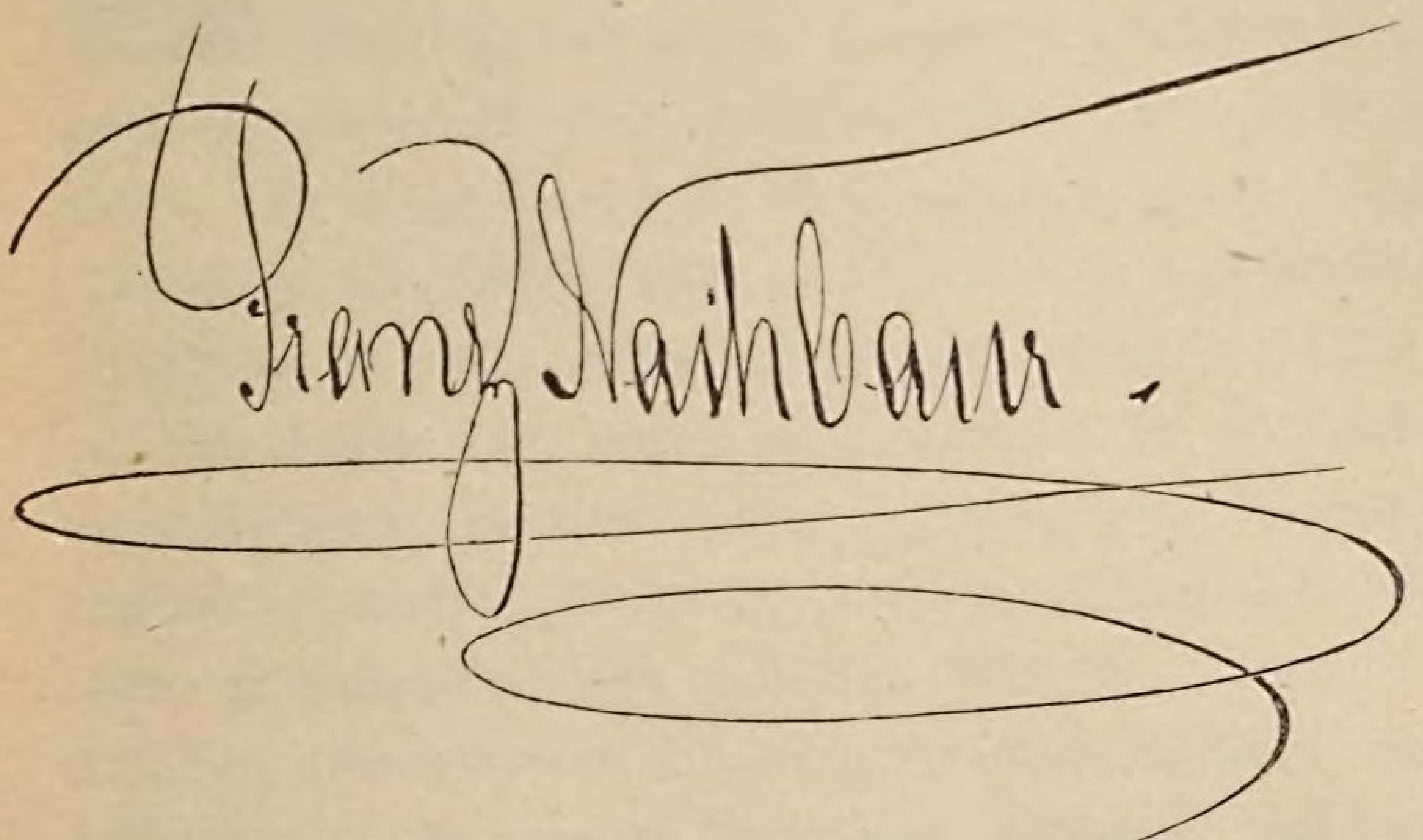
Endlich in Prag fand ich eine längere Ruhestätte, es wurden mir größere Rollen übertragen, ich gewann Selbstvertrauen und mit diesem wuchs die Kraft meiner Stimme.

Nach drei Jahren Aufenthalt in der schönen böhmischen Hauptstadt wurde ich an das Hoftheater zu Darmstadt berufen; dort nahm ich bereits eine erste Stellung ein, welche ich dann nach fünf Jahren mit einem glänzenden Engagement an dem Münchener Hoftheater vertauschte, wo ich mich nun neuerdings für lebenslänglich verpflichtet habe; — hoffentlich bleibe ich auch ebenso lange im Besitze meines Gesangs-Organs.

Diesen glücklichen Verlauf meiner künstlerischen Laufbahn schulde ich wohl größtentheils meinem großmüthigen Wohlthäter, denn ohne ihn würde ich vielleicht damals, wie meine Collegen, von welchen ich nie wieder gehört, in Paris elend zu Grunde gegangen sein. — Segen seinem Angedenken!

Leider hat er es nicht mehr erlebt, mich in einer ersten künstlerischen Stellung zu sehen, an den reifen Früchten seiner noblen That sich zu erfreuen. Er starb bald, nachdem er mich nach Meiningen gebracht hatte. Wohl hätte er sich schon damals überzeugen können, daß er seine Güte nicht einem Unwürdigen zugewandt hatte, aber ungleich lebhaftere

Genugthuung hätten ihm die weiteren Engagements- und Gastspiel-Etappen meiner Carriere bereitet, zumal mein nunmehr zwölfjähriges herrliches Engagement in der Residenz des kunstsinnigen und edlen Königs von Baiern, der mich mit seiner Huld beglückt hat. Und mit Freuden denke ich noch oft an mein entscheidendes Debüt als Walther von Stolzing bei der ersten Aufführung der Richard Wagner'schen „Meistersinger“ zurück; auch ihm, dem größten Dichter-Componisten unserer Zeit, dessen Anerkennung zu erringen mir vergönnt war, hätte ich ein „Preislied“ zu singen. — — —



Josef Kögel.

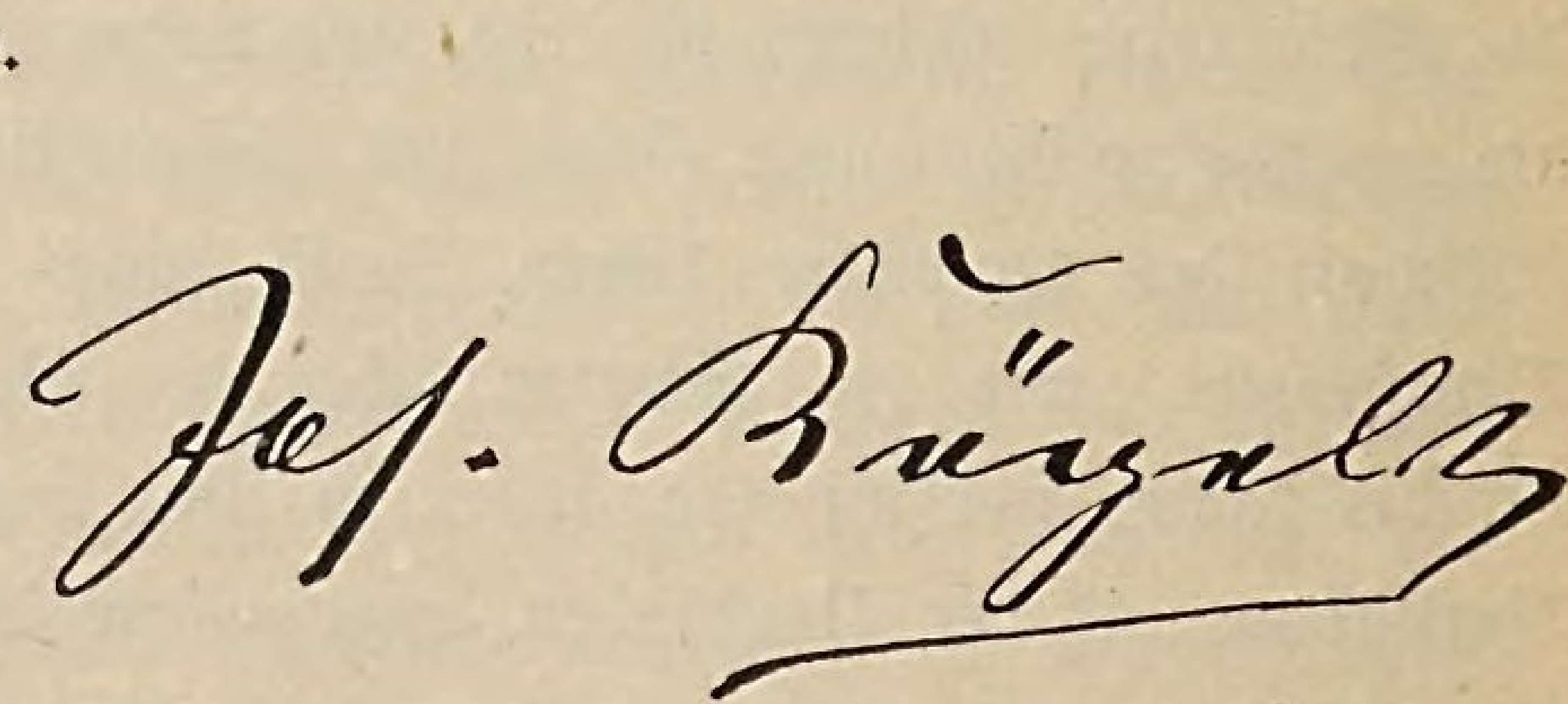
Im stärksten Contrast zu der fachgemäßen Tiefe meiner honorirten Stimme steht die nicht fachgemäße Höhe meiner Privatpassion. In meiner bairischen Heimath gelte ich nämlich für einen gewaltigen Bergsteiger vor dem Herrn, und in der That habe ich schon häufig genug auf jenen „Höhen der Menschheit" mich umgeschaut, wo vom Erhabenen der Natur zu einem nichts weniger als lächerlichen Ende oft nur ein Schritt vom Wege, d. h. Fehltritt ist; so auch im letztverflossenen Sommer. Die Sommermonate bringe ich regelmäßig im Hochgebirge zu, nicht in modischen Curorten, unter geschniegelten und geleckten Menschen, sondern in einsamen weltverlorenen Bergdörfern, unter „unseren braven Landleuten", die meine Neigungen verstehen und ihnen zuweilen auch folgen. Einer meiner intimsten Freunde hat mich ironisch mit der Raimund'schen Titulatur „Alpenkönig und Menschenfeind" beehrt. Die erstere Bezeichnung lasse ich mir gefallen, aber die letztere muß ich ablehnen, schon aus dem Grunde, weil ich als theatralischer Hauptrepräsentant der würdigsten Oberpriester und Seelenhirten

aller Confessionen, mit Ausschluß jedes Culturkampfes, sowie der edelsten weltlichen Fürsten, gewissermaßen für die religiöse Humanität und Urbanität moralisch und materiell engagirt bin. Im Uebrigen kann ich sogar mit einer regelrechten Lebensrettung aufwarten. Es war am 27. Juli 1872, als ich in Murnau am Staffelsee, wo ich bei dem früheren Reichstags-Abgeordneten Kuttmüller wohnte, eines Nachmittags beim Baden einen des Schwimmens unkundigen neunzehnjährigen Burschen, Namens Johann Buchner aus Froschhausen, der sich auf den offenen See hinausgewagt hatte, mit eigener Lebensgefahr vom sicheren Ertrinkungstode gerettet habe. Der Kampf und die Aufregung hatten auch mich damals tüchtig mitgenommen, ich lag acht Tage krank darnieder, aber nach dieser Zeit waren wir Beide wohlauf nud feierten die glückliche Rettung. Es war ein armer Bursche, und als ihn bei dieser solennen Kneiperei Jemand scherzhaft fragte, was er mir denn zur Belohnung gebe, da erbot er sich, mir für sein Vermögen, das im Ganzen aus zwölf Kreuzern bestand, zwei Maaß Bier zu kaufen. Natürlich gab ich dem braven Burschen noch ein paar d'rauf und begnügte mich im Uebrigen mit dem Bewußtsein, einer Wittwe ihren Sohn gerettet zu haben, und mit der Anerkennung, welche die Presse, und zumal das Regierungsblatt von Oberbaiern, meiner That zollten. Das ist doch einmal etwas Anderes, als die Recension über irgend eine theatralische Leistung, so groß auch meine Liebe zu meinem Berufe ist und so erhebend und erfreulich mir jedes kritische Lob ist. — Apropos Kritik! Einmal verbrachte ich die Ferien im Niederbairischen in einem Kloster, dessen Pater Guardian mein Freund ist. Da habe ich denn

auch in der Kirche mitgesungen, daß die Kirche und die Bauern bei der Vesper erbebten. Nach dem Gottesdienste saß ich mit den Bauern im Refectorium, wo ein Pater sie fragte, was sie denn zu dieser Stimme, dieses „Basses Grund-gewalt", sagten. Da hat es denn recht robuste Aeußerungen gegeben; der eine meinte: „Das is grad' so, als wenn man in a Kuhhorn blast!" Ein anderer, ein Wirth aus der Umgegend, erklärte, er habe nur einen Wunsch: diese Stimme möchte er zum Abschaffen, d. h. Feierabendbieten oder Ansagen der Polizeistunde besitzen. Beide Bemerkungen sind nicht eben geschmackvoll, aber urwüchsig und drastisch; wenn man jahrelang hauptstädtische Kritiken liest, dann muß man sich freilich an diese Art von „Volkston" immer erst wieder gewöhnen.

Trotzdem ist beim Ablauf jeder Saison — und unter der Leitung der rühmlichst bewährten Direction Pollini muß ja jegliches Mitglied dieses stattlichen Künstlerpersonals von Anfang bis zu Ende der Saison die eifrigste Thätigkeit entfalten, von der man sich allerdings ein volles Ferien-Quartal, auf das man von vornherein abonnirt ist, gründlich erholen kann, wenn man nicht die wilde verwegene Gastspiel-Jagd vorzieht — „mein Herz im Hochland", da wo es am höchsten und die Gefahr am nächsten ist. So unternahm ich im Juli 1880 die waghalsige Tour nach Groß- und Kleintiefenthal, — in Gesellschaft des Provisors Herrn Speth, eines ausgezeichneten Bergsteigers, wie die Gemsen über die Berge klimmend. Nachts kamen wir an und fanden in einer Sennhütte gastliche Aufnahme und den Umständen angemessene Bewirthung, der wir freilich durch einige Flaschen Sect, die mir der wackere Weinhändler Theilig aus Hamburg geschickt hatte und die nun

in Lawinen-Eis kalt geſtellt wurden, einen neuen Reiz verliehen. Veuve Clicquot unter dem primitiven Dache der Sennerin, mit Culturtoaſten, und ſodann das Nachtlager auf Heu, — fürwahr, ein curioſer Contraſt! Beim Anbruch des Morgens waren wir wieder auf den Beinen und beſtiegen die ſehr ſteile „rothe Wand“; das gewaltige, unvergleichlich herrliche Schauſpiel aber, das uns da oben auf der Spitze erwartete, entſchädigte uns genügend für alle Mühen und Gefahren, denn „Jefahr muß ja dabei ſein“, wie Freiherr von Stritzow im „Verſprechen hinter'm Heerd“ meint. Und es war keine geringe Gefahr, als mein kühner Begleiter ſich den allerliebſten Scherz machte, über die „rothe Wand“ hinauszulugen und ich ſelbſt auf einer der vielen Klippen ein wenig vom Schwindel befallen ward; ſchon fürchtete ich, daß mein letztes Stündlein gekommen ſei, und ließ ſchon im Geiſte die Reihe meiner eventuellen Nachfolger am Hamburger Stadttheater die Revue — „baſſiren“. Aber wir ſollten glücklich erhalten bleiben, und zum Dank dafür beſtieg ich vier Tage ſpäter abermals die „rothe Wand“, aber — von der leichteren Seite, die ich ſchließlich Allen empfehle, welche nicht gerade mit dem Kopf gegen die — „rothe Wand“ rennen wollen.



Robert Buchholz.

Vor circa zwanzig Jahren war ein junger Referendar B . . in der kleinen märkischen Landstadt A . . . . bei dem dortigen Kreisgericht stationirt.

Die Zeit, die ihm die üblichen Referate in Alimentations- und anderen interessanten Sachen, die Vertheidigung unzweifelhafter Gauner ꝛc. übrig ließ, mit Skat, Quinze und dergleichen geistvollen Spielen auszufüllen, war ihm zu langweilig; er gründete ein Liebhabertheater auf Actien.

Die Honoratioren des Städtchens zahlten einen bestimmten monatlichen Beitrag und ließen sich dafür von der einheimischen und eingewanderten Jugend Comödie vorspielen.

Nachdem Benedix' Haustheater fast durchgespielt war, brachte der Theaterreferendar B.., wie er nun genannt wurde, den „Faust" ersten Theil, ersten Act, auf die Bühne: Der Apotheker stattete das Studirzimmer aus, eine zwischen zwei kupfernen Fischkesseln an einem Bindfaden geschwungene Kartoffel versinnlichte das Geläute der Kirchenglocken, und der Talar Faust's bestand aus einem adaptirten schwarzen Frauencamelotrock, da der Geistliche des Städtchens die

Darleihung des seinigen zu einem so sündhaften Werke standhaft verweigerte.

Die Vorstellung verlief glänzend; nur der Erdgeist, der aus dem Loch, aus welchem der Kronleuchter herabhing, seine Stimme erschallen ließ, lispelte das S etwas stark und war nicht ganz dialectfrei, so daß die versammelten Hörer bei den vernichtenden Worten:

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir, —" freudig ihn erkennend, hinzufügten: — „dem Doctor Löwenberg!"

Da aber dieser Versuch, das classische Drama dem Repertoire einzuverleiben, im Ganzen gelungen war, wurde eine Vorstellung der — „Räuber" vorbereitet.

Die ganze Bevölkerung des Städtchens war in der größten Aufregung; der „Theaterreferendar" hatte Alles aufgeboten, um diese Vorstellung zu einer glänzenden zu gestalten.

Als der Gerichtsdirector am Tage vor der Aufführung in sein auf dem Kreisgericht befindliches Zimmer trat, blieb sein Auge befremdet auf der Wand haften, wo sonst ein großes Oelgemälde des berühmten preußischen Rechtsgelehrten und Kanzlers Samuel Cocceji hing, — es war verschwunden.

Der Director klingelt, der Gerichtsbote tritt ein.

„Krüger", sagt der Director, „wo ist das Bild geblieben?"

„Herr Referendar B . . hat et holen lassen", erwidert dieser, „er meente, et paßte janz ausjezeichnet in de Bildergallerie — als oller Moor."

Der Director murmelte einige unverständliche Worte in die Binde, setzte sich und begann, sich aus den bereitgelegten

Actenconvoluten für die morgige Sitzung zu informiren; plötzlich hielt er inne und las:

„Menschen, Menschen! falsche heuchlerische Krokodilbrut!“

„Krüger“, rief er dem Boten zu, „holen Sie mir mal sofort den Registrator Schulz her.“ — — —

„Herr“! fuhr er diesen an, „was soll das bedeuten?“ und dabei hielt er ihm das corpus delicti entgegen, „was ist das?“

„Das — das — das sind die Räuber“, stotterte der Registrator. „Verzeihen Sie, Herr Director, ich habe die Rollen abschreiben müssen; dieser Theil des Carl Moor war mir abhanden gekommen — ich muß ihn aus Versehen hier eingeheftet haben — ich bitte um Entschuldigung.“

„Entfernen Sie das Zeug sofort und lassen Sie künftig diese Allotria“, rief der Director und der Registrator huschte davon, froh, mit dieser kleinen Nase davon gekommen zu sein.

„Was sagen Sie dazu?“ rief der Director einem eben eintretenden Kreisrichter entgegen: „dieser Referendar B . . läßt mir den Samuel Cocceji zu seinen Räubern holen — in den Acten finde ich heuchlerische Krokodilbrut; was sagen Sie dazu, Herr College?“

„Gräuliche, gräuliche Frevel, die zum Himmel stinken“, rief lachend der Kreisrichter.

„Um Gotteswillen, fangen Sie auch an —?“

„Ich bin mitten d'rin“, entgegnete der Kreisrichter, „ich spiele den Pater!“

„Krüger“, rief der Director energisch, „holen Sie mal den Referendar B . . her!“

„Entschuldigen Se, Herr Derecter", sagte Krüger, „aberst der Herr Hauptmann werden woll nich zu Hause sind."

„Hauptmann, welcher Hauptmann?" fragte der Director, als traute er seinen Ohren nicht.

„Na, den Hauptmann von des Janze, den Räuber Moor."

„Krüger", rief der Director entsetzt, „spielen Sie vielleicht auch mit?"

„Ne, Herr Derecter, ick ziehe man blos den Vorhang uff!" antwortete Krüger vergnügt.

„Sofort schaffen Sie den Referendar B.. zur Stelle, sofort!" rief der Director zornig.

„Entschuldigen Se, Herr Derecter," erwiderte Krüger gelassen, „aberst der Herr Jraf sind ogenblicklich bei Freilein Amalie; er wollte die Rolle noch mal mit sie durchjehen, un denn da Mittag essen, un denn —"

„Reiß' ihn vom Mahle, wenn er be . . . ," schrie jetzt der Director außer sich, hielt aber sprachlos inne, als der „Theaterreferendar" plötzlich eintrat und freundlich sagte:

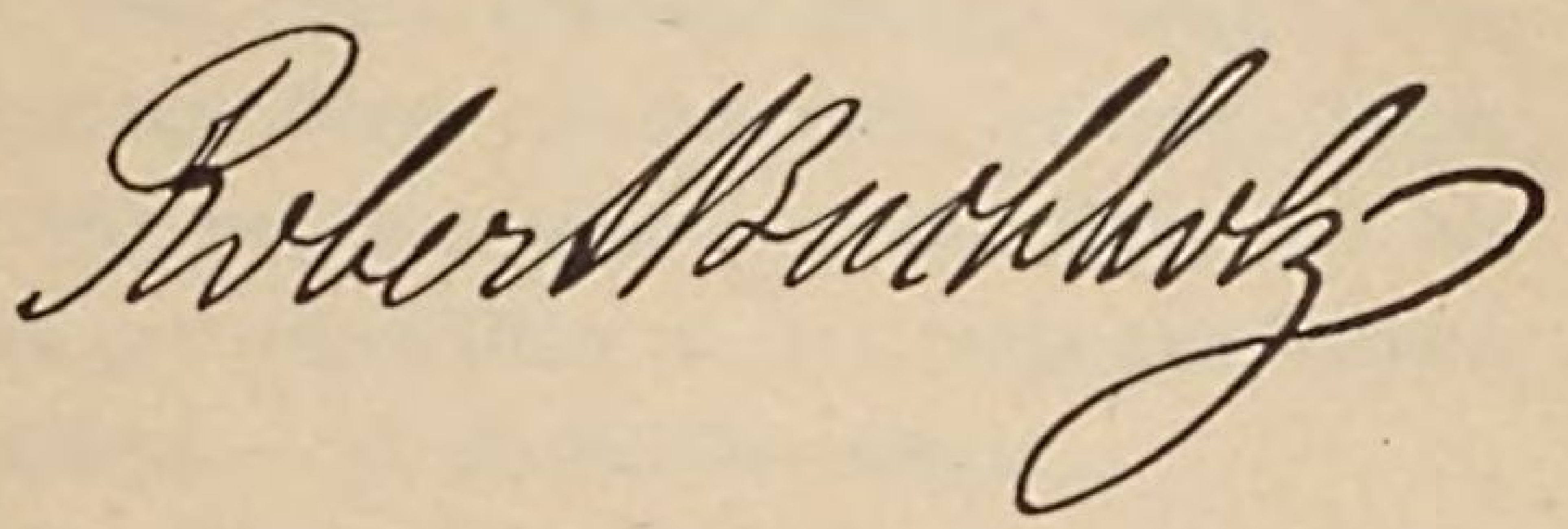
„Bravo, bravo, Herr Director, vortrefflich gesprochen! — Sie könnten mich aus einer großen Velegenheit befreien. Oberstlieutenant v. H. hat dem Lieutenant L., der den Schweizer spielen sollte, die Mitwirkung verboten, weil derselbe heute bei der Felddienstübung, als er mit dem Schützenzug vorgehen sollte, den Soldaten begeistert zurief: „Schweizer's Würgengel kommt!" Wenn Sie nun, Herr Director, die Rolle des Schweizer spiel . . ."

„Herr Referendar," fiel der Director mit dem Aufgebot seiner ganzen Würde ein, „Herr Referendar, räubern Sie so viel

Sie wollen; aber aus diesen Mauern, aus dem Gerichtsgebäude bleiben Sie damit fern, oder ich muß Sie bitten, selbst — — — —"

— — — — — — — — — — — — — —

Die „Räuber" waren die letzte dramatische That in A . . . ., aber nicht die letzte des damaligen „Theaterreferendarius." Er wurde Schauspieler, Regisseur, — ja, zuweilen versucht er sich als Schriftsteller. Aber wie? — — Die Bescheidenheit verbietet mir die Beantwortung dieser Frage.



Paul Jensen.

Ein gar kleiner Bursche war ich noch, als mir das Unglück widerfuhr, die Mutter zu verlieren; sie folgte, vom Gram erdrückt, meinem einige Jahre zuvor dahingeschiedenen Vater. So stand ich, der kleine Junge, allein in der Welt, und das gerade zu einer Zeit, wo der Ernst des Lebens zum ersten Male an das junge Herz klopfte, der Ernst des Lebens — in Gestalt der Schule.

Wird doch dem Kinde bei seinem Eintritt in die Schule zum ersten Male mit Erschrecken klar, daß unser Dasein denn doch noch andere Aufgaben bietet, als Soldaten- und Ball-Spiele!

Auch ich hätte gern mein erstes Weh am mütterlichen Herzen vergessen mögen, aber die Mutter war nicht mehr, und die fremden Leute, bei denen man mich für geringes Geld untergebracht hatte, verstanden meine kleinen Leiden nicht. Da war es denn ein rechtes Glück, daß ich ab und zu, d. h. an freien Tagen und wenn die Wochenzeugnisse nicht allzu ungünstig lauteten, zu Tante Barbara laufen konnte. Tante Barbara war eine alte Stiftsdame. Ob ich eigentlich

in Wahrheit mit ihr entfernt verwandt war, weiß ich kaum. Meine Mutter entstammte einem alten Geschlechte und war mit der Hälfte unseres Provinzadels in irgend welchem Grade verwandt, — ob auch mit Tante Barbara, deren einzige Vertraute sie durch viele Jahre war, weiß ich nicht gewiß. Genug, ich nannte die alte Dame „Tante", ohne mir viel den Kopf zu zerbrechen, ob dies auch mit Berechtigung geschah. Welch ein wohliges Gefühl durchströmte mein junges Herz, wenn sie mir in der Thür entgegentrat! Die hohe schlanke Gestalt, ganz schwarz nach einer längst vergessenen Mode gekleidet, das goldene Kreuz auf der Brust, ein mehr als sauberes Spitzenhäubchen auf dem Haupte, und ein unendlich liebenswürdiges Lächeln tiefsten und wahrsten Wohlwollens in den edlen und schönen Zügen, — so steht ihr Bild, das Urbild einer echten Edeldame, unauslöschlich in meinem Gedächtnisse.

Bei ihr, der an Geist und Herz Hochgebildeten, fand ich für alle meine kleinen Schülersorgen und später für alle mich interessirenden Tagesfragen die freundlichste Aufnahme, das tiefste Verständniß. Immer und immer wieder war sie mit der echten Religion des Herzens meine Vertraute und Führerin, und auch, als die trübste Zeit meines bisherigen Lebens heranbrach, als ich Jahre hindurch ohne den ersehnten Erfolg um die Geliebte warb, war es Tante Barbara, die mich tröstete und mir neuen Muth einzuflößen wußte; ihr danke ich in Wahrheit mein jetziges Glück. —

Eines Tages, als ich — wie dies wohl noch von der Knabenzeit her meine Gewohnheit war, — auf dem Schemel zu ihren Füßen sitzend, ihr mein Leiden klagte, sah sie mich lange mit feuchten Augen an; es war, als ob ein innerer Kampf

sie bewege, als ob die Worte, die sie sprechen wollte, sich nur schwer von ihren Lippen losrangen; endlich legte sie ihre schmale weiße Hand wie segnend auf mein Haupt und begann: „Du hast mich oft um mein Bild gebeten, mein lieber Sohn, ich habe jedoch Deinem Wunsche nie willfahren mögen. Was nützt Dir auch eine Wiedergabe dieser alten durchfurchten Züge? In Deinem Gedächtnisse lebt mein Bild, das weiß ich; warum aber sollen fremde Augen mit dem üblichen Spotte die alte Jungfrau betrachten? Einst galt ich für schön, so schwer dies auch vielleicht aus meinen heutigen Zügen herauszulesen sein mag." Mit diesen Worten erhob sie sich und holte aus der alterthümlichen, messingbeschlagenen, großen Commode ein Medaillonportrait hervor. Dasselbe zeigte in der einst üblichen Pastellmalerei ein reizendes, etwa sechszehnjähriges, braunes Lockenköpfchen, welches allerdings nur durch seine großen blauen Augen an die heutige Tante Barbara erinnerte. „So sah ich einst aus", begann sie lächelnd wieder, „und es ist dies das einzige von mir vorhandene Bild; es befindet sich in meinen Händen, weil sein einstiger Besitzer, mein theurer Eberhard, seit vielen Jahren gestorben und von Allen, außer mir, vergessen ist!" — Bei diesen Worten stockte ihre Stimme, Thränen umflorten die großen blauen Augen und ein Schimmer fast überirdischer Verklärung bestrahlte ihr Antlitz, als sie den Blick zum Himmel aufschlug. Mit einem Male war mir ihr einsames Leben erklärt. Wie oft hatte ich schon darüber nachgedacht: wie war es möglich, daß dieser vornehme Sinn, dies edle Herz unbeachtet bleiben mußte? Sollte kein Mann den Werth dieser Perle erkannt haben? Jetzt wußte ich die Antwort und sollte bald die Bestätigung von Barbara's

eigenen Lippen erhalten. — „Du hast," begann sie wieder, „heute zum ersten Male aus meinem Munde den Namen jenes geliebten Mannes gehört, dessen Bild dies müde Herz noch heute, wie zur Jugendzeit erfüllt; ich breche mein bisheriges Schweigen, um Dir Muth und Trost in Deinem Kampfe um die Geliebte einzuflößen, die Dir, so lange sie lebt, ja unverloren und erreichbar bleibt. Mir hat ein hartes Schicksal schon früh den schönen Traum zerstört, der unserm Leben seinen eigentlichen Werth verleiht."

„Du weißt, ich bin am Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, ein Sprosse einer längst entschwundenen Zeit. Die heutige ist mir fremd. Nicht als ob ich nicht die ungeheuren Fortschritte der Neuzeit zu würdigen wüßte; aber zu einem steten Zurückträumen in die Vergangenheit paßt das Geräusch des modernen Lebens schlecht, und wie ich noch nie einen Dampfwagen bestieg, habe ich auch seit dem Jahre 1820, da ich, vom heimischen Gute kommend, diese Stadt zum ersten Male betrat, ihr Weichbild nicht wieder verlassen. Das Gut meiner Eltern lag ganz in der Nähe der See; ich habe es seit mehr denn fünfzig Jahren nicht gesehen. Mein Bruder ist todt, es ist in fremde Hände übergegangen und in dem herrlichen Buchenwald, an welchen sich meine süßesten Erinnerungen knüpfen, haben speculative Köpfe allerlei Pavillons und Vergnügungs-Etablissements für die Gäste des neu errichteten, benachbarten Badeortes gebaut. Das ist der Lauf der Welt, und dennoch betrübt mich's, wenn ich davon durch die Zeitungen erfahre. Geheiligt erscheint uns die Stätte, wo wir mit unseren Lieben in ferner Zeit gewandelt, und ich glaube, nicht Jeder kann den ganzen Zauber der

Meeresküste, die Reize unserer Heimath erfassen. Ich habe ja freilich die Berge nie gesehen, aber mir will scheinen, als ob sie die Majestät des Meeres nie erreichen könnten.

Vielleicht wurde meine Seele früh zur liebevollen Betrachtung und Bewunderung der erhabenen und reizvollen Natur geleitet durch mein schon in der Kindheit bis zu gewissem Grade einsames Leben. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Sie starb, als sie mir, dem zweiten Kinde, das Leben gab. Mein Vater mußte sie wohl sehr geliebt haben, er dachte nicht an eine zweite Ehe, sondern hatte meine Erziehung in die Hände einer entfernten Verwandten und des schon bei meinem älteren Bruder bewährten, ausgezeichneten Pfarrers unseres Dorfes gelegt. Beide haben vollauf ihre Pflicht gethan, aber das Fehlen der mütterlichen, zarten Fürsorge gab meinem Wesen jene gewisse Härte, die es freilich später allein befähigte, dem furchtbaren Sturme des Geschickes Stand zu halten.

Mein Bruder Ottokar theilte den Unterricht und seine Spiele mit einem Altersgenossen, dem jungen Grafen Eberhard Bardenstein, dem einzigen Sohne unseres Gutsnachbars. Die beiden begabten, lebhaften und gutgearteten Knaben waren freilich um Vieles älter als ich, aber sie duldeten, soweit dies möglich war, meine Theilnahme an ihren Spielen und namentlich war es Eberhard, der mich mit großer Liebe behandelte und mich seine „kleine Braut" nannte. Mochte er auch diesen Scherz ohne Verständniß dem gutgelaunten Vater nachplappern, Eines steht fest: die Väter hatten uns für einander bestimmt.

In diese frühe Jugendzeit fällt die unglücklichste Periode

unseres Vaterlandes. Napoleon hatte Preußen geschlagen, der Friede von Tilsit war geschlossen. Was half es, daß alle Patrioten die Fäuste ballten und haßerfüllt gegen den corsischen Eroberer nach Rache dürsteten! Die Zeit war noch nicht erfüllt. Aber in unsere jugendlichen Gemüther, und namentlich in diejenigen meiner beiden Gefährten, legten die Gespräche unserer Väter einen unvertilgbaren Haß gegen die Franzosen, von denen wir so Furchtbares erdulden mußten. —

Im Todesjahre unserer großen Königin bezogen Ottokar und Eberhard die Universität. Ihr Lehrer konnte stolz auf sein Werk sein; denn Beide waren jetzt kaum achtzehn Jahre alt. Da begann nun für mich eine recht einsame Zeit. Ich stand damals im vierzehnten Jahre, und war mir also bereits meiner Einsamkeit recht bewußt. Mein Vater war die Güte selbst gegen mich, aber mir fehlte die Mutter, die stete Theilnahme eines verständnißvollen, weiblichen Herzens. Meine Erzieherin, unsere Verwandte, stand dem mir von unserem trefflichen Lehrer gegebenen Bildungsgrade doch immerhin zu fern; sie hütete mich wie ihren Augapfel, dennoch waren wir, je älter ich wurde, einander mehr und mehr entfremdet. Auch die mütterliche Zärtlichkeit der Gräfin Bardenstein, einer sonst nicht leicht zugänglichen Dame, die jedoch mir mit größestem Wohlwollen entgegenkam, konnte mir die fehlende Mutter nicht ersetzen. So vergingen mehrere Jahre. Da brach denn endlich in unserem Vaterlande die große Epoche an. Napoleon kehrte aus Rußland zurück, zum ersten Male geschlagen, mehr durch die Macht der Elemente, als durch Menschenhand. Aber sein Uebermuth, das Bewußtsein seiner Unüberwindlichkeit, hatten einen harten Stoß

erlitten, und überall regte sich's nun im Vaterlande. Das Volk glaubte, den Finger Gottes zu sehen. Der kaltherzige, vom Glück verwöhnte Corse, den auch seine Feinde anstaunen mußten, war also doch zu überwinden; — nun galt es schnell den gegebenen Vortheil auszunutzen. Nur der König zögerte noch, eingedenk seines Wortes und Vertrages. Was aber vermochte er gegen das Andrängen des erwachten Volkes? Der Sturm brach los, es half kein Wiederstehen! —

Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß Eberhard und Ottokar nicht die Letzten waren, welche zur Fahne eilten. Voll freudigen Stolzes auf ihre jugendliche Begeisterung, rüsteten die Väter sie aus und gaben den Scheidenden ihren Segen. Ich hatte ihnen kein Abschiedswort zurufen können, denn sie waren garnicht mehr in's Elternhaus zurückgekehrt, vielmehr waren mein Vater und Eberhard's Eltern zu den Söhnen nach der Stadt gereist. O, wie schmerzlich beklagte ich damals, daß ich kein Jüngling war, daß nicht auch ich in's Feld gegen die verhaßten Feinde ziehen konnte! Mir blieb nichts übrig, als für das Glück der deutschen Waffen zu beten. —

Ich unterlasse es, Dir unsere Erregung während des Krieges zu schildern, es trafen nur glückliche Nachrichten ein, denn eine unbedeutende Verwundung, welche mein Bruder bei Leipzig davon trug, ein schlecht parirter Säbelhieb, zierte nur den rückkehrenden Sieger. O, diese Rückkehr! — Am Morgen nach meines Bruders Ankunft sprengte ein Husarenofficier in unseren Hof; ich sah's von meinem Fenster aus, es war Eberhard. O, wie er schön war! Diese stolze, ritterliche Haltung, diese hohe Gestalt, diese leicht gebräunten, männlichschönen Züge! —

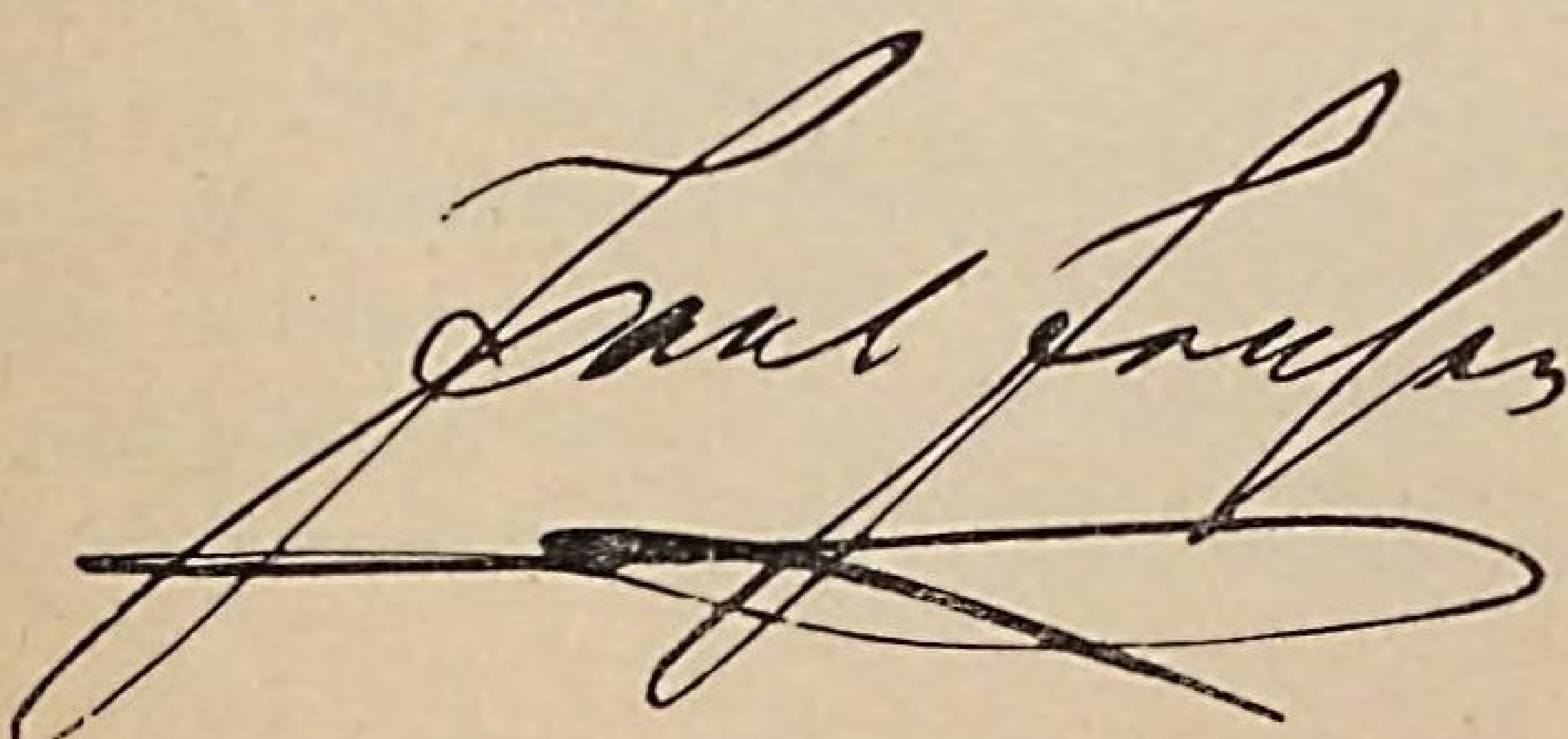
Jetzt parirte er sein Pferd vor dem Hause und sah zu meinem Fenster empor, unsere Blicke begegneten sich, ich fühlte, wie mir die Röthe in's Antlitz stieg und sah auch ihn erröthen. Es war der zündende Blitz der Liebe! Er sprang vom Pferde, warf die Zügel einem herbeieilenden Knechte zu und stürmte, von meinem Vater und Ottokar empfangen, die Schloßtreppe hinauf. Ich hörte, wie die Männer sich begrüßten, wie sie sich eiligst die letzten Erlebnisse mittheilten; aber ich vermochte nicht, zu ihnen zu gehen, mein Fuß war wie gebannt. Ottokar rief mich, doch er mußte fast sanfte Gewalt anwenden, ehe es ihm gelang, mich mit sich zu ziehen. Sprachlos stand ich Eberhard, dem Jugendgespielen, gegenüber, und wurde erst wieder meiner mächtig, als er mich fragte: „Barbara, haben Sie kein freundlich Wort zum Willkommen für mich?" —

Acht Tage später war ich seine erklärte Braut. — Mein Bruder kehrte in seine Garnison zurück, Eberhard indessen hatte bereits seinen Abschied genommen und blieb im elterlichen Hause. Soll ich Dir die nun folgende Zeit schildern? Zarte Herzen fühlen die Seligkeit reinster Liebe, aber um sie zu schildern, muß man ein Dichter von Gottes Gnaden sein. Nur Schiller hat für meine Empfindung in Max Piccolomini und Thekla das Rechte getroffen... Ich sollte Thekla's herbes Schicksal begreifen lernen. —

Unserer Jugend wegen hatten die Eltern noch mit der Festsetzung unserer Vermählung gezögert, und wir hatten nicht getrieben und um endgültige Vereinigung gebeten; uns genügte das Bewußtsein des sicheren Besitzes, uns konnte ja nun nichts mehr trennen. Endlich aber wurde die Hochzeit näher be-

ſprochen und in Ausſicht genommen. . . Da fiel die Nachricht von Napoleon's Flucht von Elba und ſeiner Rückkehr nach Frankreich wie ein Blitz aus heiterem Himmel in unſere Seligkeit. Die Armee wurde gerüſtet, die Männer griffen wieder zum Schwerte, der Krieg mit allen ſeinen Schrecken war da. Der Geliebte entwand ſich meinen Armen; „die Ehre über Alles" war die Deviſe ſeines Wappens. Er meldete ſich bei ſeinem Regimente und zog, wie mein Bruder, auf's Neue in's Feld. — Ich habe ihn nicht wieder geſehen! Eines der letzten Opfer, iſt er noch gegen Abend bei W a t e r l o o gefallen, mein Bruder, in deſſen Armen er ſeine Seele aushauchte, brachte mir mein Bild und die letzten Grüße des Geliebten!"

Tante Barbara verhüllte ihr Antlitz, — nach langem Schweigen begann ſie wieder: „Ich habe kaum noch etwas hinzuzufügen. Graf Bardenſtein überlebte ſeinen einzigen Sohn nur um wenige Jahre; wir Frauen müſſen wohl beſſer geeignet ſein, große ſeeliſche Erſchütterungen zu überwinden, denn auch die Gräfin iſt, wie ich, recht alt geworden. Ich habe mich bis zu ihrem Tode nicht mehr von ihr getrennt; als ſie hierher zog und dieſe gräflich Bardenſtein'ſche Stiftsſtelle antrat, folgte ich ihr und bin ihre Erbin darin geworden. Die Jahre verfloſſen uns in gleichmäßiger Ruhe, wir lebten nur in der Erinnerung, unſer Daſein war nur — das meine iſt noch — ein Cultus der Todten!" —



Carl Mittell.

Als „Schiller" in Laube's „Karlsschülern" habe ich einst in Ungarn höchst merkwürdige Dinge erlebt, die für die damaligen politischen Zustände im hohen Grade bezeichnend sind und daher wohl erzählt zu werden verdienen. Nur ein paar einleitende Worte schicke ich voraus. Kaum achtzehn Jahre alt, betrat ich im Jahre 1846 zum ersten Male die „weltbedeutenden Bretter" unter der Direction Carl in Wien, und fand daselbst ein einjähriges Engagement als Volontair. — Da eine große Bühne dem Anfänger nicht gerade förderlich ist, so hatte ich, um mir Repertoire zu schaffen, eine Wintersaison in Oedenburg (Ungarn) angenommen (1847), und darf wohl sagen, daß ich mich dort bald einer großen Beliebtheit zu erfreuen hatte und bei Schluß der Saison mit, gewiß unverdienten, Ehren entlassen wurde. — Ich führe dies an, weil es meinen innigsten Wunsch, den nämlich: in Oedenburg einmal zu gastiren, begreiflich erscheinen lassen wird. — Dieser Wunsch realisirte sich vier Jahre später, als mir Director Carl in Wien, woselbst ich schon in einer ersten Stellung engagirt war — (ich

hatte das Glück, nach Aufhebung der Censur der erste „Schiller" in den „Karlsschülern", der erste „Joseph" in „Deborah" und der erste „König Ludwig" im „Urbild des Tartüffe" zu sein), — einen außercontractlichen Urlaub von sechs Tagen gewährte, den ich, überglücklich, zu diesem lang ersehnten Gastspiel benutzte. — Nun will ich erzählen, wie es dem „jungen Heißsporn" auf dem ersten Gastspiel-Ausflug ergangen ist: —

Als ich nach einer furchtbaren Nacht, halb erfroren und vom Postwagen entsetzlich durchgerüttelt (die Eisenbahn ging damals nur bis Neustadt), in Oedenburg ankam, war die erste Gast-Vorstellung für den nächsten Tag, den 17. December 1851, angesetzt, und zwar „die Karlsschüler", darauf sollten folgen „Mutter und Sohn" (Bruno), „Maria Stuart" (Mortimer) und „Er muß auf's Land" (Ferdinand). — Zur Schilderung der Situation muß ich bemerken, daß Oedenburg, gleich Graz, der Sitz vieler pensionirter, hoher Officiere ist, daß viel Militair dort liegt, besonders Cavallerie, und daß die Wogen der kaum bekämpften Revolution noch sehr hoch gingen. — Schon auf der Probe am Tage der Vorstellung bedeutete mir der Regisseur, daß diese und jene Stelle hier von der Censur gestrichen sei — und das war schließlich „der ganze Schiller", mindestens jeder seiner Freiheitsgedanken. — Ich erklärte, daß ich das nicht Alles bis zum Abend behalten könne, da ich die Rolle zu fest memorirt und zu oft in Wien gespielt habe — und unter diesen Verhältnissen lieber von der Vorführung dieser Rolle abstehen wolle. Eine Abänderung war indessen nicht mehr möglich, und da ich die Frage des Regisseurs, ob ich die betreffenden Stellen denn in Wien spreche, mit „Ja" be-

antwortete, so fügte er sich endlich, mir aber die Verantwortung überlassend. —

Der Abend kam heran — ein volles Haus und herzlicher Empfang, — man hatte den „Liebling" nicht vergessen! — Dies machte alle meine Bedenken zu nichte und ich donnerte alle die schönen Tiraden mit jugendlicher Begeisterung in's Publicum, — stürmischer Applaus und Hervorrufe nach dem zweiten Acte erschollen aus dem Parterre und den Gallerien; ich hatte nicht bemerkt, daß der Adel und die Officiere in den Logen sich nicht daran betheiligten. Zwischen dem zweiten und dritten Acte sah ich allerdings, daß ein höherer Officier, wie ich später erfuhr der Adjutant des Commandirenden, sehr erregt mit dem Regisseur sprach. — Letzterer bat mich auch vor Beginn des dritten Actes, doch seinetwegen wenigstens die Striche in diesem Acte zu berücksichtigen, ich aber war in zu gehobener Stimmung, zu sicher im Bewußtsein meines Rechtes, das, was ich in Wien spreche, auch hier sprechen zu dürfen, als daß ich auf die wohlgemeinte Mahnung geachtet hätte. — Die Folgen sollten sich bald genug zeigen: Als ich die Rede begann: „In mein Quartier?! — So ist denn die Tyrannei erfüllt bis auf den letzten Buchstaben" 2c., war mir's, als würde man im ersten Rang und in den Logen ein Bischen „unruhig", — als ich aber mit jugendlicher Begeisterung fortfuhr: „Himmel und Erde! Das Thier des Waldes hat seine Höhle, wohin ihm die Zudringlichkeit seiner Feinde nicht folgen kann — und nur der Mensch hat keinen Schlupfwinkel mehr vor den schmutzigen Tatzen der menschlichen Jagdherren", — da brach der Sturm los! Der Höchstcommandirende stand mit Geräusch auf und

mit ihm sämmtliche Officiere und Insassen der Logen — und während Parterre und Gallerie jubelten und klatschten, verließen unter Zischen, Pfeifen und Säbelgerassel die Herren Officiere die Logen und mit ihnen die ganze haute volée, — das Alles bei offener Scene! — Wie mir damals zu Muthe war, kann ich nicht genau mehr sagen, — ich glaube aber, mir war doch nicht ganz wohl! — Während die „Herrschaften" sich entfernten, dauerte der Applaus fort und so spielte ich auch, nachdem es wieder ruhiger geworden, den Act aus, endlich auch den vierten und fünften unter großem Beifall des noch im Hause anwesenden Publicums. — Ich wollte nach der Vorstellung den Director, den Regisseur sprechen — sie waren „verduftet"! Einer der Collegen sagte mir, Ersterer fürchtete, man würde ihm in Folge des heutigen Abends die Concession nehmen; ich selbst solle mich auf Alles gefaßt machen! — Um nicht Veranlassung zu Debatten 2c. zu geben, aß ich im Hôtel auf meinem Zimmer — und schlief schließlich ohne alle Scrupel, mit dem größten Stolz auf meinen Erfolg, in glücklich zufriedenem Gefühle ein! —

Am nächsten Tage hatte ich um 10 Uhr Probe von „Mutter und Sohn"; wir warteten vergebens vor der Thür auf den Regisseur — es war bereits 10½ Uhr, als derselbe endlich in Begleitung eines höheren Polizeibeamten und zweier Heiducken ankam und mich dem Ersteren als „Herr Mittell" bezeichnete. Er theilte mir darauf mit, daß mich die Herren bereits in meiner Wohnung aufgesucht hätten. — Der Beamte ersuchte mich nun, in ziemlich kurzem Tone, ihm sofort auf die „Stadthauptmannschaft" zu folgen, da mich der Herr Polizeidirector (dort Stadthauptmann genannt), zu

sprechen wünsche. — Ein Blick auf die beiden Heiducken belehrte mich, daß jedes weitere Wort vergebens wäre, und so erklärte ich mich denn bereit. Da sich schon mehrere Neugierige versammelt hatten, so fragte ich den Beamten, ob er nicht ermächtigt wäre, die beiden Trabanten zu entlassen, damit ich nicht abermals, wenn auch diesmal unschuldig, den Anlaß zu einem öffentlichen Auflauf gebe. Er schien dies auch einzusehen, winkte den Beiden ab und wir gingen, der Regisseur auch, scheinbar gemüthlich plaudernd zur Stadthauptmannschaft. — Ich wurde sofort vor den Polizeichef geführt, einen stattlichen Herrn von imponirendem Aeußern, der, ohne mich eines Grußes zu würdigen, erregt auf und ab ging. Er warf mir einige stechende Blicke zu und begann in kurzen Absätzen folgendes Gespräch, — das sehr große Aehnlichkeit mit einem Verhör hatte:

„Sie heißen Carl Mittell?" — „Ja." — „Sie sind ein Wiener?" — „Ja." — „Kommen von Wien, vom Carltheater?" — „Ja." — „Sie haben gestern durch Ihre Darstellung ein öffentliches Aergerniß erregt." — „Erlauben Sie —" „Ich spreche! Hat Sie dieser Herr" (auf den Regisseur deutend) „nicht darauf aufmerksam gemacht, daß die von Ihnen gesprochenen Stellen von der Censur gestrichen seien?" Der Regisseur war ein alter Freund meines Vaters, und so wollte ich ihn jeder Verantwortung entziehen. Ich erklärte also: „Ja! Er hat mich sogar wiederholt darauf aufmerksam gemacht; ich sagte ihm aber, daß ich die Verantwortung ganz allein auf mich nehmen würde." — „Es ist gut, mein Herr", rief der Polizeichef dem Regisseur zu — und entließ ihn mit einer entsprechenden Handbewegung.

Sobald sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, brach sich der wohl schon lange zurückgehaltene Unmuth gegen mich in heftigen Worten Bahn: „Wissen Sie, Herr Mittell, was Sie gethan haben? Eine ganze Stadt haben Sie in Aufruhr versetzt! Sie haben, trotz des Verbotes, von der Bühne herab politische Reden, die zum Widerstand gegen die Staatsgewalt aufreizen, in's Publicum geschleudert!" — Als ich Einspruch that, und mir vor Allem einen höflicheren Ton ausbat, indem ich bemerkte: ich sei doch nicht sein Gefangener, — donnerte er mir entgegen: „Ja, das sind Sie! Ich habe den Befehl vom Commandirenden, die ganze Strenge des Gesetzes gegen Sie anzuwenden und wenn ich will, so lasse ich Sie „per Schub und in Ketten geschlossen", nach Wien zurückbringen." — Nun wurde es mir zu bunt; mich, den unschuldigen Schiller in Ketten! Ich fühlte in mir so etwas von „Beleidigung der Menschenwürde", ich war jung, feurig, muthig, so garnicht erfüllt von der Tragweite des „Verbrechens", das ich begangen haben sollte — kurz, es flammte mächtig in mir auf — und ich fabelte, glaube ich, etwas von „Rechtfertigung suchen bei einer höheren Instanz, da ich wohl annehmen dürfe, daß die incriminirten Worte, die in Wien Se. Majestät der Kaiser und der höchste Adel gelassen anhöre, den Herren Officieren in Oedenburg wohl auch genehm sein könnten." — Nach dieser Erklärung, die mir die sittliche Entrüstung dictirte, glaubte ich, nun würde ich sofort auf den „Hohen-Asperg Oedenburg's" geschleppt werden — aber merkwürdigerweise schien dem Chef diese Aufwallung zu imponiren. Er frug erst, ob das wirklich vom Dichter vorgeschrieben sei und nicht meine eigenen Worte

wären — (diese Auffassung zeigte mir, daß der gestrenge Herr dem Dichter- und Bühnenwesen ziemlich ferne stand), dann frug er noch, ob diese Reden wirklich am k. k. Hofburgtheater in Wien gesprochen würden — und als ich dies mit meinem Ehrenwort bekräftigte, fiel mir plötzlich ein, daß ich ihm das auch ad oculos beweisen könne. — Auf seine Frage, wie ich das könne, ersuchte ich ihn, nur nach meinem Hôtel zu senden, auf dem Tisch liege mein Soufflirbuch, welches das kaiserliche Siegel der Censur in Wien trüge, mit dem Vermerk: „Nach dem Hoftheater-Exemplar adjustirt im Auftrage der k. k. Stadtcommandantur. Wien, 16. Aug. 1850. Director Janota." —

Dieses Buch war mein Eigenthum und gelangte nur durch Zufall zu dem qu. Vermerk. Joseph Wagner spielte nämlich einmal in einer Wohlthätigkeits-Vorstellung am Carltheater den „Schiller". Er brachte das Soufflirbuch des Burgtheaters zur Einrichtung unseres Buches mit. Es enthielt unbedeutende Veränderungen in den Strichen, — da aber zu jener Zeit jede Veränderung die Censur passiren mußte, die Direction aber kein zweites Buch besaß, um es nach dem des Hofburgtheaters einzurichten, so lieh ich das meinige, welches nun mit dem polizeilichen Siegel versehen wurde; — dieses Buch ist zufällig noch heute in meinem Besitz. —

Und nun zum Ende. Das Buch war inzwischen gebracht worden, der Chef überzeugte sich von der Wahrheit des Gesagten, wurde freundlicher und entließ mich endlich mit der Versicherung, Alles aufzubieten, den Commandirenden durch seine Fürsprache und das beifolgende Buch, dahin zu bestimmen, wenigstens von den beabsichtigten „Gewalt-

maßregeln" abzustehen. — Auf meine Frage, ob es denn wirklich so ernst sei, und wie es mit der für den Abend angekündigten Vorstellung würde, erwiderte er, daß von einem nochmaligen Auftreten nicht die Rede sein könne, daß ich vielmehr mich nirgends öffentlich zeigen solle, bis er mir von dem Resultat der Unterredung mit dem Commandirenden Mittheilung machen könne. — Unterwegs las ich bereits auf rothen Zetteln: „Eingetretener Hindernisse wegen bleibt heute das Theater geschlossen." — Als ich Nachmittags wieder zum Polizei-Director beschieden wurde, theilte er mir mit, daß ich es ihm, — der Fürsprache einer hohen Gönnerin, aber hauptsächlich dem qu. Buche zu danken habe, wenn die Angelegenheit nur nach Wien zu berichten sei, daß ich selbst aber sofort die Stadt zu verlassen habe.

Ich sprach ihm meinen herzlichen Dank für seine gütige Verwendung und mein Bedauern aus, Veranlassung zu all' diesen Unannehmlichkeiten gegeben zu haben. Er entließ mich mit wohlwollender Güte, versprach mir auch, den Bericht nach Wien so milde wie möglich zu machen und rieth mir schließlich, recht still zu verschwinden. — So fuhr ich denn mit weniger Geräusch, als mein kurzer Aufenthalt hervorgerufen hatte, des Nachts bei 16 Grad Kälte wieder nach Hause — zwar ohne das geträumte „klingende Silber", aber doch glücklich — für die Darstellung meines Schiller in Oedenburg mich nicht mit „klirrendem Eisen" belohnt zu sehen. —

Schon nach acht Tagen bekam Director Carl eine Vorladung, seine Ansicht über mein sittliches und politisches Verhalten während meiner Engagementszeit zu Protocoll zu geben. — Vierzehn Tage später erhielt ich eine Einladung

zum Bezirksgericht. Der betreffende Polizeihauptmann, der mir persönlich geneigt war und die Sache überhaupt von einem toleranteren Standpunkte aus betrachtete, empfing mich mit folgenden Worten:

„Sie sind ja ein ganz verfl..... Kerl, Mittell. Sie bringen durch Ihr Spiel ein ganzes Land in Aufruhr, und nur der Vermittelung einer hohen Dame danken Sie es, daß man Sie nicht als „politischen Verbrecher" behandelte; die Angelegenheit ist mir zur Untersuchung übergeben, unterschreiben Sie dies Protocoll, daß Sie diese Reden nur wie sie der Dichter vorschreibt, in Ausübung Ihres Berufes, nicht aber als Ausdruck Ihrer eigenen Gesinnung gesprochen haben, — und folgen Sie meinem Rathe — vermeiden Sie zunächst jede politische Aeußerung, da man Sie dieses Gastspiels wegen wohl eine Zeitlang als einen unter „polizeilicher Aufsicht stehenden, politisch Gravirten" beobachten wird." —

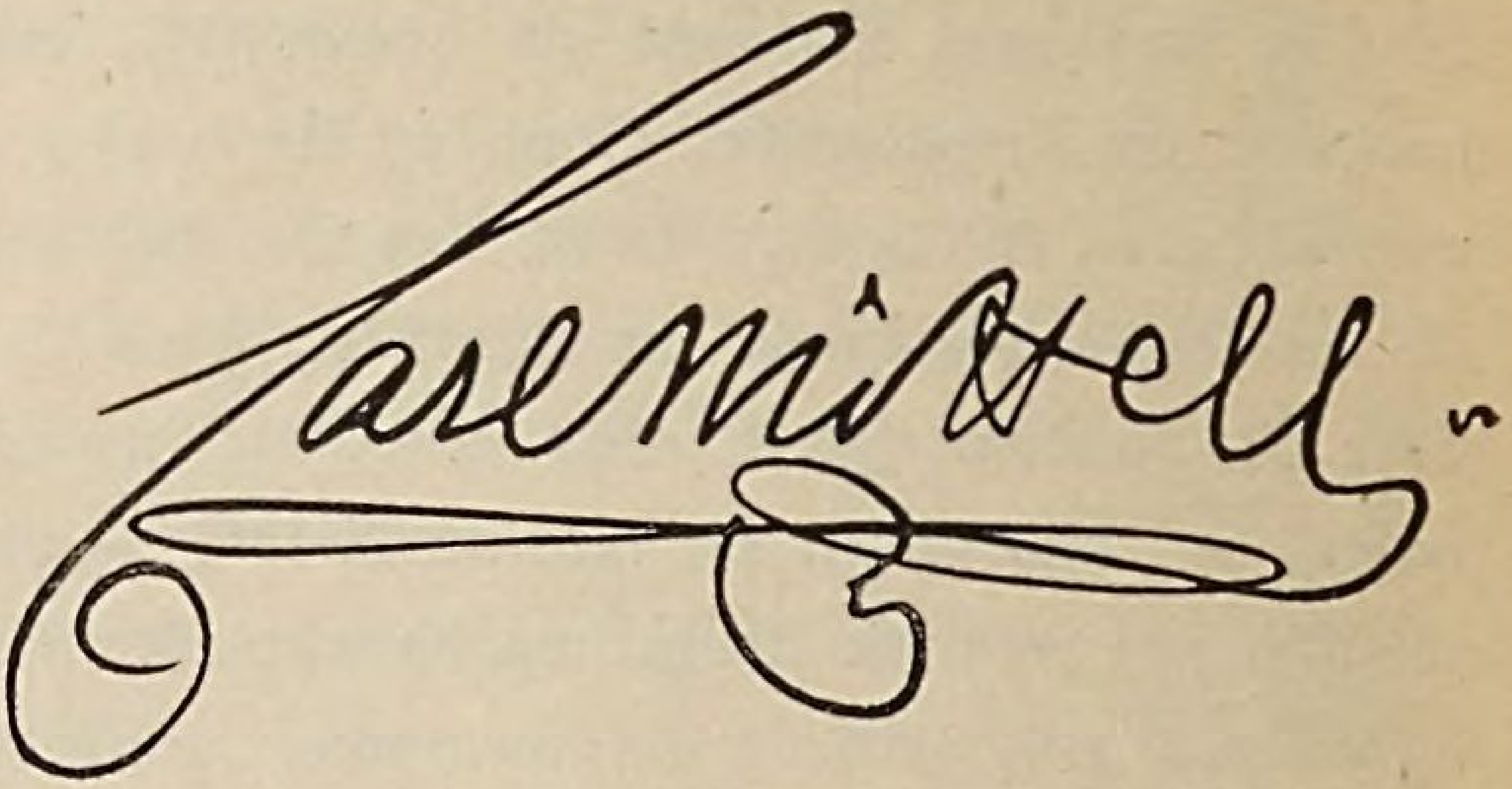
Damit war diese Schiller-Affaire beendet, — aber ich habe doch solchen Respect vor den „freisinnigen Oedenburgern" bekommen, daß ich eine Aufforderung zu einem längeren Gastspiel, — die ich drei Jahre später erhielt — mit bestem Danke ablehnte! —

Daß es in Folge dieses gewiß Aufsehen erregenden einmaligen Gastspieles auch nicht an Hänseleien von Seiten meiner Collegen fehlte, werden sich die freundlichen Leser wohl denken können. —

Wie oft habe ich nicht hören müssen: „Na, Du, sei ganz still; Du spielst ja eine polizeiwidrige Comödie!"

Und unvergeßlich bleiben mir die Worte, die mir mein alter lieber College und Freund Wenzel Scholz,

der mir 1854 beim Scheiden von Wien, nebst vielen Anderen, das Geleite gab, nachrief: „Du! Coarl, woast woas? Spül' bei Dein'n ersten Gastspiel in Hannover den „Schüller", — do kriag'n mer Di doch wiedar!"



Volkmar Kühns.

Die Erinnerung an mein Heim führt väterlicherseits in eine kaufmännische, mütterlicherseits in eine geistliche Familientradition. Das Hauptbuch und die Bibel schlossen einen Ehepact, aus dem ich mit noch drei Geschwistern hervorging. Gerade meine Mutter, die unbewußt auf ihren Sohn den schauspielerischen Zug vererbte, stellte sich dem Dämon, der mich schon in meinen Knabenjahren beherrschte, entgegen. Seltsam! Ungeachtet ihrer streng kirchlichen Richtung, in die ich unwillkürlich mit hineingedrängt wurde, wußte die gute Mutter Kirche und Theater so leicht zu verbinden, daß sie oft mit dem Gesangbuch in der Hand vor den Theateraffichen stehen blieb, um sich die ihr convenable Vorstellung auszusuchen. Wenn ich aber im Morgenhabit an die erste Ecke rannte, um meine kindliche Einbildung mit der Tagesvorstellung des Hoftheaters in Berlin aufzuregen, dann gab's Vorwürfe und beliebte Redensarten, wie: „Nase in die Bücher stecken, wäre gescheidter" 2c. Aber was half's? Auf dem Gang zur Schule suchte ich mir unter den Vorübergehenden

die Typen heraus, mit denen man die heutige Vorstellung im Hoftheater besetzen könnte, und manches Zuspätkommen ist auf Rechnung dieses Triebes zu stellen, denn meine Typen ließ ich so leicht nicht los; ich mußte genau wissen, ob sie auch zu meinen Rollen paßten, und Berlin hatte vor 1848 noch eine hübsche Collection solch theatralisch wirksamer Erscheinungen aufzuweisen. Kein Mensch war vor mir sicher. An Jedem wußte ich die für die Darstellung verwerthbare Seite aufzufinden; wie oft hörte ich den wohlgemeinten Rath: „Geh' lieber in die Schule, mein Söhnchen, statt daß Du mich hier anglotzest". Meine armen Opfer wußten nicht, weshalb ich sie „anglotzte".

In stillen Stunden holte ich mein Memorial-Album gesammelter Eindrücke hervor, und der gesammte Hausrath mußte mir die Requisiten liefern, um diese Eindrücke in Scene zu setzen. Merkwürdig! Bis jetzt wurde diesen naiven Exercitien nur Widerstand bis zur Fühlbarkeit entgegengesetzt; da mit einem Male erfuhren sie Förderung von einer Seite, von der man sie am wenigsten erwartet hätte.

Wir hatten im Friedrich Wilhelm-Gymnasium einen Lehrer, der namentlich auf den Vortrag Gewicht legte. Eine klare, lebendige Darstellung in fließendem Vortrag und correctem Deutsch fand sein besonderes Wohlgefallen. Für seine augenscheinliche Wohlgeneigtheit revanchirte ich mich dadurch, daß ich den mit schulmeisterlichen Lächerlichkeiten behafteten Mann getreu copirte. Nun, es war nicht bös gemeint. Ein Mal hatte ich meine Sache besonders gut gemacht. Er nahm mich in einer Zwischenstunde bei Seite und fragte mich, was ich wohl einmal werden wollte. Naiv bekannte ich ihm, daß ich

alle Tage was Anderes werden wolle. Er nahm Fühlung mit meinen Anlagen, und wußte mit Vortrefflichkeit Schein und Wesen, Kern und Schale mir so klar zu legen, daß ich von dem Augenblick an wußte, in mir stecke ein Schauspieler. Er rieth mir, diese Anlagen in's Auge zu fassen, unbeirrt durch Widerstand, der oft auf kleinlichen Vorurtheilen beruhe, auf mein Ziel loszusteuern. Die Gelegenheit, diese Amme unseres Schicksals, fand sich bald. Die leuchtenden Vorbilder, die uns halberwachsene Buben von den Brettern des königlichen Theaters herab begeisterten, veranlaßten die Gründung einer Dilettantenbühne unter uns Gymnasiasten meiner Classe, die alle vierzehn Tage am Sonntag eine Reihenfolge von beliebigen Scenen, die der weiblichen Mitwirkung entbehren konnten, zur Aufführung brachte. Vor einer eingeladenen Gesellschaft rangen wir nun um den Lorbeer. Das jugendliche, in der Mutation begriffene Organ knarrte bald im Kunstbaß des Verrina, suchte seine natürliche Lage zum Ausdruck eines Schiller zu erheben, klagte bald als alter Moor um den verlorenen Erstgeborenen, und perorirte mit dictatorischer Würde auf dem Forum in der großen Rede des Brutus: „Mitbürger, Freunde, Römer!"

An dem Abend, an welchem ich als Schiller gegen den Censurzwang des Herzogs Karl mich bäumte, führte der Zufall den Hofschauspieler Fr . . . in unser kleines, aber gewähltes Auditorium. Angesichts dieser Autorität fühlten wir uns zur Bethätigung unserer höchsten Bravour verpflichtet. Die Scene ging ohne Souffleur tadellos, für unsere Verhältnisse tadellos!

Hofschauspieler Fr . . . näherte sich mir, nachdem wir

drei Mal hervorgejubelt waren, und, im Gespräch mir das Silberpapier von den Knöpfen des Schillerrocks ziehend, sagte er:

„Nun, mein kleiner Kühns, Sie sind ja ein Mordskerl!“

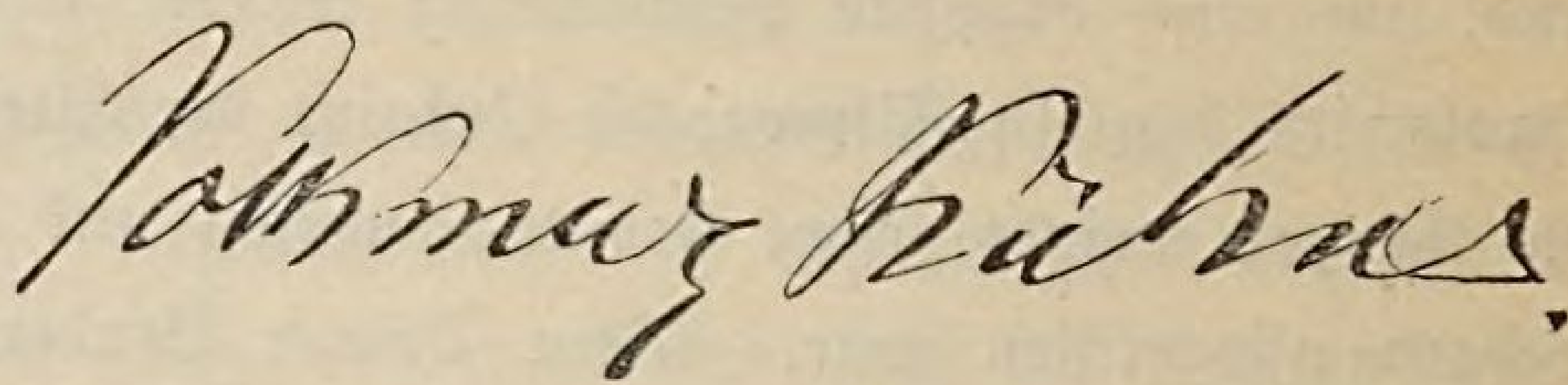
Fr . . . kannte mich, kannte meine Eltern durch Familienverbindungen, und war höchlichst erstaunt, mich bei der Pflege dieses Sports zu erblicken. — „Wir wollen wohl gar Ernst aus der Geschichte machen? Was sagt denn Papa und Mama dazu?“

In flammenden Worten bekannte ich, daß ich für die Kunst erglühe, daß ich aber auf den heftigsten Widerstand bei den Eltern stoße, die wünschten, daß ich studiren solle. Er übernahm es, Papa über mich aufzuklären, und sein Votum wurde bestimmend. Fr . . . hatte mir nicht gesagt, wie ich ihm gefallen habe, — er sagte es statt dessen meinem Vater, den er in's Gebet nahm und beschwor, meine unverkennbaren Anlagen nicht wegen eines engherzigen Vorurtheils aus der Richtung zu bringen.

Fr . . . war der richtige Mann. Sein tadelloser Lebenswandel gab in den theatralischen Kreisen Berlin's ein rühmliches Beispiel, seine künstlerische Tüchtigkeit und Solidität war ganz geeignet, derartige Bedenken zu beschwichtigen, und trotz der Thränen meiner Mutter, trotz des grollenden Gewitters, das hin und wieder noch in der Stimmung meines Vaters aufzog, — es wurde wieder sonnig am Familienhorizont, und mit weichendem Widerstreben wurde im Familienrathe die Wahl meines Berufes in pro und contra erledigt, und endlich, endlich die Bewilligung ertheilt, an

einem Berliner Liebhabertheater die Tragweite meines Talentes, die Dauerhaftigkeit meiner Neigung zu erproben. Ein Onkel von mir war Vorstand der „Thalia". Meine erste Rolle war der Soldat im „Glöckner von Notre Dame". Ich kannte meine Rolle bis auf's „und", — „verwuzelte" mich aber doch einmal, sagte einen Satz zwei Mal und wurde ausgelacht. Weinend stürmte ich über die Waisenbrücke und stieg auf's Geländer, um mich in's Wasser zu stürzen; man riß mich zurück, gab mir einen fühlbaren Denkzettel mit auf den Weg, und, um eine doppelte Beschämung reicher, schlich ich nach Hause, im dunkeln Zimmer die Ankunft der Eltern erwartend, die Zeugen meines ersten Debuts gewesen und denen ich vor Scham ausgerissen war. Mein älterer Bruder, das Orakel der Familie, richtete mich Niedergeworfenen mit herzlichen Trostworten auf, berief sich auf die Anfänge unserer ersten Größen, „denen es nicht viel besser ergangen", ermuthigte mich, das Lampenfieber zu überwinden und constatirte das unleugbare Talent, das sich in der Sicherheit der Rede und Bewegung, trotz der „Verwuzelung", gezeigt hätte. Er wurde mein künstlerischer Rathgeber, und seinem sicheren Urtheil, seinem ästhetischen Geschmack, der ihm später sogar einen hervorragenden Rang in der Berliner Künstlerwelt bei Malern und Bildhauern einräumte, habe ich manchen unschätzbaren Einblick in das Wesen der Kunst zu danken. Durch ihn gewann ich neuen Muth zur Fortsetzung meiner Studien, deren Erfolge mir nach verhältnißmäßig kurzer Wanderschaft schon bemerkenswerthe Ziele steckten, so daß ich in der Blüthe meiner Jahre mir bereits erste Stellungen, wie in Leipzig und Prag, gründen und dieselben behaupten konnte.

Leider hat der Leib dem geistigen Drange nicht immer Stand halten können, und da das Instrument unseres Körpers unzertrennlich ist von der Ausdrucksfähigkeit unseres Talents, so muß ich ihm zur Last legen, was etwa an der Erfüllung meines Schicksals, an der vollständigen Erreichung meines Zieles noch „in Manco“ geblieben ist.



Jenny Kafka.

Es ist so wenig und einfach, was ich aus meinem Leben zu bieten habe, und doch ist es in gewissem Sinne viel, weil an der kleinsten Erinnerung, die man hegt, ein Stück Herz hängt, das man in Freude oder Schmerz darangegeben.

Schule und Theater! Theater und Schule! Dies sind die beiden Sterne, um die sich bis jetzt mein Leben gedreht hat. Ich habe die eine verlassen, um die Schwelle des anderen zu betreten und umgekehrt, hätte ich dem Theater bald für immer Adieu gesagt, um zur Schule zurückzukehren. So bin ich, obgleich der Schule entwachsen — leider — Schulmädel mit Leib und Seele.

In Wien, meiner Heimathstadt, ist man so recht eigentlich an der Quelle der reinen Begeisterung für die dramatische Kunst, und Jeder, hätte er auch nicht die Absicht, sich der Bühne zu widmen, hält doch das Hofburgtheater als sein Eigenthum hoch in Ehren. Wer, als etwa ein Burgtheaterbesucher des vierten Stockes, kann die jubelnde Begeisterung empfinden, mit der ich „dahin" stürzte, um den Vorstellungen

beizuwohnen, die einen unauslöschlichen Eindruck für das ganze Leben auf mich ausgeübt haben, die Quelle der schönsten Genüsse und reinsten Freuden für mich waren.

Wer einmal dort „oben“ einer Vorstellung beigewohnt, wo Alles ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes oft in den gefährlichsten Stellungen (denn einen anständigen Platz zu bekommen, wenn man nicht schon um 5 Uhr vor den Pforten steht, ist unmöglich), in glühendem Enthusiasmus den Darstellungen lauscht, der hat, trotz steifer Glieder und Quetschungen, einen Begriff von wahrer Theaterfreude. Allein ich war auch ganz zufrieden, als das gütige Schicksal mich einige Regionen tiefer in's Parquet führte, denn nun begann das eigentliche Studium.

Eine renommirte dramatische Künstlerin, welche mit meiner für die Kunst schwärmenden Mutter befreundet war, kam sehr häufig in das elterliche Haus und recitirte im engen Familienzirkel ihre neueinstudirten Rollen, um sie der Kritik meines sich damals mit ästhetischen Studien befassenden Vaters zu unterwerfen. Dies waren die Samenkörner, die in der frühesten Kindheit in mein Gemüth fielen, um später als Liebe zur Kunst aufzugehen und mich zur Bühne zu führen. Ich hatte bei einem der tüchtigsten dramatischen Lehrer, dem zugleich als Künstler vortrefflichen Herrn Arnau, Unterricht und verfolgte eifrig den einmal betretenen Lebensweg.

Ich war auch wenige Monate an einer österreichischen Provinzialbühne. Als ich kurze Zeit dort war, sollte zum Benefiz eines Collegen „Egmont“ gegeben werden. Am Tage der Vorstellung jedoch ließ „Clärchen“ absagen, da sie krank geworden war. Das Theater war bereits ausverkauft, —

also wegen der Störung große Trauer im Hause. Director und College gingen in heftigen Schritten und eifrig sprechend, im Bureau hin und her, als ich, von all' den Vorfällen nichts ahnend, zur Thüre hineintrat. Ich kam, um wegen meiner ferneren Auftrittsrollen mit dem Director zu verhandeln. Dieser wandte mir nun sein verzweifeltes Gesicht zu, um mit bittersüßer Miene zu fragen, was ich denn eigentlich wolle.

„Was ist denn vorgefallen?" fragte ich, „Ihr macht ja Gesichter, als ob Ihr Essig getrunken hättet." Mein unglücklicher College antwortete: „Ja, Ihnen ist leicht lachen, aber ich, wo nehm' ich bis heute Abend ein passendes Clärchen her?" Darauf erzählte er mir die traurige Geschichte. Mich rührte sein Schmerz derart, daß ich vom Momente hingerissen, ohne zu bedenken, welche Verantwortung ich dabei übernahm, ihm die Hand reichte und rief: „Na, wissen's was, ich spiele Ihnen das Clärchen heute Abend!"

Wenn man nun bedenkt, daß ich diese Rolle nur durch Lesen kannte, daß ich kaum die Bühne betreten hatte, so wächst dieses Wagniß immerhin zur Tollkühnheit. Dies mochte auch mein College meinen, denn er schüttelte ärgerlich das Haupt und sagte: „Gehn's, machen's keinen dummen Witz, jetzt ist's 11 Uhr, und Sie haben's Clärchen ja nit einmal studirt." Ich aber war einmal im Zuge und sagte ganz unbekümmert: „Das lassen's mich nur machen, ich nehme halt alle Kräfte zusammen". Als sie nun sahen, daß ich wirklich Ernst machte, da brach erst stürmischer Jubel los, es folgte eine große Rührscene, Einer fiel dem Andern in die Arme und weinte vor Schmerz und Freude. Dann ging's hinauf zur einzigen Probe. Ich weiß nicht, war es nun die gehobene

Stimmung, war es der Drang, meinen Collegen zu helfen, — ich weiß nur, daß mir an diesem Nachmittag die Worte zuflogen, und als ich in's Theater zum Ankleiden ging, hatte ich die Rolle perfect inne.

Indessen verbreitete sich die Kunde von dem Wagnisse im Publicum, und Universitätshörer, mit „Egmont"-Büchern bewaffnet, verfolgten mit pedantischer Genauigkeit meine Partie, um sich zu überzeugen, ob ich sie auch correct gelernt. Der rauschende Beifall, der mir bei diesem Anlasse zu Theil wurde, entschädigte mich reichlich für die übermenschliche Aufregung, die ich beim Einstudiren und Spielen dieser Rolle empfunden. . . Nun ging es auf einfacher geebneter Bahn rasch vorwärts.

Größere Begebenheiten hat mein Lebenslauf nicht aufzuweisen. Das Streben und Lernen ist der Kernpunkt eines jeden neuen Tages. Die Freundlichkeit und Theilnahme, das Zutrauen, das mir liebe Menschen während meiner kurzen Laufbahn gezeigt, sind mir angenehme Erinnerungen. — Und nun an der Stelle zu stehen, wo so manche Künstler, die ich an heimischer Stätte bewundert, gestrebt und gerungen und so Hohes erreicht haben, unter Leitung eines vortrefflichen edlen Directors! Wenn ich mir auch bewußt bin, mit den bedeutenden Collegen nichts Anderes gemein zu haben, als die Begeisterung und Liebe zur Kunst, so fühle ich mich doch beglückt, an derselben Stelle wirken zu können, und blicke froh und vertrauensvoll in die Zukunft.

Jenny Kafka

Franz Siegmann.

Im Kriegsjahre 1870 war es, Ende November. Der erste Schnee war gefallen und brachte mit seiner Kälte, seiner Einfarbig- und Einförmigkeit eine keineswegs erfreuliche Abwechselung in unser aufreibendes Vorpostenleben. Wir gehörten zum Belagerungs-Corps vor Paris und waren durch den strengen Dienst wahrhaftig nicht in der Laune, den ersten Schneefall als Wintervergnügen zu betrachten; im Gegentheil, wir erblickten in dem weißen Gast den Bringer neuen Leidens in unser freudenloses Dasein.

Unsere Compagnie lag als Soutien in Maison blanche bei Chelles, östlich von der belagerten Hauptstadt, und ich saß mit einigen meiner Kameraden am Feldfeuer und wärmte meine erstarrten Knochen, um sie für den fällig werdenden Patrouillengang ein wenig gelenkiger zu machen, als plötzlich eine Ordonnanz angeritten kam und unsern Compagnie-Chef zu sprechen verlangte. Zehn Minuten später erklang das Commando: An die Gewehre! und unser Capitain theilte uns mit, daß seine Compagnie die Ehre habe, die im Vorterrain gelegene Irrenanstalt St. Evrard von den französischen

Truppen zu räumen, welche dieselbe besetzt hielten. Meine Schützensection hatte den Auftrag, als Avantgarde vorzugehen und auf einen leisen Pfiff das Feuer zu eröffnen. Wir avancirten langsam und behutsam. Es war eine eisig kalte, klare Nacht, und die Gestirne funkelten ruhig und gleichmäßig über unseren leidenschaftlich erregten Herzen, die in diesem Augenblick die Empfindung hatten, das ganze Weltgetriebe präge sich in ihrer Bewegung und Erschütterung ab. Wie die Katzen vorwärts schleichend, erreichten wir das dunkle Gebäude; jeden Busch als Deckung benutzend, näherten wir uns der feindlichen Aufstellung, — ein Licht gab uns die Richtung an, es war ein Lagerfeuer, das die Franzosen im Park errichtet hatten und um welches ein Trupp Mobilgardisten beschäftigt war, sich ihr frugales Abendbrod zu bereiten. — Wir waren auf Schußweite; — ein leises: „Halt" ertönt aus meinem Munde, sicher gedeckt strecken wir uns nieder, um das Signal zum Angriff zu erwarten.

Das Menschenherz, das sonst jeder edlen Regung fähig ist, scheint jetzt nur der Mordlust offen zu stehen, und fiebernd erwartet man den Moment, dieser Furie die Zügel schießen zu lassen. Es vergehen ungefähr 10 Minuten; — stumm und spähend schauen wir nach unsern Opfern aus. Da löst sich vom französischen Trupp am Feuer ein junger Soldat ab; mit leichtem Schritt nähert er sich unserm Hinterhalt, ein Liedchen pfeifend, — näher — immer näher — ich erkenne die Melodie: „Nimm hier den Säbel — den Säbel, den Säbel, nimm hier den Säbel, den einst mein Vater trug" — aus der „Großherzogin von Gerolstein!" — Der Schauspieler erwacht in mir, durch mein Gehirn blitzt die Erinnerung: heut'

vor einem Jahre hörtest du diese Arie in entzückendster Weise von der großen Geistinger in Wien vortragen, und nun — da ertönt ein leiser Pfiff — das Signal! — Der junge Franzose war uns ganz nahe, mein Nebenmann hob das Gewehr, nahm ihn auf's Korn, in der Absicht, mit diesem Schuß den Kampf einzuleiten; — da erfaßte mich ein wehmüthiges Gefühl: — armer Bursche, dachte ich mir, mit einem solchen Knalleffect eine Arie zu schließen, ist doch zu unkünstlerisch, — ich drückte das drohende Gewehr nieder — „das wäre Mord" — dann sprang ich auf, brüllte ein kräftiges Hurrah, schoß meine Ladung über den Kopf des ahnungslosen Sängers ab, und war zum ersten Mal, wenn auch nicht als Schauspieler, so doch als Mensch meines Erfolges sicher, denn schneller, als ich dies niederschreibe, war der Platz von den Franzosen gelichtet, die in dem schützenden Gehöft unsern Angriff abwarteten. . . . Ich muß gestehen, ich habe in diesem Augenblick nicht meine Pflicht als *Soldat* gethan, doch die *Menschlichkeit* verlangt auch ihre Rechte, und dies Gefühl beseligte mich doppelt, als ich nach dem Ende des blutigen Gefechtes meinen jungen Franzosen unversehrt unter den Gefangenen sah. Das Bewußtsein, einem Menschen das Leben erhalten zu haben, ist doch intensiver und nachhaltiger, als jede noch so kühne Waffenthat, die mit dem Leben des Gegners geendet hat, und wenn es dafür auch keine äußeren Ehrenzeichen giebt, welche in Form von Kreuzen und Medaillen an unsere Brust geheftet werden, so muß man sich damit trösten, einer armen Mutter vielleicht einen großen Schmerz erspart zu haben. — — Das ist auch ein Vergnügen!

Franz Siegmann.

Herta von Pistor.

Es war in Graz, im schönen Steierland, wo meine Wiege stand! — Die paradiesische Gegend machte mein Herz schon früh empfänglich für die Reize der Natur. Wenn ich als junges Mädchen den Schloßberg, eine mitten in der Stadt gelegene malerische Anhöhe hinaufeilte, wurde mir die Brust so weit — ach, so weit! Tief unten zu meinen Füßen die silberglänzende Mur, durch grüne Triften sich windend — in blauer Ferne die schneeigen Alpen! Ich jubelte laut auf, gleich der Lerche in frischer Morgenluft, richtete meinen Blick nach dem sonnigen Himmel und dankte ihm für all' das Schöne, das mein Auge sah! —

Die Liebe zur Natur erregte mächtig mein Gefühl, meine Phantasie, — ich wurde, wie so manche meiner Schwestern im Flügelkleide, eine kleine Schwärmerin, die, als sie zum ersten Mal mit der Welt des schönen Scheins in Berührung kam — und zwar beim ersten Besuch unseres Landständischen Theaters — von dem Zauber der Bühne so umstrickt wurde, daß ihr Sinnen und Trachten sich ihm ganz gefangen gab.

Ein kaum sechszehnjähriges Mädchen, trat ich als

Anna in Anzengruber's Volksstück: „Der Pfarrer von Kirchfeld", auf. Meine Landsleute, in liebenswürdiger Gutmüthigkeit, überschütteten die kleine Grazerin mit Beifallssalven; es war ein Familien-Applaus im besseren Sinne, die halbe Stadt nahm Theil daran. Das Publicum konnte sich an mir nicht satt sehen, und so mußte ich nolens volens wohl dreizehn Mal mein „holdes Angesicht" zeigen — so oft wurde ich heraus gerufen. —

Was ich an diesem Abend empfand, vermag ich kaum zu schildern. Mein ganzes Wesen fieberte; ich fühlte, daß ich an einem Wendepunkt meines Geschickes angelangt sei, ich hatte in diesen Stunden nur Anlaß zu frohen Hoffnungen und malte mir die Zukunft so rosig wie möglich aus. Aber es kam ein zweiter Abend, und mit ihm die Ernüchterung! — Man hatte mir die Rolle der Abigail in dem Scribe'schen Muster-Lustspiel „Das Glas Wasser" anvertraut, und, wie die Collegen meinten, soll ich eine passable Figur gemacht haben. Drei Acte hatte ich glücklich überstanden; ich errang wiederum Beifall und Auszeichnung, wenn ich auch eine mehr in's Steirische übersetzte Abigail war. — Denn warum soll ich's verhehlen? Mein Dialect trieb zuweilen noch einen Koboldsscherz mit mir, — nun, davon sollen die Leser und Leserinnen dieses Buches später hören! —

Der Vorhang erhebt sich zum vierten Male. Die letzte Scene beginnt. Der französische Gesandte, Marquis von Corcy, wird eingeführt, der Spieltisch arrangirt. Die Königin ersucht die Herzogin von Marlborough um ein „Glas Wasser"; diese zögert betroffen. Königin: „Nun, Mylady, haben Sie mich verstanden?!" — Darauf bietet die

Marlborough, auf's Höchste verletzt durch eine derartige horrible Zumuthung, mit zitternder Hand „das Glas Wasser" der Königin dar, welches aber vom Plateau herabgleitet und auf das Kleid der Königin fällt! — Königin: „Ah! Sie sind so ungeschickt!!" —

Kaum hörte ich die Worte, als mich, die ich den Schein für Wirklichkeit nahm, wie ein Blitz der Gedanke durchschoß: diese Ungeschicklichkeit mußt Du wieder gut machen!

Ich eile zur Königin, kniee nieder, ergreife das Glas und stelle dasselbe mit demüthiger Geberde auf ein Tabouret, leise Worte der Entschuldigung nach Innen stammelnd! — Was nun erfolgte? Wer die Situation kennt — kann sich's lebhaft denken! — Die Königin war wie vom Donner gerührt! — Der Hof verblüfft! — Die Parlamentsmitglieder — sprachlos! — Der Souffleur stockte — natürlich auch Bolingbroke — Masham — die Marlborough. — Und meine lieben Grazer?! Nun, die nahmen dieses Intermezzo von der humoristischen Seite und applaudirten meiner — Geistesgegenwart! —

Der Vorhang fiel! jetzt aber brach der Sturm los. Alles tobte durcheinander. Der Regisseur stürzte wie ein wilder Eber auf mich ein. — „Nein, solch bodenlose Dummheit hat der Mond noch nicht beschienen!! Aus Ihnen wird nie etwas!! — Eine wunderbare Logik — nicht wahr? — Wollen Sie Scribe verbessern? Wollen Sie etwa auch — Geschichte — machen?!! Sie — — Capitolretterin!!!" —

Da stand ich nun — ich armes Lamm — auch — wie mit kaltem Wasser begossen, wie unsere englische Königin! — So endete mein zweites Debut! —

— — — — — — — — — —

Drei Jahre waren seit meinem Eintritt in die Bühnenwelt verflossen. Drei Jahre! — eine kurze Spanne Zeit in meinem Künstlerleben, — und doch, wie viel Freud' und Leid füllen dieselben aus. Wie manch' bittere Stunde der Enttäuschung durchlebte ich. — Aber wenn mein Herz verzagen wollte — dann eilte ich hinweg aus den engen Räumen, hinaus in's Freie, in die schöne Gotteswelt! Dann kam es wie ein himmlischer Trost über mich und — Aber da will ich etwas von einer — Gräte erzählen, die ich verschluckte — und beginne schon wieder mit Sentiments! — Bitte, grollen Sie der kleinen Schwärmerin von ehedem nicht; denken Sie nur hübsch an die Worte Preciosa's, des holden Zigeunerkindes: „Was dem Wesen angeboren — davon trägt es das Gepräge!" — Und hat das Schauspielervölkchen nicht insgesammt mehr oder minder einen Zug des Schwärmerischen, Phantastischen, Romantischen? Und wer diesen Zug nicht im Character trägt, „kann der's erjagen, wenn er es nicht fühlt?" — Doch nun genug der Reflexion, — zur Sache!

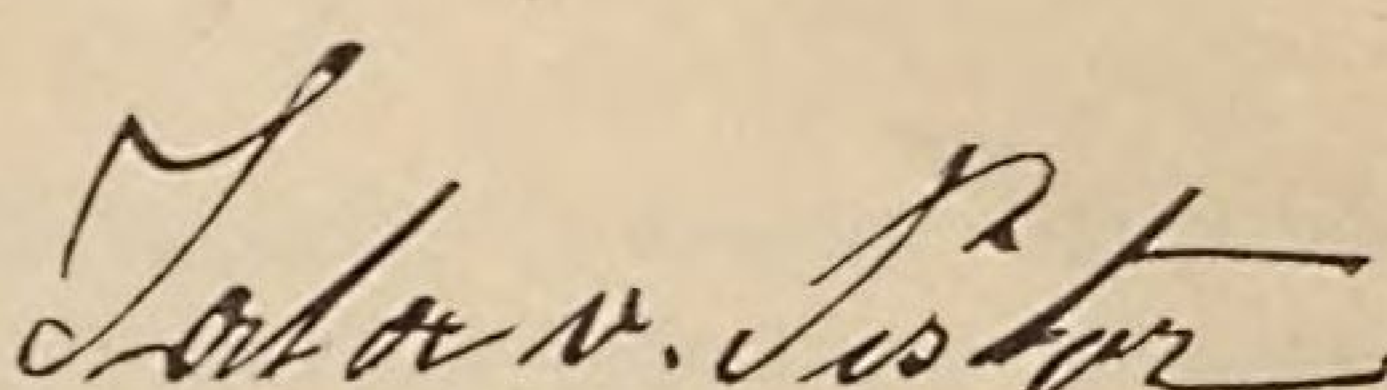
Fräulein Clara Ziegler, die berühmte Heroine, gastirte in Breslau als Vicomte von Letorière. Mich hatte ein günstiges Geschick dort Engagement finden lassen. Nach der Probe — ich spielte im „Vicomte" die Schneidersfrau Marianne — eilte ich froh nach Hause; denn Gast, Director, Regisseur, alle waren zufrieden mit meiner Leistung.

Es war schon spät an der Zeit, mein Magen wurde ungeduldig und begann sehr unzart an das Mittagessen mich zu mahnen! Sie sehen, meine geehrten Leser und Leserinnen, ich kann auch sehr prosaisch fühlen. — Meine gute Mama, eine Kochkünstlerin par excellence, hatte mir am Tage der

Vorstellung mein Lieblingsgericht zubereitet, einen deliciösen gebackenen Karpfen — wie wir Oesterreicher ihn zu speisen pflegen. — Doch wie verhängnißvoll sollte dieser Gebackene mir werden. Kaum hatte ich die ersten Bissen mit Wohlbehagen verzehrt, als ich plötzlich einen stechenden Schmerz in der Kehle spürte! — Ich hatte, erregt von der Probe, während des Essens einige Sätze meiner Rolle recitirt und das Unglück war geschehen — mir saß eine Gräte im Halse! Eine Scene der Verwirrung folgte jetzt, — die trotz ihres Ernstes einen Anstrich des Grotesken hatte! Ich stand da, blaß wie der Tod — an allen Gliedern zitternd, ängstlich nach Luft schnappend, — das ist der richtige Ausdruck, da das Malheur von einem Fisch herrührte — die Augen starr, — weit geöffnet. — Instinctiv jeden Ton unterdrückend, ward ich von dem Gedanken gepeinigt: „Unglückselige, Du kannst heute Abend nicht spielen!“ Meine Mutter hatte der Schreck in einen Lehnstuhl geworfen, sie rang jammernd die Hände, unfähig sich zu erheben; unser dienstbarer Geist, ein Mädchen vom Lande, resolut wie immer, bearbeitete mit ihren kräftigen Fäusten meinen Rücken, — die Spuren ihrer Thätigkeit verblaßten erst nach einigen Tagen. — Aller Liebe Müh' war umsonst! — Mit jedem Athemzuge wurde der Schmerz ärger. — Da blitzte ein Gedanke durch mein Gehirn: — „Die Barmherzigen!“ — Unserer Wohnung gegenüber hatten die „barmherzigen Brüder“ ihr Asyl. Das segensreiche Wirken dieses Ordens ist bekannt, — wohlthätige Pflege der Kranken ist sein Beruf, dem sich die würdigen Geistlichen mit wahrer Aufopferung widmen. Wie ich ging und stand — ohne Shawl, ohne Hut — stürzte ich aus dem Zimmer auf

die Straße und eilte hinüber. Die Thür zur Apotheke aufreißend, sah ich einen Ordensgeistlichen vor mir stehen. „Ehrwürden" — stammelte ich in fieberhafter Aufregung — „i — hab' — a — G r ö t — e n im — Hals — i — soll — heut' — Abend — spielen — retten's — mich!!" — Entsetzt wich der Mann der Barmherzigkeit zurück, — er glaubte sicherlich — ich sei eine Irrsinnige, die ihrem Wärter entsprungen — „Heiliger Nepomuk! — W a s haben Sie im Hals?! eine K r ö t e?! — gräulich! — eine Kröte? — wie ist Ihnen denn das Unthier in den Schlund gekrochen?" — „Nein, nein, Ehrwürden, — i — hab' — 'n gebackenen Karpfen — 'gessen — und da ist — mir — eine G r ö t — G r ä — t e — in der — Kehle — stecken — g'blieben — und — i hab' — heut' Abend eine Roll'!" — Jetzt dämmerte Sr. Ehrwürden ein Licht auf! — „Ahhhh! So!! Schauspielerin sind Sie?" — und der Ton seiner Stimme klang — wie ein — — Apage Satanas! — Jedoch sein Pflichtgefühl überwand den Widerwillen; er ergriff einen — Lampenglas-Wischer, — drückte mich auf einen Stuhl nieder — riß mir den Mund auf — und — wollte mir mit dem Wischer in den Schlund fahren. — — Mit einem gellenden Schrei schnellte ich empor: „Um aller Barmherzigkeit willen — Ehrwürden — was wollen's mit mir machen?" -- und siehe da — das Wunder war geschehen! ohne daß ich irgend welchen Schmerz empfand, kamen die Worte über meine Lippen; — die verhängnißvolle Gräte hatte sich gelöst! — Die fürchterliche Erregung, der nervenerschütternde Schreck, der beim Anblick des seltsamen chirurgischen Instrumentes mir durch alle Glieder drang, — hatten das Wunder bewirkt und mich von meiner Qual befreit.

Am Abend erzählte ich zum Ergötzen des Directors und der Collegen mein tragikomisches Erlebniß. Im Publicum aber hatte wohl Keiner eine Ahnung, daß die lustige Schneidersfrau — beim Mittagessen eine sogenannte „Kröte" verschluckt — und ein „barmherziger Bruder" ihr mit Hülfe eines Lampenglas-Wischers das Leben im Allgemeinen und das Bühnenleben im Besonderen gerettet hatte.



Minna Peschka-Leutner.

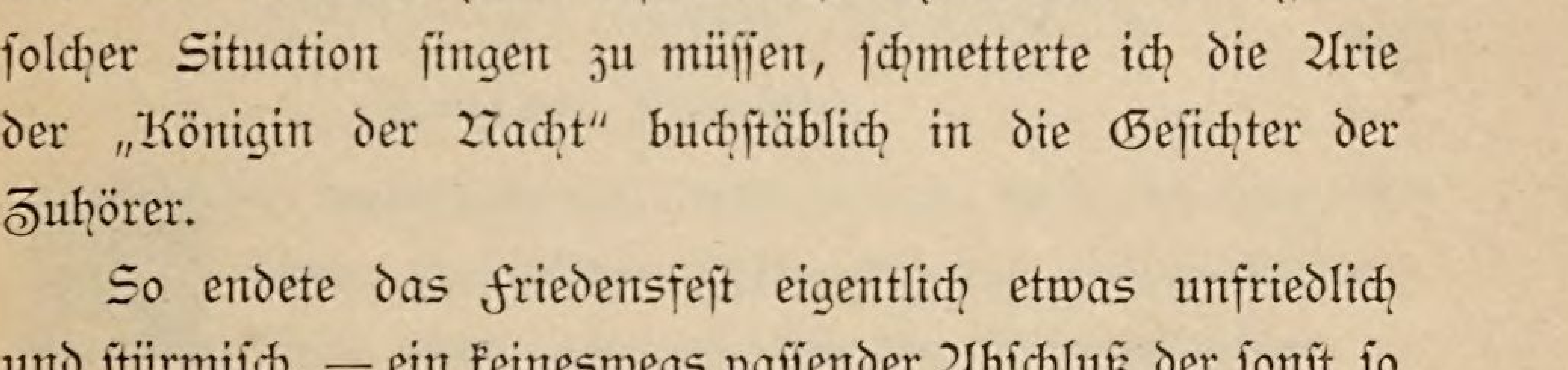
Während meines Engagements in Leipzig, einer Stadt, die man ihres künstlerischen Sinnes und des geistig anregenden Verkehrs wegen herzlich lieb gewinnen muß — im Jahre 1872, — gelangte plötzlich die Einladung an mich, bei dem Friedens-Jubiläumsfeste in Boston mitzuwirken. Rasch entschlossen, nahm ich an, und wird mir der dortige kurze Aufenthalt von vier Wochen ewig unvergeßlich bleiben, ebenso die Reise über den Ocean in Begleitung des liebenswürdigen Wiener Walzerkönigs Johann Strauß, des inzwischen leider verstorbenen Clavierspielers Bendel, des Liedercomponisten Franz Abt, der preußischen Musikcapelle ꝛc., welche Alle bemüht waren, die nicht zu umgehenden Unannehmlichkeiten der Seereise sich gegenseitig durch launige Unterhaltung, durch Spiel und Tanz zu erleichtern und vergessen zu machen. Nachdem wir glücklich in Newyork angekommen waren, ging es auf schwimmendem Palaste — so darf man die Schiffe, welche zwischen Newyork und Boston verkehren, wohl nennen — sogleich an den Ort unserer Bestimmung.

Mit Jubel wurden wir überall begrüßt, und bewegt durch diese herzliche Aufnahme, waren wir zugleich überrascht durch die Großartigkeit der amerikanischen Städte, sowie später nicht minder durch den sich in ungewohnter, leidenschaftlich tobender Weise äußernden Beifall des Publicums, wenn den Erwartungen desselben entsprochen ward. Die lauten Aeußerungen des Entzückens, der lärmende Jubel wirkten dann so betäubend, daß es ein „günstigenfalls" an „warmen" oder „lebhaften" Applaus gewöhntes deutsches Herz kaum zu fassen vermag.

Unter solchen erhebenden Acclamationen gingen siebenzehn Concerte glücklich vorüber, und ich dachte nun schon gegen jeden Ansturm gefeit zu sein, Alles ertragen zu können, selbst die stärksten Ausbrüche eines frenetischen Beifalls. Doch weit gefehlt: der denkwürdigste, der letzte Tag brach an. Das letzte Concert war der Allgemeinheit gewidmet: es war ein Volksconcert im größten Styl. Dem Himmel gefiel es an diesem Tage, seine Schleusen weit zu öffnen, und in Strömen kam das Wasser herab, unter Blitz und Donner, eine Folge der namenlosen Juli-Hitze. Das furchtbare Gewitter machte die aus Holz erbaute Riesenhalle erzittern; die reichen Teppiche in dem Künstlerzimmer hoben und senkten sich wie die Wellen des Meeres, daß man die Augen schließen mußte, um bei Besinnung zu bleiben. Trotzdem wurde munter weiter concertirt, nur ich in meiner Angst bat, man möge meine Nummer verlegen, da das Unwetter sich sogar stellenweise in die Halle Bahn brach. Das Comitee ging bereitwillig auf meinen Wunsch ein, doch wir hatten diesmal die Rechnung ohne — die Hörer gemacht. Der für mich eintretende Pistonbläser wurde mit dem drohenden Rufe: „Peschka-Luttner"!

empfangen, — Leutner können die Amerikaner nämlich nicht aussprechen, der Name klingt dadurch namentlich für ein englisches Ohr so häßlich, daß man in den dortigen Blättern die Bemerkung nicht unterlassen konnte: »she is prettier then her name« (sie ist hübscher als ihr Name), das unter Umständen doch nur ein zweifelhaftes Compliment war. Das Toben nahm endlich so zu, daß ich mich fügen mußte. Eine Negerin, die zu meiner Bedienung immer um mich war, insbesondere um mir Kühlung zuzufächeln, begleitete mich, in einer Hand den *Regenschirm*, in der anderen meine *Schleppe* tragend, auf die Tribüne, und zitternd, theils aus Angst vor den mich umdrängenden, beinahe wilden Menschen, die mich wie ein Wunderthier anstaunten, theils vor Wuth, in solcher Situation singen zu müssen, schmetterte ich die Arie der „Königin der Nacht" buchstäblich in die Gesichter der Zuhörer.

So endete das Friedensfest eigentlich etwas unfriedlich und stürmisch, — ein keineswegs passender Abschluß der sonst so brillant verlaufenen Festivitäten. Jetzt erinnere ich mich nur noch lachend dieser Episode. Was auch meine Sangescolleginnen erlebt, welche Triumphe sie auch gefeiert haben mögen, — in einem riesigen Holzbau, bei Blitz und Donner, vor solch leidenschaftlichem Publicum unter dem Regenschirm einer Negerin, Mozart gesungen zu haben, — das ist mir allein vergönnt gewesen.



Theodor Wachtel.

Berlin, 15. September 1880.

An den Herausgeber und Redacteur des „Hamburger Theater-Dekamerone."

Werther Freund!

Ihre liebenswürdige Aufforderung, mich an dem von Ihnen projectirten Werke mit einer kleinen Episode, Skizze oder „ausgewachsenen Autobiographie" zu betheiligen, setzt mich in eine zwiefache Verlegenheit. Erstens trifft sie mich in einer Zeit, die mir kaum — die Zeit läßt, mich zur Abfassung eines derartigen Aufsatzes niederzusetzen: Ich habe kaum mein Gastspiel am Kroll'schen Theater beendet und muß mich mit größter Eile rüsten, um in Gesellschaft des geschätzten Hofpianisten Leonhard Emil Bach, nach Skandinavien abzureisen, wo ich mir namentlich in Kopenhagen und Stockholm, womöglich neue Küstenstriche, die Gunst zweier nordischer Höfe und Völker erobern soll. Zweitens — und das ist der Hauptgrund — weiß ich in der That nicht, was ich den Lesern Ihres ohnedies gewiß schon

recht interessanten Buches Neues über mich erzählen könnte, was sie nicht schon aus so und so vielen Zeitungen, aus vielgenannten und „Namenlosen Blättern", aus v. Selar's „Künstler-Album", ja sogar „von Brockhause aus" längst wüßten, insoweit sie sich überhaupt für mich und meine allerdings ziemlich glückliche Carriere interessiren. Zumal aber meine lieben Hamburger Landsleute, die thatsächlich meinen Lebenslauf von meinen ersten „Fahrten", die in die Vierziger Jahre fallen, und auf denen ich für die Zukunft entdeckt ward, bis zu meiner letzten Rückkehr als Gast im Frühjahre 1880, mit so rührender Theilnahme und Sympathie verfolgt haben — und Sie, mein Freund, haben ja stets dazu beigetragen, dieses Interesse rege zu erhalten! — was könnte ich ihnen und speciell Ihnen, lieber Herr Philipp, heute noch erzählen, was irgendwie den Reiz der Neuheit hätte, abgesehen etwa von dem Reiz, den es haben könnte, daß ich selbst einmal „mit Vergnügen die Feder ergriffe" und es erzählte! —

Mein Künstlerleben liegt wie ein offenes Buch, insbesondere vor den Augen meiner Hamburger Freunde und Verehrer, — und dieses Buch ist an sich kein „Dekamerone", weil es garnichts Ueberraschendes und Pikantes enthält; ich habe stets redlich und eifrig gewirkt, gestrebt, gearbeitet, studirt, höhere Ziele zu erreichen gesucht, — und die gütige Vorsehung hat mir den Lohn nicht versagt. Das ist Alles, — aber wozu diese einfache Geschichte noch mit Details repetiren? Vielleicht interessirt es Ihren Leserkreis, daß ich nun den „Postillon von Lonjumeau" zum 860sten Male singe! „Zahlen

beweisen“ und diese Zahl beweist, daß mich die jugendliche Kraft und Freude an der heiteren Muse nach wie vor erfüllt, daß ich mich noch als Herr meines Tenors fühle, und daß ich diese Parthie „aus Adam's Zeit“ noch immer mit Vorliebe verkörpere, — weil sie, wie die Presse mit Recht constatirt hat, gewissermaßen einen typischen und meine Carriere hübsch illustrirenden Character trägt, und weil das Publicum allerorten den lustigen Chapelou und den obligaten „Wachtel-Schlag“ mit der Peitsche nicht oft genug da capo verlangen kann. Ganz besonders geschieht dies ja bei Ihnen in Hamburg, wo Viele sich noch des am 23. März 1823 dort geborenen Sängers als Jünglings und — Leiters des elterlichen Fuhrwerksbesitzes gern erinnern und die für sie doppelt anziehende Metamorphose des Postillons Chapelou in den königlichen Kammersänger — St. Phare immer wieder auf musikdramatischem Wege sich wiederholen lassen. Und doch umfaßt mein Repertoire neben dieser meiner eigentlichen — Leibrolle noch circa fünfzig erste internationale Tenor-Partien, theils lyrischen, theils heroischen Characters! Aber enfin, es lebe Chapelou! —

Doch da erinnere ich mich, daß Sie Neues wünschen, und daß das Neueste eben — Ihre Aufforderung ist, der ich beim besten Willen nicht genügen kann, was ich Ihnen außerdem noch in wenigstens drei Sprachen versichern könnte, die ich bereits jahrelang auf Gastspiel-Tournees in England, Schottland, Frankreich und zweimal in Amerika inclusive Californien's in geselligem und dramatischem Dialog verwerthet habe. Aber ich bleibe bei unserer gemeinschaftlichen Landessprache, und in der einfachen Sprache der Wahrheit und mit dem „Brustton der Ueberzeugung“ erkläre ich

Ihnen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ —

Noch etwas im Vertrauen! Die Zahl meiner Orden und meiner Ehren-Mitgliedschaften diverser Hoftheater können Sie leicht in irgend einem Bühnen-Almanach finden, — sie nimmt freilich auch im Druck vielen Raum ein. Und — last but not least — daß ich glücklich verheirathet bin und meine treue, kluge Lebensgefährtin mich auf allen meinen Gastspielreisen begleitet, das wissen Sie auch längst. Nun fahre ich in ihrer Gesellschaft auch nach Dänemark und Schweden. Sollte mir vielleicht in jenen nördlichen Himmelsstrichen etwas Bemerkenswerthes begegnen, so will ich Ihnen s. Z. davon berichten. Jetzt aber sind schon die Koffer gepackt — ich muß meinen Brief schließen, den Sie, wenn er sonst keinen Zweck erfüllt, zu Ihrer und meiner Entschuldigung Ihrem Buche einverleiben könnten. Da haben Sie denn meinen neuesten Einfall! — — Es ist wenig, aber von Herzen. Im Uebrigen verbleibe ich in Freundschaft und mit landsmannschaftlichen Grüßen

Ihr

Theodor Wachtel

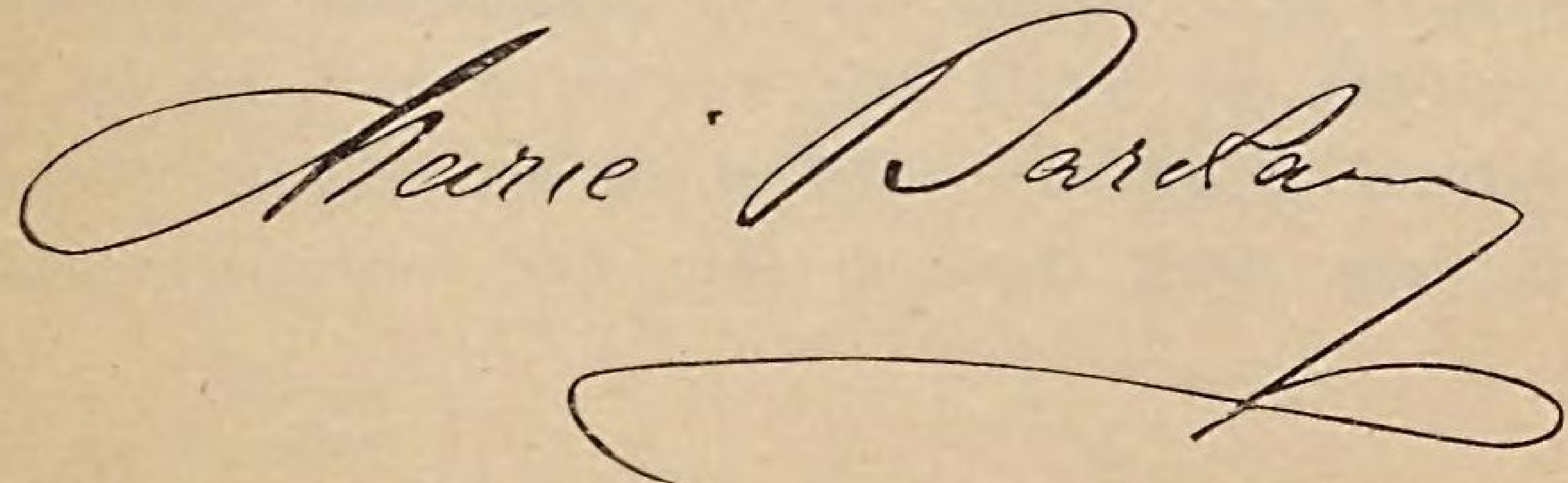
Marie Barkany.

Während der mehrjährigen Zeit meines Engagements am Hamburger Thalia-Theater, die mir stets in freundlichster Erinnerung bleiben wird, habe ich zuweilen auch aus kleinen Städten der Provinzen die schmeichelhafte Aufforderung erhalten, durch meine Gastspiele einige Abwechslung in das Repertoir und — was den Directionen noch mehr am Herzen lag — etwas Leben an die Casse zu bringen. Handelte es sich dann einmal darum, durch die Mitwirkung eines bekannten Mitgliedes dieser weit und breit renommirten Hamburger Bühne einer nothleidenden Gesellschaft ein wenig aufzuhelfen, und traf mich das Loos einer „Retterin der Gesellschaft", dann habe ich nie lange gezögert, den Herzenswunsch armer Collegen zu erfüllen, wenn auch die internen Verhältnisse dieser kleinen Musentempel nichts weniger als „einladend" waren. In dieser Hinsicht erinnere ich mich noch oft mit einem Gemisch von Schmerz und Freude der eigenthümlichen Umstände, unter denen ich einst in einem norddeutschen Garnisonstädtchen als „Jane Eyre" gastirt habe. Die dortige Truppe stand am Rande des Abgrunds, und mir

fiel die Aufgabe zu, sie vor dem gänzlichen Ruin zu bewahren. Ganz abgesehen von der humanitären Seite der Sache, verlohnte es sich schon, die Bekanntschaft der Opfer dieser finanziellen Misere zu machen, die mit der künstlerischen eng verbunden war. Es waren da allerdings recht klangvolle Namen vereinigt, so daß die Gesellschaft sich — gegenseitig eines guten Rufes erfreute. Der Director war ein Adliger, die Liebhaberin eine Adlige, die komische Alte desgleichen. Nur Lord Rowland Rochester, der doch das erste Anrecht auf Nobilitirung hatte, war — ein Bürgerlicher. Besagte hoch-aristokratische Société war nun wahrscheinlich durch die schlechten Verhältnisse, in denen sie sich seit längerer Zeit befand, in eine gewisse socialdemokratische Regellosigkeit und künstlerische Verwilderung hineingerathen, — so schien es mir nach gewissen scenischen Vorgängen, deren Zeugin ich sein sollte. Man höre und staune!

Kaum hatte John, der Sohn der reichen Wittwe Mrs. Sarah Reed, mich mit der Peitsche bedroht, als er auch schon sich bemühte, mir zu helfen, und zwar in der Function eines Souffleurs, welche die Mitspieler, je nachdem sie auf der Scene nicht beschäftigt waren, abwechselnd zu versehen hatten. So begab er sich denn in den Souffleurkasten, aus dem soeben Mrs. Reed in vollem Staat hervorgekrochen war, und blickte mich treuherzig an, als wollte er sagen: „Lassen Sie Ihr Staunen und rechnen Sie auf mich.“ In diesem Kasten habe ich im Verlaufe der Vorstellung sämmtliche Mitglieder nach einander erblickt, — ein Schauspiel, das an sich reizvoll genug war, und man wird begreifen, daß diese nützliche Arbeit, mit vereinten Kräften, dieses Erscheinen

sämmtlicher Kasten-Geister in den verschiedensten Gewandungen mich nachgerade recht heiter stimmte. Angesichts dieser Noth, aus der eine Tugend gemacht war, suchte ich immer noch ernst zu bleiben, um nicht auch meinerseits eine Störung zu verursachen, doch konnte ich mich bald des Lachens nicht mehr erwehren, als noch Folgendes passirte: John, der mich hatte schlagen wollen und dann von der engen Unterwelt aus mir beistand, erschien später auch noch in der Gestalt der Lady Georgine Clarens — bekanntlich wird John von einer jungen Dame gespielt — und die hochmüthige junge Wittwe erleichterte mir wahrlich die Erkennungsscene. Sie, die mir im ersten Acte schon die Bücher, welche mir Onkel Reed geschenkt, wieder genommen hatte, nahm mir in der zweiten Abtheilung des Birch-Pfeiffer'schen Stückes, welche acht Jahre später spielt, sogar — meine Kleider, und erschien plötzlich in dem Anzuge, den ich in der Garderobe abgelegt hatte. — Ein so krasses Bild theatralischen Elends war mir bislang noch nicht vorgekommen und es hat mir seitdem noch oft vorgeschwebt und mich mit Wehmuth erfüllt. Zu meiner freudigsten Genugthuung erfuhr ich indeß, daß ich der unglücklichen Truppe durch meine Mitwirkung und Verzichtleistung auf mein Honorar, das Reisegeld und dadurch ein anderes günstigeres Engagement verschafft habe. Hoffentlich geht es den braven Comödianten jetzt so gut, daß die stolze Lady Georgine nie mehr genöthigt ist, die Kleider der armen Waise von Lowood zu tragen!



Leopold Landau.

Wer mir im Jahre 1868 gesagt hätte, ich würde einst — wie sich der liebenswürdige Chapelou ausdrückt — als Wilder gekleidet und geschminkt auf den Brettern erscheinen, dem würde ich — geantwortet? o nein, ich würde davon gerannt sein, wie vor einem Menschen, bei dem es plötzlich nicht ganz richtig im Kopfe geworden. Wer hätte auch an so etwas denken sollen! War ich doch ehrsamer Vorsänger der sogenannten Neu-Synagoge in Prag, meines Talentes, wie meiner guten Führung wegen von meiner Gemeinde geschätzt und so gut honorirt, daß ich nicht einen Tag im Jahre, ausgenommen — am Versöhnungstage, Hunger zu leiden brauchte.

Daß ich durch die freudigen Familien-Ereignisse in meiner Gemeinde, wie Geburten und Trauungen, zu Nebeneinkünften gelangte, die mich in den glücklichen Stand setzten, meiner Schwärmerei nachzuhängen und das Theater oft zu besuchen, daß ich bei Frau Lehmann, der Mutter der berühmten Sängerinnen Lilli und Marie Lehmann, Gesang-Unterricht nahm, um meine sonst nicht ungelenke Kehle auch für

anderen, als Synagogen-Gesang heranzubilden, daß ich endlich dann und wann in einem Liedertafel-Concerte ein Solo vortrug, — alles das berechtigte noch lange nicht zu dem so hochfliegenden Gedanken, daß ich einst aus der Kutte springen und — nein! undenkbar!

Und doch stand ich schon am 21. December 1870 als „Stradella" auf der Bühne des Leipziger neuen Theaters. Wie das gekommen, sei hier in Kürze erzählt.

Auf Wunsch meiner Gesanglehrerin studirte ich zu meinem Vergnügen mehrere Opern-Partien, und die Entwickelung meiner Stimme machte einen so erfreulichen Fortschritt, daß meine Lehrerin mich vor Fachmännern hören lassen konnte. Diese sprachen sich sehr lobend über meine Fähigkeiten aus und bestürmten mich, die Bühnen-Carriere zu betreten.

So unfaßbar mir nun anfangs ein solcher Gedanke war, so befreundete ich mich dennoch allmälig mit demselben.

Dr. Heinrich Laube, der damalige Leipziger Theater-Director, der Förderer junger Talente, auf meine Existenz aufmerksam gemacht, berief mich nach Leipzig.

Nachdem eine Prüfung, die er mit mir vornehmen ließ, günstig ausgefallen, engagirte er mich unter der Bedingung: sechs Monate vor dem ersten Auftreten auf Directionskosten bei Herrn Professor Götze in Leipzig Gesang-Unterricht zu nehmen. Diese Bedingung gerade bestimmte nun meinen kühnen Entschluß. Mit dem Contracte in der Tasche, kehrte ich nach Prag zurück und erklärte zu seiner nicht geringen Ueberraschung dem Gemeinde-Vorstande, daß ich nur noch wenige Wochen dem ehrwürdigen Stande eines Vorsängers angehören würde, um dann im Tempel der Kunst, im —

Theater, zur Andacht zu stimmen. Das war „schön gesprochen", aber lange nicht ohne Schwierigkeit zur Ausführung gebracht. Die Gerechten wie die Gottlosen bemächtigten sich nun meiner. Während die Ersteren mit den kräftigsten Bibelsprüchen in mich drangen, dem Dienste des Herrn treu zu bleiben, wiesen die Letzteren mit womöglich noch größerer Beredtsamkeit darauf hin, daß auch die Kunst heilig und dem Herrn wohlgefällig sei.

Ich selbst schwankte keinen Augenblick, denn es gehörte von jeher zu meinen Eigenheiten, einen bereits gefaßten Entschluß, den ich für gut erkannte, nicht wieder aufzugeben. Doch noch ein neues Ereigniß sollte meinem gewiß löblichen Vorhaben, wenn auch nicht hinderlich, so doch unfreundlich in den Weg treten. Bevor ich nämlich das Engagement in Leipzig antrat, hatte dort der bekannte Theater-Scandal den Rücktritt Laube's veranlaßt. Der an seine Stelle gelangte neue Director Herr Friedrich Haase fand durchaus keinen Geschmack an der von seinem Vorgänger übernommenen Verpflichtung: ein Talent heranbilden zu lassen, und hätte gern meinen mit Laube abgeschlossenen Contract rückgängig gemacht. Ich aber mußte auf meinem Schein bestehen, dessen Respectirung eine Pflicht der neuen Direction war.

Es erfolgte nun nach eifrigen, aber noch nicht hinreichenden Studien von nur wenigen Monaten mein erster theatralischer Versuch, als „Alessandro Stradella". Das Publicum ließ es an wohlwollender Aufmunterung nicht fehlen und spendete mir lebhaften Beifall. Der große Schritt war nun gethan, der neue heiße Boden betreten. Jetzt war noch das Urtheil der Kritik abzuwarten, das mich erheben oder meine nächste Zukunft vernichten sollte.

Ich las die Tagesblätter, und die meisten fanden meinen Versuch — verfrüht. Franz v. Holstein, den ich leider persönlich nicht kannte, war der Einzige, der in mir ein der besonderen Beachtung werthes Talent und alle jene Eigenschaften entdeckte, die zu großen Hoffnungen berechtigten.

Die Direction, der ich immer unangenehm war, machte nun von ihrem Rechte der Kündigung Gebrauch, was gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn ich für die kleine Anfänger-Gage mich gleich als Stern à la Sontheim oder Wachtel erwiesen hätte. Ich war nun in einer recht peinlichen Situation. Wie ich meinen Plan ausführen sollte, nach welchem ich noch zwei Jahre den mir so lieb und nützlich gewordenen Unterricht des Herrn Professor Götze genießen wollte, das wußte ich nicht; denn mir fehlten die Mittel.

Es dauerte jedoch nicht lange, und mein guter Freund, der Humor, kam wieder, ihm voran aber ging mein guter Stern, der meinen heißesten Wunsch, der edlen Kunst treu bleiben zu können, erfüllte. Dieser gute Stern leuchtete mir an — einem Versöhnungstage, und zwar mehrere Monate vor meinem mißglückten ersten theatralischen Versuch.

In feierlicher Stimmung betrat ich am Vorabende des Versöhnungs-Festes im Jahre 1870 die prächtigen Hallen der Leipziger Synagoge. Wann hatte man je mehr Grund, diesen Tag würdig zu begehen, als gerade in diesem Jahre! Es hätte nicht der herrlichen Klänge der Orgel, nicht der wunderbaren Chöre des unter der Leitung von Jadassohn stehenden „Psalterion" bedurft, um an diesem Tage Andacht und gehobene Stimmung zu erwecken. Schon hatte der Prediger in erhebender Weise die hohe Feier eingeleitet, die

üblichen weihevollen Gebete hatten ihren Anfang genommen, als eine Störung in dem schönen Gottesdienst eintrat. Der Vorsänger nämlich sah sich wegen plötzlicher Heiserkeit gezwungen, den Altar zu verlassen, und ein Unterbeamter, ein Laie, übernahm zur Noth die Fortsetzung des Restes des Abendgottesdienstes.

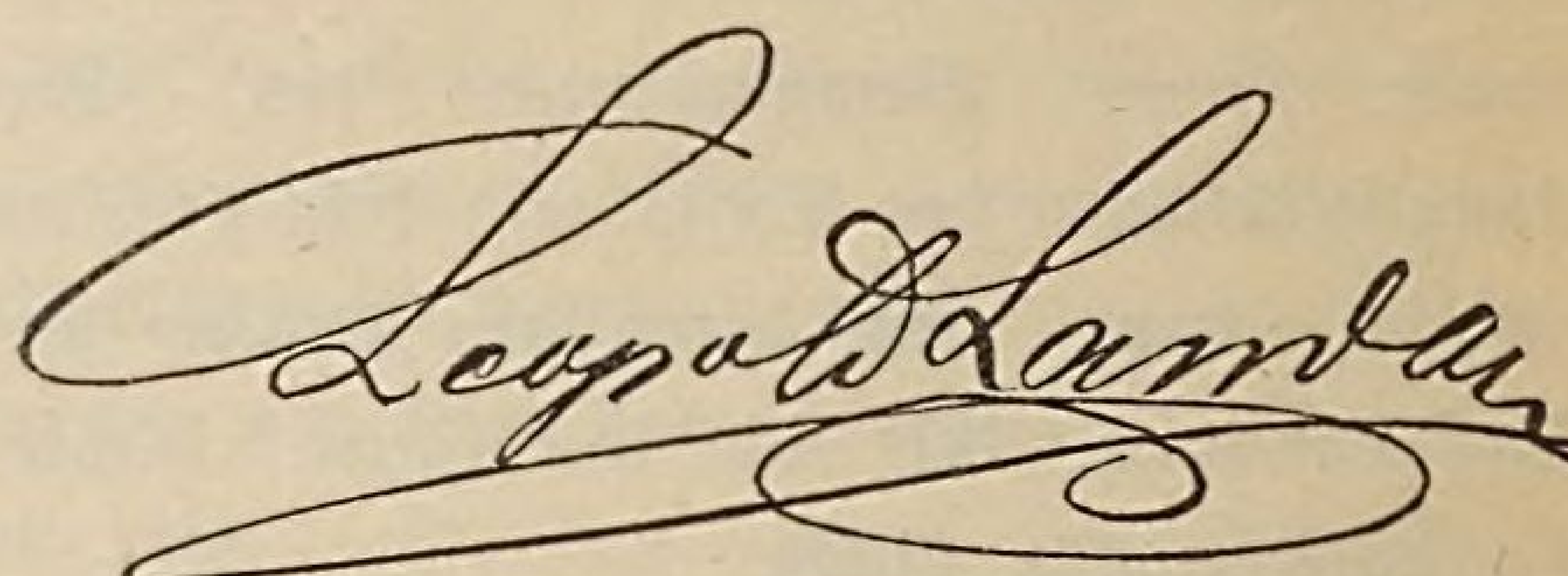
Große Sorge herrschte nun im Gemeinde-Vorstand wegen eines Remplaçanten des Cantors für die Hauptfunctionen des Tages. Da kam dem nun seligen Stadtrath Cohner, dem damaligen Präses der Gemeinde, der Einfall: mich, der ich in seinem Hause verkehrte, um die Vertretung zu bitten.

Angesichts der großen Verlegenheit, in welcher sich die Gemeinde befand, übernahm ich die für den nicht Vorbereiteten schwere Aufgabe, und hatte ich das Glück, dieselbe so zu lösen, daß meine Leistung Gegenstand ehrenvoller Besprechung war. So wurde mir nämlich von vielen Seiten versichert. Daß es nicht bei Redensarten blieb, bewies die großmüthig entgegenkommende Art, in welcher einige Herren, besonders aber der edle Herr Alexander Werthauer, der gegenwärtige Vorsteher der Leipziger Cultus-Gemeinde, mir Hülfe anboten, als ich einige Tage nach meinem ersten theatralischen Versuch, um meine künftige Existenz besorgt dastand. Ich konnte nun vermöge der mir geleisteten Hülfe meine Künstlerlaufbahn weiter verfolgen, da ich noch anderthalb Jahre den gediegenen Unterricht des Meisters Götze genoß.

So verdanke ich meinem letzten Auftreten als Vorsänger meinen jetzigen Künstlerberuf, dem ich im Kreise so vieler ausgezeichneter und liebenswürdiger Collegen mit

aller Liebe angehöre, und in welchem ich mich täglich mehr zu vervollkommnen strebe.

Und dies Alles kam durch einen *Versöhnungstag*! — Hoffentlich haben sich nun auch die früheren Gegner mit meinem Uebertritt versöhnt.



Paul Flashar.

Der wahre Künstler „ißt" sich nie genug! Daß dieses Wort tief in's Herz des Volkes gedrungen ist und festen Glauben gefunden hat, habe ich schon zu Beginn meiner Theater-Laufbahn erfahren. Die Saison hatte begonnen. Das liebliche Thüringen hatte sein Sommerkleid abgelegt und war für uns, die wir unter der Leitung eines in des Wortes verwegenster Bedeutung fahrenden Directors dasselbe unsicher machten, nichts weniger, als ein Land, wo Milch und Honig fließt, geworden. In einem Städtchen an der Unstrut, einer ehemals freien Reichsstadt, war Quartier für einige Wochen gemacht. Das Theater befand sich in einem Gasthof, der den vornehmen Namen „Berliner Hof" führte. Ueber das, was wir leisteten, habe ich kein Urtheil mehr, hatte es auch wohl zu jener Zeit nicht, in der mir Alles, was mit dem Theater in Verbindung stand, im rosigsten Lichte erschien. Das empfand ich jedoch damals schon, daß an dem Giebel dieses Theater-Hotels eine allerliebste Ironie auf unser Wirken zu lesen war. Auf besagtem Giebel hatte nämlich ein wohlmeinender Maler mit fetten

schwarzen Lettern die Worte: „Berliner Hof-Theater“ angebracht, hatte aber bei der Anlage damit etwas zu weit nach links begonnen, so daß, als die schönen drei Worte nun dastanden, rechts eine zu große Leere entstanden war, welche der sinnige Autor durch drei dicke Ausrufungszeichen zu vertuschen gewußt hatte. „Berliner Hof“-„Theater!!!“ Himmlische Einfalt!

Mein monatliches Einkommen nöthigte mich, eine Pension zu suchen, wie ich sie zu finden nicht für möglich gehalten hätte, allein das Schicksal begünstigte mich. Ich erhielt Quartier bei einem Bäckermeister, der zugleich Protector des Theaters war, und hatte es durch Zufall glücklicher getroffen, als alle meine Collegen. Aber hat es der Mensch gut, so will er es besser haben, und wohl ihm, wenn's gelingt. Wir waren vielleicht acht Tage im Städtchen, gingen schon mit dem schönen Bewußtsein durch die Straßen, gekannt und beobachtet zu sein, ja, hörten wohl gar einmal ein paar vorübergehende Backfische hinter uns wispern: „das war ja, das war ja ꝛc. ꝛc.“ Ach! wer das Gefühl nicht kennt und anerkennt, der hat keinen Ehrgeiz!

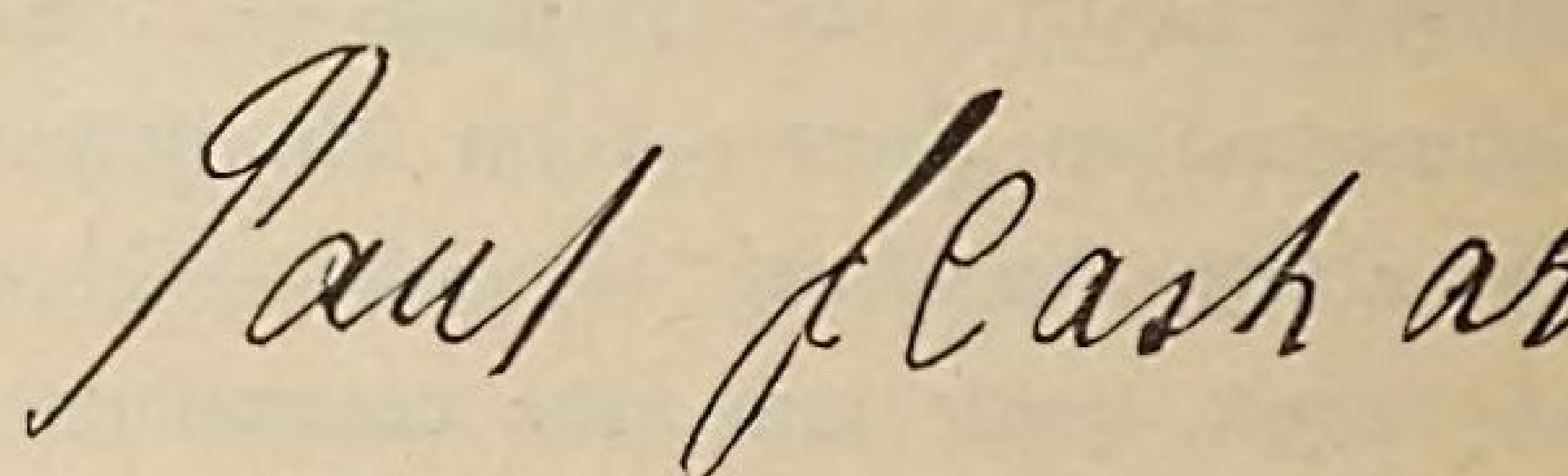
In diesem Stadium der Beliebtheit befand ich mich am ersten Sonntagmorgen in M., nachdem ich Tags zuvor an einem Abend einen Spaziergänger, den Schüler und den Valentin im „Faust“ gespielt hatte, und ich beschloß, mir an diesem Tage etwas zu Gute zu thun. Aber was? Während ich noch darüber nachdachte, führte mich der Weg an einem Wurstladen vorüber, aus dessen Fenster mir mit überwältigend verführerischen Augen eine angeschnittene Zungenwurst entgegenlächelte. Der Genuß eines solchen Leckerbissens war mir

nur noch vom Hörensagen bekannt, denn bei einem Einkommen von fünfzehn Thalern per Monat, waren mir derartige Extravaganzen versagt. Ein kurzer Entschluß, — und ich stand im Laden. Hinter der Toonbank sprang, — ob durch das schnelle Eintreten, oder durch meine Persönlichkeit selbst erschreckt, war mir unklar, — ein sauber gekleidetes, frisches junges Mädchen empor. „Für fünf Silbergroschen Zungenwurst" forderte ich höflich. Das Mädchen wird über beide Ohren roth, nimmt ein Messer zur Hand, und fängt an, zu schneiden. „Für fünf Silbergroschen", wiederholte ich schüchtern, als die Anzahl der Scheiben mir über meine Mittel hinauszugehen droht. Das Mädchen nickt stumm: „der wahre Künstler ißt sich nie genug", denkt sie wohl, und schneidet weiter. Da plötzlich — aus dem angrenzenden Zimmer nahen Tritte — im Nu ist die Wurst eingewickelt. „Der Vater, der Vater, — bitte, — da nehmen Sie schnell." Ich nehme, zahle und gehe verwundert zum Laden hinaus. Wurst hatte ich genug, für heute und morgen die Hülle und Fülle.

Das war eine Nachricht für meine Collegen, die nun jenen herrlichen Laden schleunigst aufsuchten. Der gute Schlachtermeister mag sich gewundert haben über den plötzlichen Zuspruch in seinem Geschäft. Merkwürdiger Weise aber theilte Niemand meine Begeisterung: das sei ja ganz schön, meinte Jeder, aber mehr, als wo anders, erhalte man da auch nicht.

Wieder acht Tage waren vergangen. Ich hatte den Rudenz im „Tell" gespielt und trippelte frostig nach Hause. Der Laden, an welchem ich täglich vorbei lief, den ich mir

aber zu bemerken gewaltsam abgewöhnt hatte, war sonst um diese Zeit längst geschlossen, heute aber offen. Das verlockte. Wieder ein schneller Entschluß, und wieder das rothwangige erschreckte Mädchen hinter der Toonbank. Wieder schneidet und schneidet sie ab — — und mit jeder Scheibe wird ihr Köpfchen dunkler. Ich sehe sie an, stutze, die Augen gehen mir auf — die Liebe war ihr recht eigentlich — Wurst, und, ich Thor! gehe gekränkt aus dem Laden. — Armes Mädchen! So hold deine Liebe, so gesund deine Verehrung der Kunst, — und so undankbar dein Ideal! Heute gebe ich dir gerne das Zehnfache für eine Scheibe, zur Erinnerung an jene köstliche, tragikomische Zeit. . . . Vergieb mir!



Emma Wooge.

Mein Vater, Musiklehrer in Harburg, ertheilte mir von meinem achten Jahre an selbst Clavierunterricht. Obwohl sich bald erwies, daß ich durchaus nicht ohne musikalische Anlagen, so hatte mein guter Vater doch seine liebe Noth mit mir; nur gezwungen setzte ich mich täglich an's Clavier und trommelte unter Aufsicht meiner Mutter, die mir gar zu pedantisch erscheinenden Tonleitern und Etuden herunter. Dabei kam ich aber doch allmälig vorwärts. Ungefähr mit meinem vierzehnten Jahre, als ich ernster geworden war, obwohl ich auch recht viel mit offenen Augen träumte, wie man zu sagen pflegte und auch häufig in meinen Schulzeugnissen mit dem obligaten Tadel bemerkt hat — erwachte die Lust zur Musik immer mehr in mir und ich fing nun an, recht fleißig Clavier zu spielen.

In der Schule sang ich auch, und zwar immer die dritte Stimme, während ich zu Hause für mich mehr die höheren Töne producirte. Mit fünfzehn Jahren sang ich zum ersten Male öffentlich in Harburg ein Solo in dem „Weihnacht-Oratorium für Kinder" von Hoffmann. Siebzehn Jahre alt,

begann ich plötzlich, in Folge allzu schnellen Wachsens, zu kränkeln, was mich zwang, ein Jahr lang mein Clavierspiel, das ich jetzt mit einer gewissen Leidenschaft betrieb, ganz einzustellen. Als ich wieder anfangen durfte zu üben, zu welcher Zeit auch die Uebungen des Quartetts in unserem Hause — mein ältester Bruder sang Baß, mein zweiter Bruder Tenor, meine Zwillingsschwester Alt und ich Sopran — eifrig begannen, natürlich unter der Leitung meines Vaters, kam Letzterem und mir nach und nach der Wunsch, daß ich mich ganz der Musik widmen möchte, und zwar hoffte ich sehnlichst, das Conservatorium in Leipzig absolviren zu können. Nachdem ich dann wieder eine furchtbare Krankheit, die mich fast ein halbes Jahr niedergehalten, durchgemacht hatte und wieder mich mit der Musik beschäftigen durfte, erhielt ich vom Arzt, der nicht zugeben wollte, daß ich nach Leipzig ging, die Erlaubniß, das Hamburger Conservatorium zu besuchen, da ich dann doch in der Nähe meiner Eltern blieb.

Am 1. October 1876 trat ich als Clavierschülerin mit der Absicht, mich zur Clavierlehrerin für Harburg ausbilden zu lassen, dort ein. Nebenbei fing ich auch bald an, etwas Gesang-Unterricht zu meinem Vergnügen zu nehmen. Nach einem halben Jahre kam meine Lehrerin, Frau Farnbacher, nach Harburg, um meine Eltern zu überreden, mich ganz im Gesang ausbilden zu lassen, da meine Stimme etwas verspreche, und bekam ich von Michaelis 1877 ab bei Herrn Professor von Bernuth, Director des Conservatoriums, Gesangstunden. Mein Clavierspiel setzte ich natürlich nach wie vor eifrig fort.

Nach anderthalb Jahren rückte die entscheidende Frage heran, welches der beiden Fächer: Gesang oder Clavierspiel, ich wählen wollte. Herr von Bernuth erkannte mir für beide Fächer Talent zu. Bald kamen wir zu dem Entschluß, beim Gesang zu bleiben, da wir hiervon mehr glaubten hoffen zu dürfen. Im Winter 1879, im Prüfungs-Concert, sollte sich herausstellen, ob meine Stimme einen großen Concertraum ausfülle; war es so, so wollte ich Concert-Sängerin werden. Am 23. Februar 1879 fand die Prüfung statt und wurde meine Stimme für kräftig und ausgiebig genug erklärt.

Plötzlich wurde ich von allen Seiten gedrängt, nicht Concert-Sängerin zu werden, sondern zur Bühne zu gehen, da man in meinem Gesang dramatisches Element zu entdecken glaubte. Lange Zeit schwankten meine Eltern, dann endlich, nach vielen Bitten meinerseits, — die ich, obwohl überhaupt erst drei Mal in meinem Leben im Theater gewesen, plötzlich so große Neigung und Lust zur Bühne in mir erwachen fühlte, — erhielt ich die Erlaubniß, vorläufig zur Probe ein halbes Jahr bei der vorzüglichen Schauspielerin und Opern-Altistin Frau Elvira Egli am Hamburger Stadttheater dramatischen Unterricht zu nehmen. Meine Lehrerin bearbeitete mich steifes, lang aufgeschossenes Ding dann sechs Monate mit großer Liebenswürdigkeit, Ausdauer, Gewissenhaftigkeit und Strenge. Um Michaelis 1879 erklärte Frau Egli auf eine heimliche Anfrage meiner Eltern hin, daß ich Talent für die Bühne habe, so daß ich, nachdem ich auch die erste Probe auf der Bühne in Leipzig vor der dortigen Direction mit Erfolg bestanden, endlich bestimmte Erlaubniß zur Bühnenlaufbahn von meinen Eltern, besonders von

meinem guten, sehr ängstlichen Mütterchen, erhielt. Noch bis Ostern 1880 Schülerin des Conservatoriums, hatte ich das Glück, im Laufe des Winters in Leipzig, Berlin, Rostock, Kiel ꝛc. in Concerten mit guten Erfolgen zu singen, und hatte Aussicht, zum folgenden Winter in Braunschweig oder in Leipzig engagirt zu werden. Frau Egli bewirkte, daß ich auch Herrn Director *Pollini* etwas vorsingen und vorspielen durfte, in Folge dessen ich die Aufforderung erhielt, am 11. März 1880 in Altona in der Benefiz-Vorstellung meiner Lehrerin, als Anna in „Hans Heiling“ zu debutiren, worauf ich von Herrn Director Pollini für Hamburg-Altona auf zwei Jahre engagirt ward. Mein erstes Auftreten an der Hand meiner lieben Lehrerin, war ein sehr glückliches, und wird mir dieser Abend natürlich in jeder Beziehung unvergeßlich sein. Am 20. März sang ich in Hamburg dieselbe Rolle; es folgten die Gräfin in „Figaro's Hochzeit“ und die Tamina in der „Zauberflöte“. Am 1. September 1880 fing nun mein erstes festes Engagement in Hamburg an. So ist das erste wichtige Stadium meiner bisher ziemlich ebenen theatralischen Laufbahn glücklich erreicht; möge die Vorsehung, die mir in der That gütig gewesen, mir auch ferner in dem Streben nach künstlerischen Zielen förderlich sein!

Emma Vogl.

Ludwig Max.

Ich sehe mich noch als neunzehnjährigen Jüngling den Wanderstab ergreifen, um leichten Herzens, aber auch mit leichtem Geldbeutel, in die neue Welt meiner Hoffnungen, in das Eldorado meiner Wünsche, in die Gefilde der Kunst zu ziehen, wo, wie ich mit Bestimmtheit erwartete, das Glück mir blühen sollte. — Eines schönen Tages komme ich zum Director K .... nach Friesack, um mich als zukünftiges Mitglied seiner Truppe vorzustellen, und staune über nichts, was mir Seltsames und Ungewohntes entgegentritt, weder über das mehr als patriarchalische Aussehen meines sich allwissend dünkenden Directors, noch über die zahlreiche Familie desselben (ich glaube, es waren elf Kinder vorhanden), am allerwenigsten aber über die Art des Empfanges, der mir zu Theil wird. Man nickt souverain zu mir herab, man schlägt die Arme übereinander und mustert den Kühnen, der es wagt, in die göttlichen Geheimnisse der Bühne eindringen zu wollen.

Nachdem das Fegefeuer der ersten Vorstellung, — das heißt, meiner persönlichen Vorstellung beim Director, von

der ich mir auch eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte, — überstanden ist, wandere ich fürbaß durch die Stadt, um den neuen Schauplatz meiner nunmehrigen Thätigkeit zu beaugenscheinigen und gleichzeitig ein Domicil auszusuchen, das würdig ist, meiner Person zum dauernden Aufenthalt zu dienen. Ich finde es selbstverständlich, daß man mich mit ausgesuchtester Artigkeit behandelt, denn ich sage mir: „Du bist der Erlesenen einer und Ihr, aus dem Staube Friesack's gezeugte Erdenbrüder, empfangt die hohe Ehre, mich zu den Euren zu zählen." Alles Nothwendige ist bald arrangirt und die Tage meines Wirkens können beginnen; und sie begannen, — wechselvoll, stürmisch, leidenschaftlich und auch wiederum oft sehr abkühlend! Du lieber Gott, was habe ich da nicht alles zusammengespielt! Helden und Narren, schurkische Intriguants und vorlaute Gecken, ja selbst Kinder und Greise waren mir nicht mehr heilig, und gelernt habe ich mit einem Eifer, um den ich mich selbst beneiden könnte. Da habe ich denn nun von vornherein so manche komische Affaire erlebt, die erzählt zu werden verdient, insbesondere, was mir bei einer sogenannten Spritztour von Friesack nach dem Dörfchen G . . . . passirte. Wir reisten per Achse nach G . . . ., um den „Wilderer", Schauspiel von Gerstäcker, vom Stapel zu lassen, in welchem Stücke ich bereits mit einigem Erfolge den Forstgehülfen Keller gespielt hatte und nun abermals Proben meines Könnens ablegen sollte. Nun hatten wir bei unserer Gesellschaft u. A. einen in jeder Hinsicht hochbegabten Schauspieler, Gustav H . . . . mit Namen, der für das Fach jugendlicher Helden und Liebhaber engagirt war und dasselbe in einer Weise vertrat, wie sie manchem Künstler

ersten Ranges Ehre gemacht hätte. Wäre dieser brave Held der Bretter nur nicht mit jenem Laster behaftet gewesen, das nur ein Ziethen'scher Husar zuweilen als Tugend anerkannt wissen will! Es war bei meinem Helden derart entwickelt, daß derselbe jede Sicherheit der Bewegung auf dem profanen Weltboden verlor, um wie viel mehr auf dem so klassischen Boden der Bretter, die die Welt bedeuten. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Freund H . . . . die Bühne möglichst ruhig zu betreten, um während jedes Dialogs fest und steif wie eine Statue zu stehen und keine Bewegung nach rechts oder links zu wagen, da jede, selbst die kleinste, ihn der Gefahr nahe brachte, die Balance zu verlieren. Bei der oft obwaltenden Cassenmisere meines Freundes H . . . . spielten die Kosten des zu consumirenden Getränkes bei ihm eine große Rolle, weshalb sich Niemand darüber wundern darf, daß H . . . . zuletzt zu reinem Spriet seine Zuflucht nahm, den er höchstens aus „Milderungsgründen" zuweilen mit etwas Wasser vermischte. Besagter Herr H . . . . also hatte keine Lust, mit uns den Weg nach G . . . . per Achse zu machen, sondern erklärte, lieber zu Fuße gehen zu wollen, indem er höchstens eine Stunde nach uns in dem nahegelegenen Dörfchen einzutreffen versprach. Nachdem wir in Friesack von ihm Abschied genommen, fuhren wir frohen Muthes in einem sogenannten Zeltwagen, worin wir, eingepreßt wie die Bücklinge, saßen, unserem Ziele entgegen. Halb gerädert und zerschlagen kommen wir in dem Oertchen an und bemühen uns lange vergeblich, die nach der anstrengenden Tour erstarrten und gelähmten Glieder wieder zu den gewohnten Functionen zu bringen, und wir verfügen uns in das Local,

wo unser Musentempel aufgeschlagen werden soll. — Man denke sich einen nicht zu großen Tanzsaal, von altmodischem Bau, nicht zu umfangreich, wie man ihn nur in kleinen Städten, respective Dörfern anzutreffen pflegt. Einige Arbeiter eilen herbei, sich am Bau unseres Tempels zu betheiligen; mit Hülfe einiger Fässer, die man in gewissen Entfernungen von einander aufstellt, und über die dann einige Bretter gelegt und mit Theaterbohrern befestigt werden, wird das Podium errichtet. Was an Gardinen in unseren Mitteln, wird an den Seiten angebracht; der Hintergrund, der auf einer Seite Wald, auf der anderen ein Zimmer darstellt, angenagelt, ein farbenbeklextes Stück alter Leinewand als Vorhang befestigt, und — das sogenannte Theater ist fertig. — Die Bühne selbst reicht nicht bis hinten an die Wand, da man nicht Bretter genug hatte, das Podium so weit auszufüllen, so daß hinter dem Prospect noch ein großer klaffender Raum übrig bleibt, der die angenehme Aussicht bietet, bei einem zu starken Retiriren die Widerstandsfähigkeit menschlicher Knochen auf die härteste Probe zu stellen! Aber ein wahrer Künstler setzt sich über so Manches hinweg, warum nicht auch einmal über einen solchen Raum! —

Es dunkelt bereits, und die Kunstbeflissenen begeben sich in die Garderoben. Präcise 7½ Uhr soll die Vorstellung beginnen; es ist bereits 7¼ Uhr und unser Freund H.... fehlt noch. Wir Alle ergehen uns in Vermuthungen, die dem Grunde der Verspätung H....'s nicht sehr entfernt liegen; — es wird mittlerweile 7½ Uhr, — nichts ist von H.... zu sehen und zu hören. Das Getöse vor dem Vorhang, welches mein Director boshafter Weise die Musik nennt,

martert schon zum dritten Male mein Ohr, da öffnen sich die Gardinen des Raumes, der uns zur Garderobe dient, und zwei kräftige Gestalten, wahrhafte Cyclopen, schieben etwas, was einem Menschen nicht ganz unähnlich sieht, zu uns herein. — Es ist H.... Aber wie sieht er aus! — Wie eine überheizte Schnellzug-Locomotive, die irgendwo ein paar Räder verloren hat und zufällig bei uns entgleiste. —

„Mensch!" ruft mein Director, „was machen Sie denn? Sie sollen ja den Kerdelmann spielen!" —

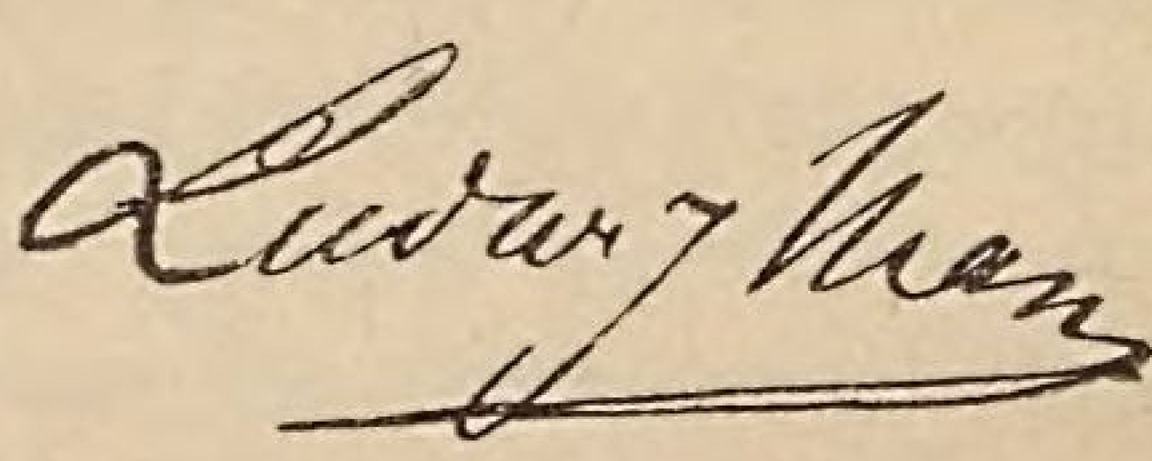
„Weiß ich!" — lallt sehr lakonisch H...., der kaum fähig ist, sich aufrecht zu erhalten und sich anschickt, sich umzukleiden, was ihm jedoch erst gelingt, als Einige von uns ihm helfen.

„Sie sind ja aber wieder total betrunken!" jammert mein Director. — „Weiß ich!" sagt ebenso lakonisch der Unverwüstliche.

Da es 8 Uhr ist und das Publicum bereits anfängt ungeduldig zu werden, so verbeißt mein Chef seinen Ingrimm über das Betragen H....'s, und legt selbst Hand mit an, H.... beim Ankleiden behülflich zu sein. Endlich ist derselbe so weit; nachdem er von kräftigen Armen auf's Podium gehoben ist, ertönt das Zeichen, der Vorhang hebt sich, und die Comödie beginnt. Freund H.... steht nach alter Gewohnheit fest wie ein Leuchtenpfahl, und spricht Wort für Wort, als hätte er das Buch vor sich liegen und lese etwas vor; seine Augen schauen hervor, wie zwei Rosinen aus einem „Klöben", sein Kopf glüht ganz bedenklich, -- aber was thut's, der Act wird doch zu Ende gespielt und das Publicum beweist durch lebhafte Acclamation seine Zufriedenheit. Auch das erste Bild des zweiten Actes erreicht

sein Ende ohne besondere Auffälligkeiten. Der Vorhang hebt sich abermals und ich trete als Forstgehülfe Keller aus dem Dickicht, mich über mein jämmerliches Loos beklagend, das mich zu einem so undankbaren Leben, wie dem des Waidwerkes verdammt; — ich beklage mich seufzend über die Heldin des Stückes, die durchaus nur an dem vom Glücke bevorzugten Kerdelmann Gefallen findet, der, wie ich mit unverhohlenem Grimm ausspreche, ein Wilddieb ist, welchen einmal in flagranti zu ertappen, mein höchster Wunsch sei. Auf einmal fällt ein Schuß! — „Ha! — ein Schuß!" rufe ich, und drücke mich in das Dickicht zurück, von wo aus ich den Attentäter erwarte. Kerdelmann erscheint jetzt in Person meines betrunkenen Freundes, ein Stück Wild, welches er soeben erlegt, nach sich schleifend, und stellt sich mit ausgespreizten Beinen, gleich einem Wegweiser, mitten auf die Bühne. Ich trete hervor und erkläre ihn zu meinem Gefangenen; Kerdelmann behauptet, der Rolle gemäß, das Stück Wild, welches am Boden liegt, und das ich ihm befehle mitzunehmen, nicht allein aufheben zu können, da es zu schwer sei. Ich bücke mich, ihm zu helfen, und bei dieser Gelegenheit hat Kerdelmann den Moment abzupassen und mir einen Dolchstich beizubringen. Kerdelmann holt also aus, macht aber eine sehr verderbliche Schwankung und droht niederzustürzen; natürlich falle ich ihm in die Arme, indem ich ihn krampfhaft festhalte, — es entsteht abermals eine starke Schwankung, Kerdelmann neigt sich zu sehr dem Hintergrunde zu, tritt fehl und wirft sich mit unnachahmlicher Grazie in die gähnende Spalte, mich, der ich ihn halten will, durch sein ungeheures „specifisches Gewicht" mit sich reißend; der Hintergrund fällt

über uns und — „Roß und Reiter sah man niemals wieder!“ — Große Pause! Rufe hinter der Scene: „Kerdelmann aufstehen, weiter spielen!“ Kerdelmann rührt sich nicht; er liegt wie festgenagelt, keines seiner Sinne mächtig, und weder Bitten noch Drohungen bewegen ihn, sich zu bewegen. „Vorhang 'runter!“ ruft der Director, und der Vorhang fällt elegisch. Allgemeines Bravo aus dem Publicum. In der Garderobe wird jetzt großer Kriegsrath abgehalten. — Was ist zu thun? Kerdelmann hat das Stück zu halten und liegt besinnungslos unten bei den Fässern; man beschließt endlich, ihn liegen zu lassen und übergiebt *mir* den Auftrag, jetzt mein Meisterstückchen zu machen, indem ich, der ich soeben in dem Stück als Keller habe sterben müssen, *meinen eigenen Mörder, den Joseph Kerdelmann, weiter spielen sollte!* Mit Hülfe eines riesigen Vollbartes wird eine wesentliche Veränderung mit mir erzielt, und ich spiele weiter, spiele „wie ein junger Gott“, — und das Publicum hat es geglaubt, und ich selbst ward beinahe überzeugt, daß ich mich getödtet habe! — So geschehen im Jahre 1867.



Richard Schindler.

Es war Anfangs October 1860, als ich aus meiner Heimath Frankfurt, in Hamburg anlangte, um von dort meine erste Seereise als Schiffsjunge nach dem Cap der guten Hoffnung anzutreten. Meinem glühenden Wunsche, Schauspieler zu werden, hatten meine Eltern keine Folge geben wollen, und ich, kurz entschlossen, wählte die Seemannscarriere, die mir in meiner Phantasie, nächst der Bühnenlaufbahn, als die begehrenswertheste erschien! — O schöner Jugendtraum! — Ich hatte keine Ahnung, daß das Schiff, auf dem ich angemustert hatte, ein Auswandererschiff war, und war ich bei meinem Eintreffen an Bord nicht wenig erstaunt, im Zwischendeck die Vorkehrungen zur Aufnahme von 400 Personen getroffen zu sehen. Am Abend vor unserer Abfahrt kamen die Passagiere an Bord, größtentheils Schlesier, die sich in der Ferne eine neue Heimath gründen wollten. Vor Allem zeichneten sich dieselben durch einen ungeheuren Kindersegen aus, der auf der dreimonatlichen Seefahrt nach Capstadt noch um 13 Sprößlinge vermehrt wurde, während nur ein Kind und ein junges

Mädchen starben. Ich übergehe die weiteren Details dieser ersten Seereise, — nur darauf gebe ich mein Wort, daß ich in den drei Monaten von der Seemannskunst nichts weiter erlernt habe, als Messer und Gabeln putzen, Deck waschen und dergleichen reinliche Geschäfte mehr. Meine Phantasiegemälde waren schnell entschwunden, aber mit dem Erkennen der Schattenseiten des schweren, gefahrvollen und undankbaren Seemannsberufs, kam auch sofort der Entschluß, der Sache so bald als möglich ein Ende zu machen. Am 7. Januar 1861 lief unsere Bark bei wunderschönem Wetter in die Table-Bay ein. Der Anblick der Capstadt, welche von drei Seiten von hohen Bergen, dem Tafelberg, dem Löwenkopf und dem Löwenrücken, eingeschlossen, wie ein Schmuckkästchen daliegt, während sie von der vierten Seite von der See bespült wird, bleibt mir unvergeßlich. Wir sollten, nachdem die Passagiere gelandet waren, Proviant, Wasser 2c. einnehmen, um am zweitnächsten Tage die Reise nach Australien fortzusetzen; ich zog es vor, mit dem Schiffszimmermann, dem ich mein Vertrauen geschenkt, und der mir das seinige nicht vorenthalten hatte, in Capstadt zu bleiben. Nachts verließen wir heimlich das Schiff, nur das Nothwendigste in einem Bündel mit uns nehmend, ich aber unter dem Arm meine treue Begleiterin — die Geige! — Wir marschirten die Nacht durch und erreichten beim Tagesgrauen eine kleine Cantine in der Nähe von Symonsbay. Hier hielten wir uns versteckt, bis unser Schiff Tags darauf den Hafen von Capstadt verlassen. Noch an demselben Tage trennte sich mein Kamerad von mir; er ging nach Port Elizabeth, ich kehrte nach Capstadt zurück.

Da stand ich nun mutterseelenallein in einem fremden Lande, Tausende von Meilen von der Heimath entfernt, kaum der Sprache des Landes mächtig, mit einem Baarvermögen von 2½ Pfund Sterling (circa 50 Mark) in der Tasche. Ein tiefes Heimweh bemächtigte sich meiner, gepaart mit der Angst für meine weitere Existenz. Damals konnte ich noch weinen, und ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich es that. Die Thränen erleichtern wirklich des Menschen Herz, — dazu der Jugendmuth und leichte Sinn eines Achtzehnjährigen, — ich wurde ruhig. Den nächsten Morgen verließ ich die Cantine, die Brust voll Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, und kehrte nach Capstadt zurück. Im Commercial-Hotel, welches mir wie ein Hotel zweiten Ranges erschien, kehrte ich ein. Ich erhielt auf meinen Wunsch ein kleines Zimmer, und bestellte mir ein Beefsteak und eine halbe Flasche Ale. Dieses bescheidene Abendessen kostete nur 7 Shillings 6 Pence, nach unserem Gelde also 7 Mark 50 Pfennige. Ich erzähle dies so genau, weil mich beim Bezahlen dieses Abendessens wieder die furchtbare Angst packte, was aus mir werden sollte, wenn mein Geld zu Ende. Ich schlief trotz des anstrengenden Marsches, den ich gemacht, recht schlecht, und stand schon gegen 4 Uhr Morgens auf, um, wie ich mir selbst vorlog, spazieren zu gehen; heute kann ich ja die Wahrheit sagen: — ich wollte dem wahrscheinlich sehr kostspieligen und für mich ziemlich überflüssigen Kaffee entgehen.

Nachdem ich einige Stunden durch die Straßen der Stadt geschlendert, kam ich an eine herrliche Eichen-Allee, die nach dem botanischen Garten führt. Es berührte mich eigenthümlich in diesem fremden Lande, weit vom Vaterhause, unsere schöne,

grüne deutsche Eiche zu erschauen. Ich hatte mich auf eine Bank niedergelassen und saß in Gedanken versunken, als plötzlich Schritte neben mir ertönten und sich Jemand am andern Ende der Bank niedersetzte. Ich erblickte einen ältlichen, hoch aufgeschossenen hageren Herrn neben mir, dessen zahnloser Mund mich freundlich angrinste und mir im schönsten Hochdeutsch einen freundlichen guten Morgen! bot. Unter deutschen Eichen im Süden Afrika's, ein deutscher Morgengruß, — wer würde sich nicht wie ich herzlich gefreut haben! Wir waren bald in ein Gespräch verwickelt. Er hielt mich für einen mit der Hamburger Bark angekommenen Passagier und ich ließ ihn bei diesem Glauben. Wir waren, ich weiß nicht wie, in unserer Unterhaltung auf die Musik gekommen, und ich erwähnte, daß ich Geige spiele und mein Instrument mit habe. Bei dieser Nachricht sprang mein langer Herr plötzlich auf, faßte meinen Arm, riß mich von der Bank empor und keuchte: „Sie spielen Violine, Sie haben ein Instrument? Kommen Sie, — ich muß hören, wie Sie spielen, — ich heiße Jacob, bin Director einer Musikcapelle, bin aus Kassel gebürtig, — und kenne Spohr; ich brauche eine erste Geige, — kommen Sie!" — diese Worte ruckweise herausstoßend, riß er mich fast mit sich fort.

Wir waren bald bei meinem Hotel angekommen, ich spielte ihm die Variationen über: »Je suis le petit Tambour« von David vor, und der alte Mann weinte vor Freude, vor Rührung — was weiß ich! — Drei Monate war ich bei Jacob erster Geiger im Theater, auf Bällen, Hochzeiten, in Concerten ꝛc. Ich verdiente viel Geld, wohnte in seinem Hause, verkehrte in seiner Familie, — liebte natürlich seine

Tochter, welche bereits Braut war, hoffnungslos, kurz, ich führte das schönste Leben, und — wurde leider etwas übermüthig. Eines Tages erklärte ich Herrn Jacob, daß ich eine kleine Reise machen wolle; — er suchte mich davon zurückzuhalten — vergeblich. Ich hatte den Ober-Steward des Postdampfschiffes, welches zwischen Capstadt, Port Elizabeth und Port Natal fährt, kennen gelernt, beschloß, die nächste Fahrt mit dorthin zu machen, und führte diesen Beschluß aus. Jacob war böse, als ich fortging, und meinte, ich könne von nun an geigen, wo ich wolle, — er sei früher ohne mich fertig geworden, es würde nun auch ohne mich gehen. Der arme Alte! — ich habe mir später oft Vorwürfe gemacht, denn er hat es väterlich gut mit mir gemeint!

Als wir nach vierzehn Tagen von Port Natal wieder nach Capstadt zurückkehrten, war mein schönes Geld, das erste das ich mir selbst verdient und erspart, — aufgebraucht. Ich hatte an Bord sehr nobel gelebt, von Natal aus eine Excursion in's Innere gemacht, fast bis in die Gegend, wo achtzehn Jahre später ein Napoleon fallen sollte, kurz, an mir das Sprichwort zur Wahrheit gemacht: leicht gewonnen — schnell zerronnen. Wieder zu Jacob zu gehen, hatte ich nicht den Muth, oder war ich zu stolz.

Ich wurde Steward auf demselben Dampfschiffe, auf welchem ich soeben als Passagier und Gentleman die Reise gemacht hatte. Diese Steward-Periode dauerte auch gerade drei Monate, bietet aber für den Leser nichts Interessantes, höchstens der Grund, weshalb ich sie aufgeben mußte. Es war eine schwere Nacht, die ich da mit durchgemacht habe, an der Südspitze Afrika's, — die Maschine zerbrochen, die

Schanzkleidung zerschlagen, die Masten über Bord, ein willenloses Spielzeug der Wellen. Nachdem wir dreizehn Tage auf See waren, mit ungenügendem Proviant für sechsundachtzig Passagiere und die Mannschaft, wurden wir endlich von einem englischen Kriegsschiff gefunden und nach Symonsbay geschleppt. Das Schiff kam auf die Slipp zur Reparatur — die Mannschaft hatte ihre Schuldigkeit gethan, — wir konnten gehen! — Ein holländischer Farmer, der als Passagier diese letzte Reise mitgemacht hatte und dessen Sympathie ich mir erworben haben mochte, machte mir den Vorschlag, ihn nach seiner Farm zu begleiten; wenn es mir nicht gefallen sollte, könnte ich ja immer wieder nach Capstadt zurückkehren. Ich schlug ein, und zwei Tage später trafen wir auf der holländischen Farm Conterberg in der Nähe der hannöverschen Missionscolonie Malmsberry ein. Ich bekam ein niedliches Zimmer in einem Nebenhause zugewiesen, aber meine Geige eröffnete mir bald die Familienzimmer. Die älteste Tochter des Hauses, ein sehr schönes Mädchen in meinem damaligen Alter, spielte gewandt Clavier, es wurden Noten von Capstadt requirirt, und manche vergnügte Stunde ist den Zuhörern bereitet worden. Ich mit meinen achtzehn Jahren verliebte mich selbstverständlich vorschriftsmäßig in Miß Mary — und war sogar so dumm, oder so dreist, es ihr zu gestehen, — aber diese brave Holländerin (die eben so schlecht Englisch sprach wie ich), hatte doch mehr Verstand, als Herz, — sie ließ mich furchtbar abfallen. — Ich mußte übrigens auch arbeiten. Zunächst ging es Morgens früh in die Country, um zu sehen, ob die Viehherden auf gute Weideplätze getrieben waren, und es wurde fast Mittag, ehe ich alle Kraale abgeritten hatte.

Das Mittagsmahl bestand ohne Ausnahme während der ganzen Zeit, die ich in Conterberg zubrachte, aus gekochtem Hammelfleisch, Haferbrot und Wein. Meine schwarze Dienerin Lea suchte sich zwar durch Zusteckung einiger Backwaaren oder sonstiger Dinge in mein Herz zu stehlen, aber ich rächte mich an Lea, indem ich sie verschmähte, für meine zweite hoffnungslose Liebe. Nachmittags wurde im Garten gearbeitet, Wein gekeltert 2c. 2c. Dieses ewige Einerlei, besonders was das Hammelfleisch anbetraf, und der Mangel an Aussicht auf irgend welche geistige Anregung, machten mir den längeren Aufenthalt geradezu unmöglich. Ich erbat meinen Abschied und erhielt ihn. Auch hier war ich merkwürdigerweise gerade ein Vierteljahr!

Ich hatte Fahrgelegenheit nach Port Elizabeth, und zog es daher vor, dorthin zu fahren, als nach Capstadt zu gehen. Als ich zum ersten Male das Meer wieder sah, — packte mich eine unendliche Sehnsucht nach meiner Heimath; — merkwürdig, dort haben sie fast zur selben Zeit meine Mutter begraben! — Geld zur Ueberfahrt nach England mit dem Postdampfschiff hatte ich nicht, aber ich wußte mir zu helfen. Eine kleine englische Brigg „Lizzie & Kate" genannt, lag segelfertig im Hafen, um nach London zu gehen, — es fehlte ihr ein Leichtmatrose. Mit unglaublicher Dreistigkeit ging ich in die Shipping-Office und ließ mich anmustern. Ich kannte keinen Namen der englischen Segel, kein Commando, aber ich wollte nach Hause — und dachte: über Bord werden sie Dich ja nicht werfen. Eine Stunde später waren wir in See — und ich bin glücklich nach London gekommen; meine Geige war wieder die Vermittlerin, wenn die Unzufriedenheit mit

mir zu groß wurde. Auch habe ich in den 2½ Monaten der Ueberfahrt mehr Englisch sprechen gelernt, als in fünf Jahren auf der Schule und neun Monaten in Südafrika.

Von London kehrte ich nach meiner Vaterstadt zurück. Meine Mutter war todt, mein Vater stellte meinem Wunsche, zur Bühne zu gehen, nichts mehr in den Weg, und so betrat ich am 9. November 1862 — in dem kleinen fürstlichen Theater in Gera — zum ersten Male die Bretter.

Richard Schindler.

Thoma Börs.

Wenn der norddeutsche Winter beginnt und der Herbstwind das Laub von den Bäumen schüttelt, oder der träge Himmel Schnee und Regen durcheinander weint, kurz ein Wetter herrscht, daß alle Theaterbesitzer sich vergnügt die Hände reiben, dann ist es für mich ein rechter Genuß, etwa nach einer anstrengenden Opernpartie, noch ein paar Stunden in meinem „molligen" Zimmer auf dem bequemen Divan zu verträumen.

Ich schaue still in den traulichen, rosigen Lampenschirm und krame in meinen Erinnerungen herum; liebe interessante Bekanntschaften ziehen vorüber, Freudvolles und Leidvolles steigt auf, doch behält man leichter das Angenehme im Gedächtniß. Je schlechter nun das Wetter da draußen, desto schöneren italienischen Himmel erträume ich mir zurück, und so will ich denn heute von Italien, dem Lande der Sehnsucht der Künstler plaudern, von Rom, wo ich so viel Freudiges erlebt habe.

Vorzügliche Empfehlungen hatten mir in Rom die kunstliebenden Kreise der besseren Gesellschaft eröffnet, — fast nur

italienische Familien, in denen ich die liebevollste Aufnahme und die herrlichsten Anregungen fand.

Unter Führung wissenschaftlich Gebildeter sollte ich die Roma vecchia kennen lernen. Diese vergangene, und doch noch heute gewaltige Größe, hatte stets den stärksten Reiz für mich, und mit Recht stolz auf ihre Kunstschätze, waren die Römer immer auf's Neue bemüht, mir ein Stück der „ewigen Stadt" zu zeigen. Am Tage wurde bildende Kunst exercirt, Abends Musik gemacht, — so gestaltete sich mein römisches Leben zu einem steten Festtage.

Eines Nachmittags, als ich mit meiner Schwester Clara auf dem Monte Pincio flanire, tritt der Graf Negroni auf uns zu. „Haben Sie schon das Colosseum bei Mondenschein gesehen?" fragte er mich nach der üblichen Begrüßung. „Nein!" riefen wir mit dem unverkennbaren Ausdruck, daß nichts uns erwünschter sein könne, als dieses Schauspiel, und so wurde gleich verabredet, noch denselben Abend die Partie in's Werk zu setzen.

Unvergeßlich wird mir dieser wunderbare Abend bleiben. Es hatte sich eine große Gesellschaft eingefunden, lauter Bekannte, nicht etwa gleichgültige Badecur-Reisende, denen die auf Trinkgeld hoffenden Fremdenführer zuweilen das Vergnügen einer Beleuchtung des Colosseums durch Fackellicht bereiten, sondern ein warmfühlendes Künstlervölkchen oder doch Leute, die Künstlerinteressen verfolgten.

Nach einer entzückenden Wanderung, unter allerlei Scherzen, wobei wir modernen Menschen mit dem furchtbaren Ernste des alten Rom sonderbar contrastiren mochten, waren wir bald bei den Riesenbögen des Colosseums angelangt.

Hier wurden von einer Schaar Diener Fackeln angezündet und der Aufmarsch begann. Da waren noch die Nummern der verschiedenen Theaterzugänge über den Bogenportalen deutlich zu sehen, die Treppen zu den Rängen noch gut conservirt. Wir fühlten uns um zweitausend Jahre zurückversetzt und brachten, indem wir die Stufen erstiegen, allerlei scherzhafte Fragen und Bemerkungen vor: „Wird der Hof des Kaisers Titus heute erscheinen?“ — „Ich höre, die Sabina hat absagen lassen.“ — „Halten Sie fünfhundert Sesterzen auf Nerverus?“ ꝛc. Ein Franzose, der uns durch Anachronismen noch heiterer stimmen wollte, rief dazwischen: »Le programme s. v. p.! Demander les photographies des artistes! N'oubliez pas l'ouvreuse!« jene Ausrufe, wie man sie in den Pariser Theatern zum Ueberdruß hört. Als wir die höchsten Stufen erklommen hatten und in stiller Einsamkeit der mondbeglänzten Zaubernacht die antike Welt zu unsern Füßen lag — da fühlte ein Jeder diese bewältigende Größe, dieses erhabene Bild auf sich einwirken und ward wortlos; selbst der Franzose schwieg.

Prächtig und rein beschien der volle Mond eine Seite des Theaters, während die Schattenseite durch das Fackellicht magisch beleuchtet wurde. Hier entsendete der Mond seine silbergrünen Strahlen auf die Stufen und Wölbungen des Amphitheaters, auf die mächtigen Mauerwände mit ihren dunkeln Spalten, worin Wucherpflanzen und allerlei Buschwerk eine üppige Vegetation treiben. Dort warf das gelbrothe Fackellicht dämonische Schatten in die schwarzen Wölbungen der Bögen, und unheimlich bewegten sich die dunkeln Gestalten der Fackelträger.

Mancher mochte, sich in die alte Zeit zurückträumend, seine Phantasie mit historischen Figuren beleben, ein Anderer schwelgte vielleicht nur in den malerischen Effecten. Welchen Eindruck dieses grandiose Schauspiel auf mich machte, — ich weiß es nicht mehr, — ich fühlte, wie Agathe, „alle meine Pulse schlagen". Schweigen ist zwar das beredteste Zeichen der Bewunderung, doch konnte ich meine Gemüthsbewegungen nicht still ertragen; mein Enthusiasmus rang nach Ausdruck, — ich mußte singen. Schüchtern trällerte ich anfangs nur mezza voce einige Passagen, dann muthiger werdend, sang ich mit voller Stimme, die bei der nächtlichen Stille und der unglaublichen Akustik, das ganze Riesentheater ausfüllte, einige Lieder von Schumann und Rubinstein. Ich hatte einen dröhnenden Erfolg, und als von allen Seiten »benissimo, bellissimo, bravissimo!« erscholl und stürmisch »bis« verlangt wurden, gab ich noch einige italienische Sachen zum Besten, die von den dankbaren Zuhörern mit immensem Applaus belohnt wurden. Allgemeiner Jubel, Händedrücken, kurz „Freude war in Troja's Hallen" oder vielmehr im classischen Colosseum. Der Franzose versuchte, aus Mauersträuchern mir einen Kranz zu winden, »faute de mieux«, wie er entschuldigend sagte, — und damit trollten wir vergnügt heimwärts, oft noch des gelungenen Abends gedenkend.

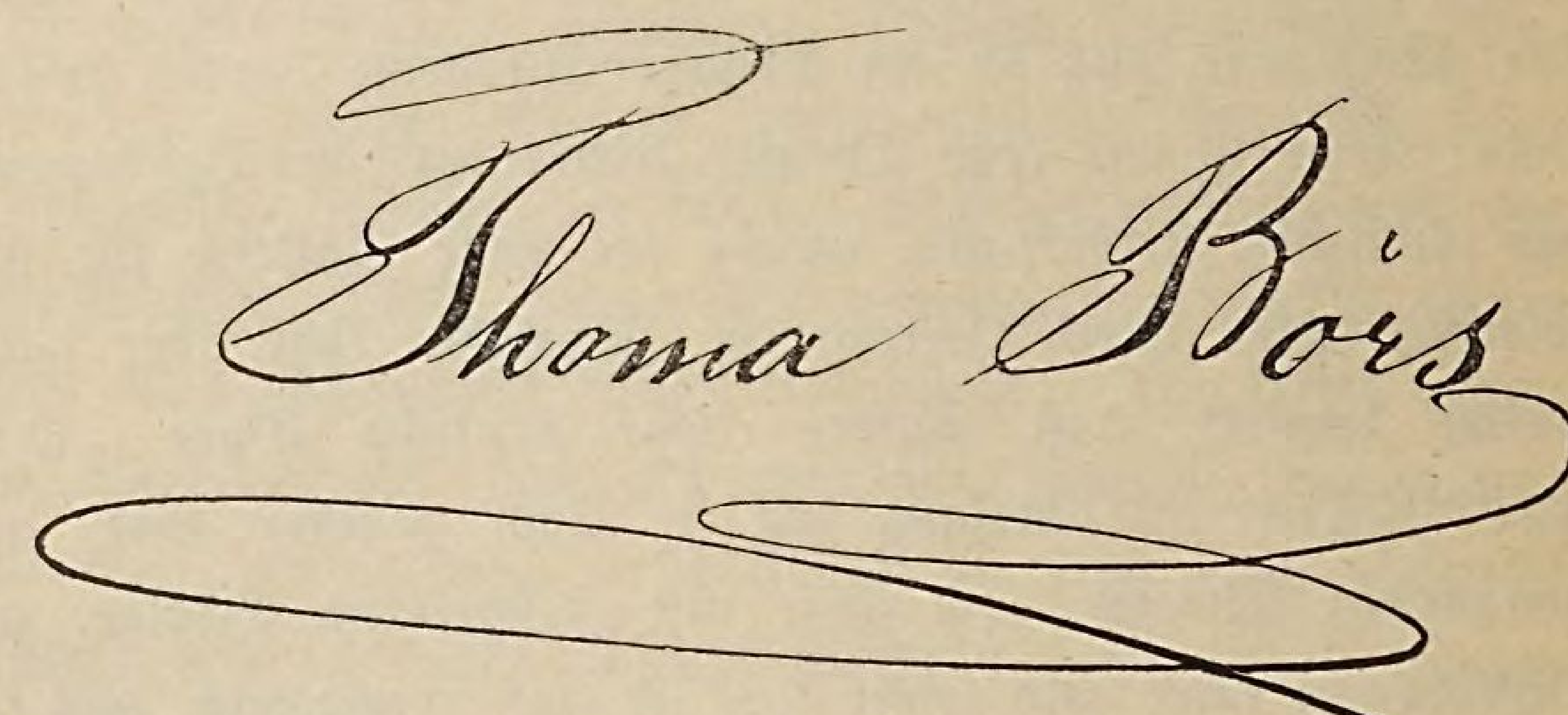
Diese improvisirte Gesangs-Leistung war indeß von einer Tragweite, die ich nicht erwartet hatte. Bald darauf erhielt ich nämlich die ehrenvolle Aufforderung, in dem nächsten Concerte der Reale Accademia di S. Cecilia zu singen. Ich wählte die „Freischütz"-Arie: „Wie nahte mir der Schlummer", die ungemein gefiel und mir viel Anerkennung

einbrachte. Ich muß gestehen, daß ich mich nie so stolz und glücklich fühlte, als an diesem Abend in der classischen Stadt. Kann man überhaupt, als junge Sängerin, etwas Schmeichelhafteres erhoffen oder wünschen, als vor einem gebildeten Auditorium im Lande des Gesanges Beifall zu finden? Die römische Tagespresse besprach mein Debut mit Anerkennung; allgemein wurde ich beglückwünscht und die exclusivsten Kreise versagten mir ihre Huldigungen nicht. Die Folge war, daß ich ein Engagement beim Teatro Apollo fand; dieses ist das erste Theater Rom's und das Rendezvous der römischen Aristokratie, welche die beste Gallerie für sich reservirt hält. Mein Vortrag der „Agathen"-Arie aber hatte weiter bewirkt, daß unsere liebe deutsche Oper „Der Freischütz", die bislang nie in Rom gegeben war, am genannten Theater, und zwar mit großartigem Erfolge, zur Aufführung kam, und somit darf ich mir schmeicheln, daß ich die intellectuelle Urheberin dieses Ereignisses war. So hätte ich denn auch meiner kleinen Skizze die Ueberschrift geben können: „Wie der Freischütz in Rom zur Aufführung kam."

Eine große Künstlerfreude stand mir aber noch bevor. Am 23. Mai 1873 überreichte man mir feierlichst ein Diplom, worin ich zum Ehrenmitgliede der königlichen Musik-Akademie ernannt wurde. Schön eingerahmt, hängt dieses Document mit seinem stattlichen Wappen im Kreise meiner Lorbeerkränze. Wie oft habe ich den Inhalt gelesen — ich kenne ihn auswendig, — wie stolz bin ich auf die mit schönen Lettern darin verzeichneten Worte:

»Insignata del titolo di Socia Onoraria nella classe de cantanti.«

Jetzt bin ich als wohlbestallte Primadonna des königlichen Theaters in Hannover. Ich sitze in meinem behaglichen Zimmer, der böse Nordwind rüttelt die Fenster, — und so denke ich, wird mir der gütige Leser wohl verzeihen, wenn mich die Lust anwandelte, ein wenig vom schönen Süden zu plaudern.



Carl Schultze.

Meine ersten theatralischen Eindrücke erhielt ich als circa elfjähriger Knabe in meiner Vaterstadt Hamburg hinter den Coulissen oder auf dem Schnürboden des seit dem Jahre 1818 bestandenen Theaters in der Steinstraße, in deren Nähe, am Pferdemarkt, — unweit jener Stelle, auf welcher sich später das aus diesem Bühnen-Unternehmen unter der Direction Maurice hervorgegangene Thalia-Theater erhob, — ich bis zu meinem dreizehnten Lebensjahre wohnte. Aber nicht nur als passionirter kleiner Zuschauer, sondern auch schon als mitwirkender Volontair in Possen und Pantomimen, wie „Die falsche Catalani", „Purzel I." &c. frequentirte ich jenen winkeligen Musentempel, der am Ende eines langgestreckten Hofes zu finden war, — daher die Titulatur „Hofschauspieler", mit der mich der nun selige Director Th. Damm in späteren Jahren einmal beehrt hat, indem er mir Entree gewährte. Frau Handje, die Schwiegermutter Kaßmann's, ehemaligen Theatermeisters am Stadttheater, der sich im Jahre 1831 mit dem trefflichen Chéri Maurice, dem nunmehrigen Helden eines

50jährigen Bühnendirections-Jubiläums, associirt hat, verwerthete im Steinstraßen-Theater ihre Concession, wie vordem in einem Dilettanten-Theater auf dem Valentinskamp, im Hotel de Rome, und im Fran'schen Theater auf der großen Drehbahn, das später das Apollo-Theater wurde. In der Nähe des letzteren hatte der Verein „Concordia" seine Bühne, und auf diesen Brettern habe ich zuerst als wohlbestalltes Mitglied eines Theater-Verbandes fungirt. Besonderes Glück hatte ich als Schulmeister Henne in der bekannten einactigen Vaudeville-Posse: „Ein Stündchen in der Schule", und diese Rolle habe ich denn auch am Abend meines 25jährigen Schauspieler-Jubiläums, am 30. September 1874, in meinem Theater gespielt, unter Mitwirkung meiner sechs Kinder, und unter der liebevollsten Theilnahme des Publicums.

Zur Zeit meiner Wirksamkeit an der „Concordia" florirten in unserer Stadt die sogenannten Liebhaber-Theater; eines derselben, in der Nähe meiner Behausung belegen, konnte auch in engster localer Beziehung als ein Vorläufer des Thalia-Theaters betrachtet werden. Da gab es denn für den kunstbegeisterten Knaben Gelegenheit genug, sein Talent zu entwickeln, und es wäre dies vielleicht noch schneller geschehen, wenn ich nicht vom dreizehnten Jahre ab gezwungen gewesen wäre, selbstständig für meinen Lebensunterhalt zu sorgen. Das war ein schweres Stück Arbeit für den kleinen Burschen, zumal derselbe mit ganzem Herzen für das Getriebe der Bühnenwelt entflammt war. Doch die Noth des Lebens, die ich nur zu früh kennen lernen sollte, ist eine strenge Lehrmeisterin, und so scheute ich vor keiner honetten, wenn auch mühseligen

Arbeit zurück. So versuchte ich es damals im Tapezierfach, das mein Vater „bekleidet" hatte und das immerhin meinem ausgeprägten Sinn für das „decorative" Element nicht kraß widersprach. Aber warum sollte ich nicht das Schöne mit dem Nützlichen verbinden können? dachte ich mir, und siehe, es ging: während ich früher gewöhnlich nur in's Theater gegangen war, ging ich jetzt erst recht zum Theater und verlangte und erhielt sogar Honorar für meine in große Thaten umgesetzte Lust zur Menschenmalerei oder Tapeziererei, — ohne alle Ziererei. Im St. Georger Theater, beim Director Bieler legte ich nun manche wohl zahlungswürdige Proben meiner Begabung ab; sie waren „klein aber nüdlich", wie meine Figur selbst bezeichnet ward. Doch ich war vorläufig zufrieden und mein Director ebenfalls; Beweis dafür die auf zehn Thaler per Monat normirte Gage. Die Collegen aber — es waren keine „bösen Buben", denen man nicht folgen soll — riethen mir, vor Allem mich einer reisenden Truppe anzuschließen, bei der ich mich einspielen konnte. Gerathen, gethan, — ich beschloß, gemeinsam mit meinem lieben lustigen Landsmann August Himmel (hoffnungerweckender Name), auszuwandern, im Hinblick auf die Propositionen des Agenten Christiani, — und als wir an einem 1. Juni Morgens glücklich die Gage erhalten hatten, verließen wir das Local, aber nicht durch den vorderen Thorweg, sondern auf etwas ungewöhnlicherem Wege, — über die Planke. Jetzt begann ein unstätes Wanderleben, wobei Himmel, der fast immer „voller Geigen hing", und ich Freud' und Leid redlich getheilt und zahllose toll-lustige Dinge erlebt haben. Ein sonderbarer Zufall war es, daß das Dampfschiff, welches uns im Sommer 1850

von Hamburg nach Stade, und der Omnibus, der uns von dort weiterführte, beide auch den Namen „Concordia“ trugen, — wie jenes Privattheater, auf welchem ich zuerst sozusagen in Reih und Glied marschirte. — —

Unsere Hauptstation bildete zunächst — Uchte, eine angenehme Gegend! Da wurde denn gemimt, was das Zeug halten wollte; an einem Sonntag wurde aufgeführt: »Pas styrien«, getanzt von „Fräulein Lemanski“ und Herrn Himmel vom Corps de Ballet zu Hamburg. Die Sache ging brillant und das Publicum merkte gar nicht, daß — ich als Fräulein Lemanski figurirte. Dieser falschen Vorstellung von meiner Person folgte „Der Vetter aus Bremen“, zum Schluß: „Die Zaubertrommel“, komisches Ballet, worin ich den Pierrot gab. Wir gefielen Alle riesig und von mir bemerkte der Director Lundt: „Kinder! Schultze ist ein geborener Komiker, ich freue mich, ihn für unsere Gesellschaft gewonnen zu haben.“ Mit diesem Beifall und dem des Publicums begnügte ich mich, denn Journal-Kritik gab es in Uchte nicht; aber später haben es ja noch mehr Leute und auch die Presse bestätigt, und so mußte ich wohl glauben, daß ich nicht ohne Begabung für das charakter-komische Fach sei.

Dann gab's auch eine Tournee unter der Direction Spielberger durch größere und kleinere Städte; u. A. habe ich in Hannover, Lüneburg, Osnabrück, Köln und Lübeck gespielt. Von der Schwesterstadt an der Trave berief mich Director Damm, der mich von den Hamburger Vorstädten kannte, hierher zurück. Ich hatte nun die Irrfahrten satt und wollte mich in meiner Vaterstadt ansässig machen und einen eigenen Heerd gründen. Mit dreißig Thalern monatlich konnte ich

freilich diese kühnen, und doch so rein menschlichen Pläne nicht realisiren, und erlaubte mir daher, den Director um eine Gehaltszulage zu ersuchen. Eine solche ward mir abgeschlagen, und als ich in Folge dessen das Engagement aufgeben wollte, hielt mein Chef mich für den Inbegriff des schnöden Undanks. Gleichwohl stand mein neues Project fest; ich ging vorläufig von der Bühne ab, und etablirte hierorts eine Wirthschaft, und zwar im Souterrain des sogenannten Joachimsthals, eines an der Grenze der Nachbarstadt Altona belegenen „Volks- und Thiergartens", dessen letztere Eigenschaft damals noch durch wenigstens drei Bestien repräsentirt ward, unter denen sich sogar eine Hyäne befand, die auf einem Auge blind war, — gewiß eine Specialität! Besagte Wirthschaft rentirte sich bald so gut, daß ich im Jahre 1858 gemeinschaftlich mit einem Herrn Lange das „Joachimsthal" selbst zu pachten im Stande war. Das dort bisher unter dem Beifall des Publicums cultivirte Gauklertreiben mißfiel mir aber im höchsten Grade, und ich beschloß, an dessen Stelle eine edlere Comödie zu setzen. Auch war ich auf eine äußere Restaurirung, Erweiterung und Verschönerung des Theaters bedacht, — bedacht im vollen Sinne des Wortes, denn ich sorgte auch für eine bessere schützende Bedachung, bis es endlich im Wesentlichen seine heutige Gestalt erhielt, obwohl dasselbe im Laufe der Jahre noch mannigfach renovirt worden ist. Die Compagnieschaft hatte inzwischen ihr Ende erreicht, und ich war fortan der eigentliche und einzige Leiter des Theaters, das mit meinem Namen bezeichnet ist. So war ich nach vielen Jahren und Unternehmungen wieder zu einem „Hoftheater" gelangt, obwohl in etwas anderer Art, als zu der Zeit,

da Vorsmann, der treffliche Local-Komiker, und im Auftrage der Frau Handje ebenfalls vorübergehend Leiter des Steinstraßen-Theaters, aus einer Parodie auf „Gustav oder der Maskenball“ das geflügelte Wort citirte: „Ankertau (rectius Ankarström), ahnst du wat?“

Es war mir nach vielen Arbeiten und Mühen gelungen, die feste künstlerische Basis zu gewinnen, auf welcher fortan die eigentliche Volkscomödie sich zu ungeahnter Blüthe entfaltete, unter der stetig wachsenden Theilnahme der hamburgischen und nachbarstädtischen Bevölkerung und Presse. Die Gesellschaft ward ganz neu organisirt. Im Vordergrunde standen Künstler wie Fräulein Lotte (Louise) Müller, die nachmalige Frau Lotte Mende (Gattin des ebenfalls an dieser Bühne engagirt gewesenen verdienstvollen Darstellers Louis Mende), — Arnold Mansfeldt, der in mir sein Vorbild erblickte, wie ich seiner Zeit das meinige in dem unvergeßlichen Komiker Carl Wilke gefunden hatte, — Heinrich Kinder, ein ganz vorzüglicher Darsteller (Holsteiner von Geburt), der im Anfang der fünfziger Jahre zuerst im hiesigen Actien-, späteren Varieté-Theater die Bretter betreten, von der Pike auf gedient, an verschiedenen deutschen Bühnen volle Anerkennung gefunden, auch ein Mal in Gothenburg in Schweden bei einem Opern-Unternehmen gewirkt hatte. Von seiner vielseitigen Tüchtigkeit hat Kinder nun seit fünf Jahren auch in dem großen Verbande des Hamburg-Altonaer Stadttheaters zahlreiche vollgültige Proben geliefert, im höheren Schauspiel und Conversationsstück, wie neuerdings wieder als Darsteller der volksthümlichen Figur des „Onkel Bräsig“! Neben den Genannten wirkten im Laufe der Jahre

an meiner Bühne Liebhaberinnen und Soubretten wie Marie Stolle, Clara Monhaupt, Johanna Honnef, Alida Hayland und Johanna Schatz, der wackere Schauspieler und Tenorist Heinrich Borchers 2c. 2c. Diese und andere Kräfte hatte ich früh in ihrer Eigenart erkannt und für mein Unternehmen eines echten Volkstheaters zu gewinnen und zu erwärmen vermocht, einige unter Besiegung ihres eigenen Widerstrebens, so Lotte Müller (Mende), diese talentvolle Hamburgerin, welche gar zu gerne die Rollen der munteren Liebhaberin weiterspielen wollte, als welche sie vorzugsweise in rheinischen Städten thätig war, während sie doch nachgerade eine mustergültige Vertreterin der plattdeutschen Comödie geworden ist. Als solche ist sie ja namentlich auch in Berlin, wo wir im Jahre 1874 mit so großen Erfolgen einen Gastrollen-Cyclus am Woltersdorff-Theater absolvirt haben (nachdem uns die Presse und zumal ein aus Hamburg gebürtiger Hauptvertreter derselben, der ebenso liebenswürdige wie geniale Julius Stettenheim, uns die Bahn geebnet und Verständniß und Interesse vorbereitet hatte), anerkannt worden, namentlich auch von Seiten des General-Intendanten von Hülsen und seiner schöngeistigen Gemahlin, welche diese Künstlerin mannigfach ausgezeichnet haben. Sie hat diese Ehren vorzugsweise mit Heinrich Kinder getheilt, dem Herr von Hülsen sogar ein Engagement am Hoftheater in Aussicht stellte, — doch ist dieser beiderseitige Wunsch nicht erfüllt worden, da nach einem Jahre, als Kinder's Contract mit mir ablief, das betreffende Fach bereits hatte besetzt werden müssen; die Stellung erhielt Friedrich Ludwig Schmidt vom Hamburger Thalia-Theater. Kinder fand

aber ausreichenden Ersatz durch die ehrenvolle Berufung an das Hamburger Stadttheater. Des neunjährigen Zusammenwirkens mit Kinder gedenke ich stets mit besonderer Freude: er war stets und überall eine der treuesten Stützen meines Unternehmens, auch in Wien, im Josefstädter Theater, an der südöstlichen Grenzmark deutschen Wesens. Auch dort, im Jahre 1875, ergötzten sich Publicum und Presse an den Leistungen dieser originellen Interpreten des Hamburger Lebens, Liebens und Leidens, welche in dem durch Fritz Reuter bereits „courfähig" und verständlicher gewordenen Idiom des „Plattdütsch" und „Missingsch", im Uebrigen aber in der allgemein verständlichen Sprache des Herzens sich unmittelbar zum Herzen wandten. Vor Allem aber wuchs in der norddeutschen Heimath, wo die Wurzeln unserer Kraft ruhten, und wohin es uns immer wieder mit magischer Gewalt zog, auf allen Seiten mehr und mehr die Liebe zur Sache, die Freude am Schaffen. Das Repertoire setzte immer neue prächtige Blüthen an; das Talent mehrerer vaterstädtischer Schriftsteller, wie Julius Stinde, J. Krüger, L. Schöbel, Schindler, Bruno, Mansfeldt &c. ward, angesichts eines solchen abgerundeten und in seiner Art einzigen Ensembles, kräftig angeregt, und zahlreiche Stücke von gesundester Lebenskraft und höchster Naturwahrheit, in denen Ernst und Humor auf's Glücklichste verschmolzen waren, veritable Spiegelbilder des heimischen Volkslebens und Kleinbürgerthums, boten wieder der speciellen Begabung dieses eigens dafür erzogenen und enthusiasmirten Personals die schönste Nahrung.

Aus meiner Kenntniß des vaterstädtischen Lebens und Treibens habe ich hie und da auch zur literarischen Arbeit

direct beigetragen, so bei der Parodie auf Gounod's „Faust und Margarethe", die ich mit Schöbel verfaßt habe, und vor Allem schöpfte ich aus ihr die Fähigkeit correcter und interessirender Gestaltung der Hauptfiguren. So gelang es uns denn, der plattdeutschen Muse, in erster Reihe bei uns zu Hause, zu einem vollen Triumphe zu verhelfen und dann auch manch fremdes Gebiet zu erobern. Ich darf sagen, daß unser Volkstheater seine Mission getreulich erfüllt hat und in mancher Richtung noch heute eine ersprießliche Nachwirkung übt. Seinen jüngsten literarischen Ausläufer bildete das gleichfalls sehr häufig wiederholte Volksstück: „Ein Hamburger Nestküken", oder: „Mensch, ärgere dich nicht", von dem gewandten und feingebildeten Otto Schreyer und meinem lieben und geschätzten Regisseur, Dramaturgen und Landsmann Hermann Hirschel. Wie bislang, so bin ich aber auch in Zukunft, trotz meines Wandsbecker Buen retiro, wo ich das reinste Familienglück genieße, stets mit Freuden bereit, der Volksmuse Zeit und Kraft zu weihen. Im Uebrigen sage ich mit dem uns Allen theuren Volksdichter: „Wenn Einer dauhn deiht, wat hei kann, denn kann hei nich mihr dauhn, als hei deiht!"

Carl Schultze.

Susanne Feust-Goethe.

Es war in den sechsziger Jahren, als ich auf einer Sommer-Gastspieltour auch nach der Großherzoglichen Residenz Darmstadt kam. Ein Agent hatte mir die Verhältnisse des dortigen Sommer-Theaters im rosigsten Lichte geschildert und ganz besonders die Direction, eine Frau v. F.-H., als hochrespectabel angepriesen. So trat ich denn in Begleitung meiner Mutter, die auf all' meinen Irrfahrten meine getreue Gefährtin war, die Reise an. Bald war das Ziel erreicht; mit hochbeladener Droschke, diversen Theaterkörben, Koffern und Schachteln fuhren wir eines Nachmittags am ersten Hotel der Residenz, „Zur Traube", vor. Ein Heer dienstbeflissener Kellner, sogar der Besitzer selbst, eilten zu unserm Empfange herbei und fragten nach den Befehlen der „gnädigen Herrschaften". Ich faßte mir sofort den Herrn des Hauses und ersuchte ihn, uns auf etwa acht Tage Wohnung und Pension zu civilem Preise zu Theil werden zu lassen, da der Zweck meines Aufenthalts ein Gastspiel am dortigen Theater sei. —

„Ah, gnädiges Fräulein werden am Hoftheater gastiren?

Sehr erfreut". — Etwas gedrückt fiel ich ihm in die Rede: „Nein, am Sommertheater!" —

Die Wirkung war eclatant. Das bisher so zuvorkommende Lächeln verschwand mit Blitzesschnelle, das Gesicht wurde lang wie ein Ausrufungszeichen, und der in devotester Weise gekrümmte Rücken so steif, als wäre ein Ladestock hineingefahren. „Ah so, das ist etwas Anderes! — Johann!", rief er dem bereits mit den Gepäckstücken sich abmühenden Knechte in herrischem Tone zu, „nach Nummero", — ich weiß diese nicht mehr ganz genau, glaube aber, daß sie unter 100 nicht viel mehr zu suchen hatte. — Mit etwas geringschätziger Verbeugung ließ uns der Chef des Hauses stehen, und wurden wir nun dicht unter'm Dache in zwei kleine Zimmer einquartirt, deren Temperatur lebhaft an die der Bleikammern Venedig's gemahnte. — Daß dieser Empfang ziemlich deprimirend auf uns wirkte, wird Niemand Wunder nehmen. Nachdem wir uns etwas restaurirt, trat ich meine Entdeckungsreise in dem mir ganz fremden Darmstadt an. Im Hotel wagte ich keine weiteren Erkundigungen einzuziehen, eine neue Beschämung fürchtend, und so begab ich mich denn auf gut Glück auf die menschenleeren Straßen. Lange spähte ich in der breiten Rheinstraße vergeblich nach einem menschlichen Wesen aus, und als mir ein solches, ein männliches, endlich zu Gesicht kam, stürzte ich mit einem Gefühle der Erlösung auf dasselbe zu, mit der Frage nach dem neu erbauten Sommertheater. — Der Mann starrte mich an, als sei ich ein Wesen aus einer andern Welt, und erst als ich meine Frage wiederholte, erklärte er mir, daß ihm die Existenz eines solchen an diesem Orte gänzlich unbekannt sei. Darauf lenkte ich meine Schritte

weiter, abermals Menschen suchend. Die wenigen, die mir begegneten, hatten indessen alle dieselbe niederschmetternde Antwort für mich. Daß aber ein Sommertheater existire, war zweifellos, da mich wenigstens hierüber ein an einer Straßenecke befindliches Placat beruhigt hatte, auf dem mit fingerlangen Buchstaben mein demnächst stattfindendes Gastspiel bereits annoncirt war. Wo aber stand dieser Musentempel?

Endlich, ich hatte schon fast die letzten Häuser der Stadt erreicht, kam mir eine Frau entgegen, die allerdings nichts weniger als kunstverständig aussah, indessen der Ertrinkende klammert sich ja an einen Strohhalm! und versuchte auch bei ihr noch einmal mein Heil. —

„Ja", sagte sie, „da drauß'", sie deutete nach einer unbestimmten Himmelsgegend „da steht so 'e Bude, wo se so Faxe mache; das könnt' vielleicht das sei, was Se suche." — Gegen eine kleine Vergütung ließ die Frau sich bereit finden, mir den Weg zu zeigen, und nach einer etwa zehn Minuten währenden Wanderung erblickte ich noch immer in einiger Entfernung, ein lustiges im Winde flatterndes, kleines, rothes Fähnchen, das ein höchst einfaches Holzdach krönte. Meine Begleiterin bezeichnete mir dies als das wahrscheinliche Kunstinstitut. Als endlich das Ziel erreicht war, öffnete ich die an einer rohen Planken-Einzäunung befindliche Thür und stand im Zuschauerraum, über dem der wolkenlose Himmel in unendlicher Bläue sich ausspannte, und wo die untergehende Sonne die Bühne, die eine etwas ungeheuerliche Waldgegend darstellte, mit intensiver Gluth beleuchtete. Ich hatte Glück; denn es war gerade Probe (gespielt wurde nicht täglich), und die ganze Gesellschaft

versammelt. Auf den vordersten Bänken, die aus den Uranfängen der Zimmermannskunst herzurühren schienen, hatten sich einige Mitglieder gruppirt, mitten unter denselben eine über das Mittelalter bereits hinausgeschrittene, ziemlich phantastisch herausgeputzte Dame, in welcher ich sofort instinctiv die Directorin erkannte, welche eben im Begriff war, eine lebhafte Ansprache an ihre „Theuren" zu richten. Mich erblickend, stürzte sie, einen Freudenschrei ausstoßend, auf mich zu, und stellte mich, ohne mich nur zu Worte kommen zu lassen, dem Personale als die sehnlichst erwartete Gastin vor. Obgleich ich nun, einen ruhigeren Moment benutzend, der Directorin mit Bedauern erklärte, daß es mir unmöglich sei, in diesem Tempel aufzutreten, in welchem ja vor Allem die ausübenden Künstler sowohl, wie auch die bedauernswerthen Zuschauer allen Wechselfällen der Witterung preisgegeben seien, wußte sie mich doch durch Vorstellungen aller Art (namentlich schilderte sie mir ihre bedrängte Lage sehr ergreifend) zu bestimmen, meine Zusage für ein dreimaliges Gastspiel zu erneuern. Und so wurde denn für den übernächsten Tag als erste Vorstellung „Therese Krones" angesetzt. — Von den Schwierigkeiten, welche die Proben hinsichtlich Orchester, Requisiten &c. mit sich brachten, will ich schweigen. Jeder, der an ähnlichen „Meerschweinchen" gastirte, kann ein Liedchen davon singen. — Der Himmel schien übrigens das Unternehmen begünstigen zu wollen, denn die Sonne versendete glühende Hitze vom wolkenlosen Firmament; ich aber traute dem Frieden nicht. Und richtig — als ich mich am Abend der Vorstellung in's Theater begab, thürmten sich am Horizont unheildrohend dichte schwarze

Gewitterwolken auf. Es dauerte auch garnicht lange, als ich in der Garderobe, die selbstverständlich ebenfalls der primitivsten Art war, vor allen Dingen aber kein wasserdichtes Dach besaß, die ersten Vorboten verspürte, welche meine Toiletten in bedenklicher Weise gefährdeten. Auf meine Vorstellungen der Directorin gegenüber, die, wie an solchen Bühnen üblich, höchsteigenhändig das Cassen-Geschäft besorgte, um alsdann im Stücke die „Madame Herbst" zu mimen, gerieth diese jedoch außer sich, beschwor mich, sie nicht im Stich zu lassen, das Theater sei nahezu ausverkauft, die feinsten Herrschaften Darmstadt's seien auf ihre persönliche Einladung erschienen, — wovon ich mich denn auch in der That durch einen Blick durch das Observatorium des Vorhanges zu meiner größten Ueberraschung überzeugte. — „Na dann," sagte ich, „Verderben, gehe deinen Gang!" — Denn ich durfte doch an Heroismus den Aermsten nicht nachstehen, die da unter aufgespannten Schirmen mit eilig herbeigeschafften Latten und Klötzen unter den Füßen, den jetzt heftig gewordenen Regen geduldig über sich herabströmen ließen, der Dinge harrend, die da kommen sollten. — Die Musiker wurden, da der Orchesterraum vollständig exponirt war, hinter den Coulissen placirt, was keine großen Schwierigkeiten verursachte, da nur ein einfaches Quartett fungirte und ein Dirigent garnicht vorhanden war; der jedesmal Singende übernahm so gut es eben ging, selbst dieses Amt und — die Comödie nahm ihren Anfang. Ein wahres Glück, daß Raimund, der wie bekannt, gleich zu Anfang des Stückes vor heftigem Regen flüchtet (die darauf bezüglichen Worte erregten selbstredend großen Jubel), mit einem Regenschirm bewaffnet

sein muß. Denn als nun das Unwetter immer größere Dimensionen annahm und auch die Bühne nicht mehr verschont blieb, nahm ich ihm den Schirm mit den Worten unter dem Arm hervor: „Erlauben Sie, den können wir ja so viel besser brauchen!“ — spannte ihn auf und nun spielten wir unter seinem Schutze die Scene zu Ende. — Da aber bei dem entsetzlichen Geprassel des Regens auf das Holzdach kein Wort mehr zu verstehen war, so erklärte ich beim Fallen des Vorhanges ganz entschieden, nicht weiter spielen zu wollen.

Die Directorin, obwohl sehr unglücklich und besorgt wegen der ungewohnten guten Einnahme, mußte sich fügen und ließ annonciren, daß die Vorstellung am nächsten günstigen Tage stattfinden werde und die Eintrittskarten ihre Gültigkeit behielten. Auf die Einsprache einiger enragirter Kunst-Enthusiasten, die absolut „Weiterspielen“ verlangten, konnte natürlich keine Rücksicht genommen werden. —

Der nächste Tag brachte abermals ununterbrochenen Regen und mir den Besuch der Directorin, die sich, sanguinisch genug, den größten Erfolg von meinem Gastspiel versprach und sich das Hirn zermarterte, auf welche Weise dasselbe, trotz der Ungunst des Wetters, zu Stande gebracht werden könne. Ich wußte keinen Rath; sie aber springt plötzlich auf mit dem Ausruf: „Ich hab's, wir sind gerettet!“ — umarmt mich, stürmt fort und erst am andern Vormittag, — es regnete noch immer Bindfaden, — erschien sie wieder bei mir, triumphirend und im größten Staat. „Wissen Sie, woher ich komme?“ fragte sie, — „direct vom Großherzog!“ — Auf meine Frage, was sie da eigentlich gewollt, antwortete die resolute Dame: „Ja, sehen Sie, der leutselige Herr hat

mir immer sehr wohl gewollt und da habe ich mir ein Herz gefaßt, ihn um eine Audienz gebeten, und um sein großes Jagdzelt nachgesucht, welches er mir auch allergnädigst bewilligt hat. Heute Nachmittag wird es schon aufgespannt und morgen haben wir „Therese Krones“ bei gedecktem Zuschauerraum, — die Placate werden schon gedruckt.“ —

Und so geschah es; — außerdem hatte aber auch der Himmel ein Einsehen gehabt und mit seinem im Uebermaaße gespendeten Segen nachgelassen; denn sonst wäre das Großherzogliche Jagdzelt wahrscheinlich auch nicht genügend Schutz und Schirm gewesen. — Hier will ich noch bemerken, daß wir die nothgedrungene Ruhepause dazu benutzten, da uns die „Traube“ doch zu sauer vorgekommen war, uns umzuquartieren, und fanden wir in der „Alten Post“ ein freundliches Asyl und „liebevolle“ Behandlung.

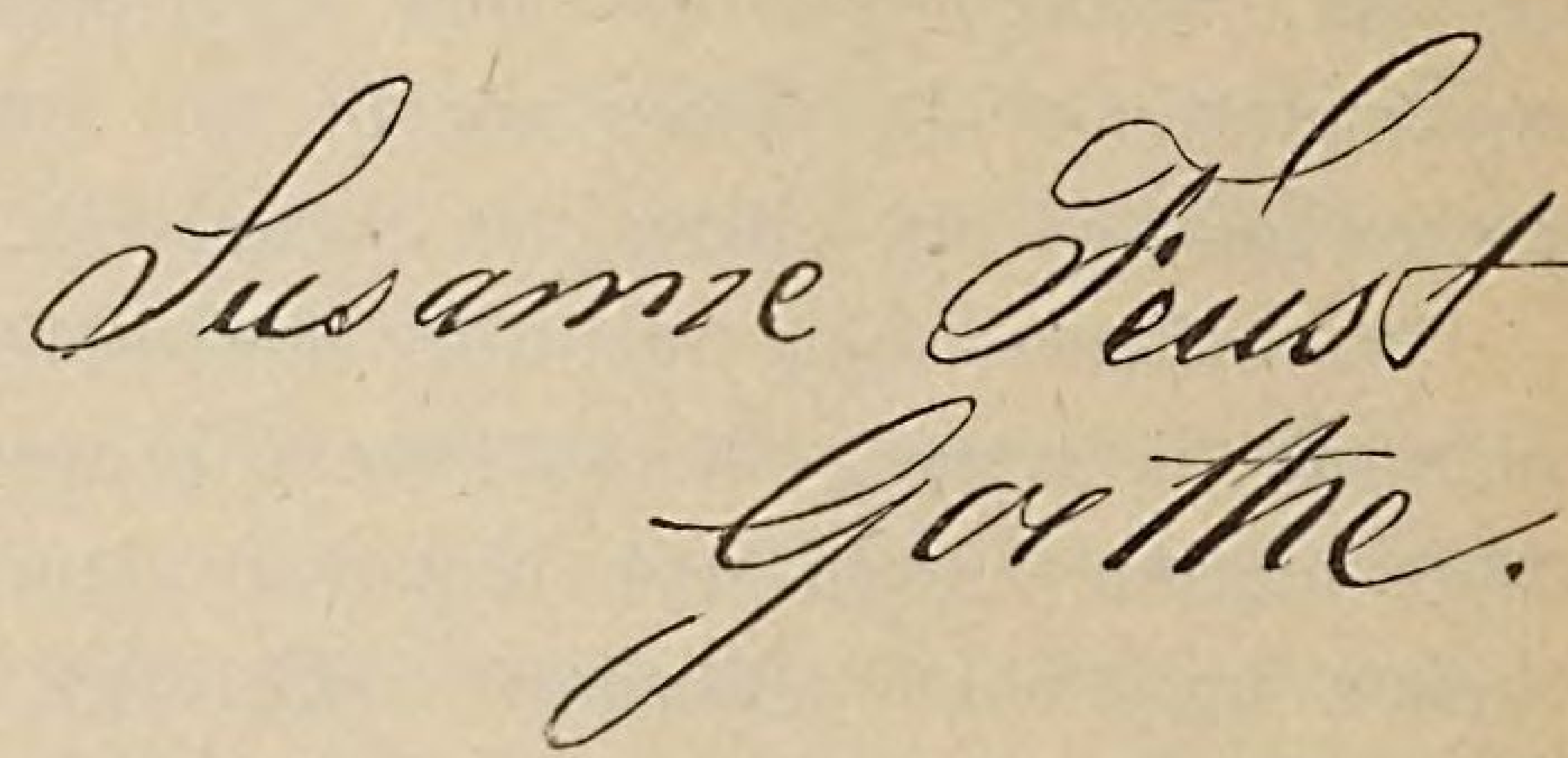
Die „Krones“ ging nun also ohne jegliches Hinderniß „glänzend“ in Scene. — Am nächsten Tage wurden drei kleine Stücke gegeben. Schon nach dem ersten kam Herr Hofrath (damals noch nicht „Geheimer“) Tescher, der sich im Zuschauerraum befand, zu mir auf die Bühne, sprach seine Freude aus, mich in meinen Leistungen kennen zu lernen und frug an, ob ich jetzt wohl geneigt sei, nachdem ich es früher schon einmal refüsirt, ein Engagement für nächsten Winter an den vereinigten Theatern von Darmstadt und Mainz anzunehmen. Ich konnte mich nicht sogleich zu einer zusagenden Antwort entschließen; er aber meinte, diesmal ließe er mich nicht los und die Sache müsse noch an demselben Abend in's Reine kommen.

Und richtig begleitete er mich nach der Vorstellung in's

Hotel, wo ich dann wirklich nach einigem Hin und Her den Contract, den er merkwürdiger Weise bei sich trug, unterzeichnete. —

„Nun aber, mein liebes Fräulein“, sagte er, „gebe ich Ihnen den wohlgemeinten Rath, lassen Sie es da *draußen* genug sein des grausamen Spiels, Sie machen sich sonst für das Hoftheater unmöglich.“

Das war mir aus der Seele gesprochen, und da ich zu Gunsten der Frau Directorin auf jegliches Honorar verzichtete, tröstete sie sich auch ob der dritten ausgefallenen Gastrolle.



Rudolf Freny.

Als Knabe faßte ich eine besondere Passion zum Geigenspiel und quälte meine Mama so lange, bis sie mich zu einem Geigenlehrer führte. Wir traten just in dem Moment bei dem Lehrer ein, als dieser seinem Schüler einen heftigen Schlag auf die Finger versetzte, so daß der arme Junge laut aufschrie. Mich ergriff dabei eine heillose Angst, und ich flüsterte meiner Mama zu: „Ich will doch lieber singen lernen.“ Ich dachte nämlich zunächst an meine Finger, die bei diesem edlen Spiel doch zu sehr exponirt wären. Die gute Mutter willigte ein, und ich lernte singen. Bald kam ich nach Wien und hörte da im k. k. Hof-Operntheater die großen Sänger und Sängerinnen der damaligen Zeit, namentlich Staudigl ꝛc., die mich in meinem Bestreben bestärkten. Ich nahm mir einen tüchtigen Gesangslehrer, den inzwischen verstorbenen Hofcapellsänger und Hofschauspieler Carl Stein, und studirte nun fleißig. Endlich war ich so weit, daß ich hoffen durfte, die Bühne zu betreten, und meldete mich zur Prüfung. Dieselbe fiel günstig aus und ich ward zunächst als Chorist engagirt. Ich war etwa acht

Monate im Chor, da sagte mir der damalige Hofcapellmeister Heinrich Proch, der nun ebenfalls das Zeitliche gesegnet hat: „Sie haben eine hübsche Stimme, ich werde Sie an Staudigl empfehlen, damit Sie sich in einer kleinen Partie versuchen können," und gab mir zu diesem Zweck auch eine Karte an Staudigl mit. Dieser aber wies mich ab und stellte mir das ganze Theaterleben in wenig verlockendem Lichte dar. Ich hatte Staudigl vergöttert, und nun riß er mich aus all' meinen Himmeln. Ich wurde ernstlich krank, ich bekam die Gelbsucht vor Gram. Eines Tages begegnete ich ihm auf dem Glacis; er redete mich an und sprach: „Sie haben ja die Gelbsucht, junger Mann, kommen Sie einmal zu mir, ich werde Ihnen ein Mittel geben." Jedoch damals sprach man davon, er habe früher schon einen Choristen zu Tode curirt, und da hatte ich weiter keine Lust, auf seinen Vorschlag einzugehen. — Als ich Proch dann Alles erzählte, lachte er, tröstete mich und sagte: „Nun gehen Sie aus dem Chor fort und lassen Sie sich als Sänger an irgend einem Theater engagiren, Sie werden, wenn Sie fleißig sind, Carriere machen."

Ich verließ Wien und übersiedelte nach Znaim, dort sollte mein erster Versuch gemacht werden. Da uns die Primadonna in Stich ließ, war ein Opernpotpourri aufzuführen, und ich sollte das Trinklied und die große Arie des Caspar aus dem „Freischütz" singen. Meine Angst war entsetzlich. Da war aber ein alter Herr, der Vater einer früher sehr bekannten Sängerin, Keiderspek; der lud mich, dann den Barytonisten, der auch ein Anfänger war, und unseren Regisseur zum Mittagessen ein, indem er bemerkte, er habe guten Wein zu Hause, wir müßten uns Courage trinken.

Und weiß Gott, ich habe mir Courage getrunken, — nur zu viel. Als ich in's Theater eintrat, um mich für die Vorstellung umzukleiden, begegnete mir der Director, der sofort merkte, daß ich ein Bischen zu viel — Courage hatte. Es entspann sich ein Wortwechsel zwischen uns und ich bekam nach Ablauf des ersten Monats meine Entlassung. Zunächst aber sang ich und gefiel; man rief mich sogar heraus. Ich hatte, als ich nach der großen Arie abging, meine langhaarige Perrücke heruntergenommen, weil mir so heiß war, stülpte dieselbe nun in der Eile wieder auf den Kopf und trat auf die Bühne, um meine Verbeugung zu machen; aber als ich das that, fiel mir die ganze Frisur über das Gesicht, — ich hatte nämlich in der Hast die Perrücke verkehrt aufgesetzt. Das Publicum amüsirte sich darüber und lachte, und ich ging stolz ab. Das war mein erster Auftritt als Solist. Aber Courage habe ich mir nie wieder getrunken.

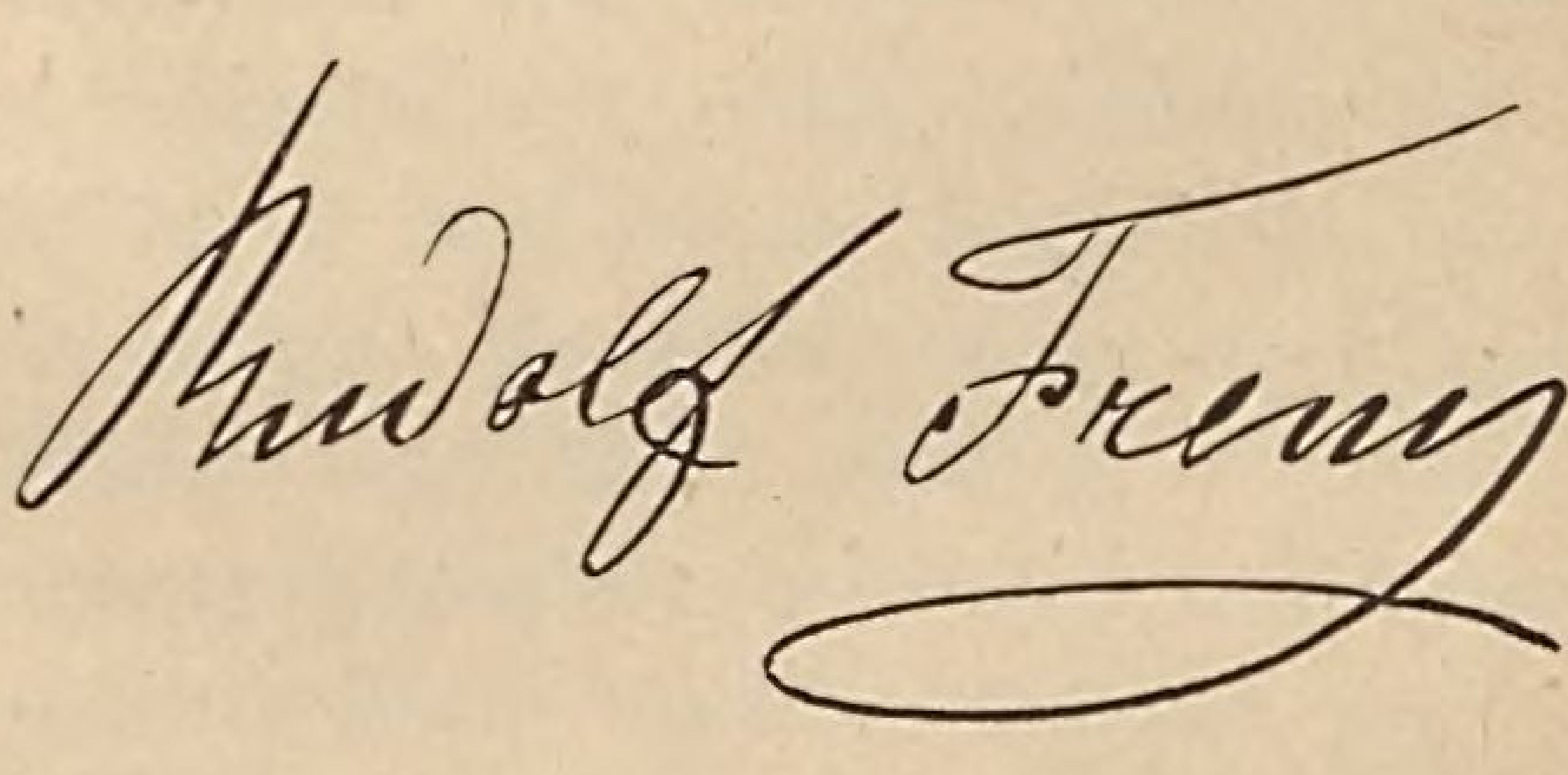
Nach diesem Debut wollte mich der Director behalten, aber es haperte zu sehr mit der Gage, dort, wie später in Pest, wo ich, um mich aus meinen Calamitäten zu befreien, mit großem Eifer mich auf — Carricaturen-Zeichnen verlegte, eine meiner größten Passionen, die sich recht lucrativ gestaltete. Von dort ging es nach Laibach und Lemberg. Diese Engagements in österreichischen Provinzstädten lieferten weiter keinen theatralischen Zündstoff zu Erzählungen; aber in der galizischen Hauptstadt habe ich eine kleine Episode mit einem Todten erlebt, die vielleicht der Erwähnung werth ist. Eines Tages saß ich im Kaffeehause, als ein junger Mann mit recht trauriger Miene eintrat. Er erzählte, sein Vater sei gestorben und nun laufe er in der ganzen Stadt umher

und könne keinen Maler finden, der ein Bild von seinem Alten aufnehme. Ich erklärte mich bereit, seinem Wunsche zu entsprechen. Er war natürlich hoch erfreut und wir machten uns sogleich auf den Weg nach seiner Wohnung, nachdem ich mir zuvor Mappe und Bleistift geholt hatte. In Oesterreich ist es Sitte, daß wenn eine Leiche auf der Bahre liegt, eine Menge Leute kommen, um den Todten noch einmal zu sehen. Das störte mich und ich ersuchte die Versammelten, so lange ich zeichnete, mich allein zu lassen. Ich sperrte mich also mit dem Todten ein und arbeitete nun eifrig. Die Leiche war sehr hoch aufgebahrt, und da ich etwas kurzsichtig bin und das Licht des Zimmers recht mangelhaft war, lehnte ich mich an das Bett, um ganz nahe die Linien der Gesichtszüge zu sehen und streifte nun fast mit der Nase das bleiche Gesicht. Da riß der Todte plötzlich den Mund auf. In furchtbarem Schreck warf ich Mappe und Bleistift fort, prallte rückwärts an die Wand, und wartete in größter Spannung ab, was da kommen sollte. Aber der Todte blieb ruhig liegen. Es war nur durch die Bewegung des Bettes die Kinnlade heruntergefallen; ich schloß ihm den Mund wieder und zeichnete das Bild fertig.

Weitere Unfälle sind mir in Lemberg nicht begegnet; ich gelangte glücklich wieder nach Pest und von dort nach Olmütz, wo mich Director Stöger nach Prag engagirte. Nachdem ich hier drei Jahre thätig gewesen war, wurde ich durch den damaligen Regisseur Fischer vom Dresdener Hoftheater nach Elb-Florenz engagirt. Als ich mich dem Intendanten des Hoftheaters, Herrn von Lüttichau, vorstellte, trat er dicht an mich heran. Er war ein Mann von sehr hoher Statur;

ich mußte zu ihm empor sehen und er sah tief auf mich herab. Seine ersten Worte, nachdem er mich lange betrachtet hatte, waren: „Ich hätte Sie mir anders gedacht, ganz anders. So blond!!“ Das war ein curioser Empfang, aber ich gefiel und blieb zehn Jahre an der königlichen Hofbühne.

Als ich nach dem ersten Jahre meines dortigen Engagements aus meinem Urlaub zurückkam, traf ich Herrn von Lüttichau auf der Bühne; er empfing mich sehr freundlich — fügte aber wieder die Bemerkung bei: „Immer noch blond, — merkwürdig!“ Von Dresden ging ich im Frühjahre 1868 nach Wien, wo ein Opern-Ensemble, in welchem auch Roger glänzte, veranstaltet war. Als ich aber anlangte, war es bereits wieder zu Ende, — Director Strampfer zahlte mir drei Monate Gage aus, und ich ging nach Hamburg an's Stadttheater, wo ich, des langen Wanderlebens müde, festen Fuß gefaßt habe und — noch immer — blond — bin.



Johanna Frenzel-Nicolas.

Als das Schicksal mich mit einer reisenden Schauspieler-truppe nach dem nun für das deutsche Vaterland zurückeroberten Elsaß führte, war ich ein zartes Kind von acht Jahren. Die Gesellschaft, bei welcher meine Mutter engagirt war, spielte auf Theilung und ernährte sich sehr kärglich. Meine Mutter hatte sich im Sturm und Drang der Zeit und des Bühnenlebens ihren frommen Sinn bewahrt, war eine gläubige Katholikin und eifrige Kirchenbesucherin; die Geistlichkeit, bei der sie einen Stein im Brette hatte, redete ihr kräftig zu, dem gottlosen Comödiantenleben zu entsagen und sich in Mühlhausen anzusiedeln, indem sie der braven Frau eine gute Stellung versprachen, in welcher dieselbe sich und ihre innigst geliebten Kinder anständig ernähren und erziehen könnte. Nachdem sie eine Zeitlang widerstanden, ließ meine Mutter sich endlich überreden, und mit schwerem Herzen sahen wir schon nach wenigen Tagen die Schauspielertruppe von dannen ziehen. Die versprochene Anstellung hat meine Mutter auch erhalten, jedoch reichte der Verdienst keineswegs zu ihrem und ihrer drei Kinder Unterhalt aus; daher mußten

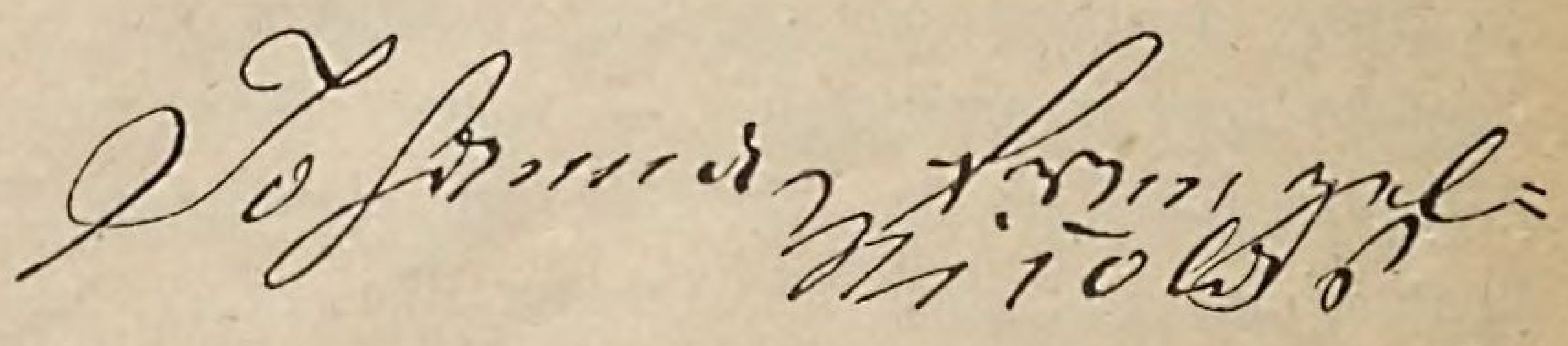
wir Kinder auch sehen, etwas zu verdienen, um die Wirthschaft erhalten zu können. Selbstverständlich thaten wir mit Freuden Alles, was in unseren Kräften stand, um der innigst geliebten Mutter die Existenz zu erleichtern, die Sorgen zu verringern; ich speciell beschäftigte mich mit dem Abwinden von Garn, das von der Weberei verarbeitet wird. Und doch blieb es eine trostlose Zeit voll Noth und Entbehrungen, und wir hatten keine Hoffnung, aus dieser traurigen Lage befreit zu werden, auch zu der Clerisei hatten wir kein Vertrauen mehr, da sie uns doch schließlich nichts als salbungsvolle Tiraden geboten hatte.

Eines Tages hörte ich, daß wieder „Comödianten" im Städtchen seien, und unverzüglich machte ich mich, ohne Wissen meiner Mutter, auf den Weg zum Director, der im Gasthof wohnte. Mit dem ganzen Stolze des echten Comödiantenkindes stellte ich mich ihm vor: „Wir sind auch Schauspieler!" Mein offenes, beherztes Wesen gefiel dem „Principal" der Truppe, der sich theilnahmsvoll nach unseren Verhältnissen erkundigte und uns auf den folgenden Tag bestellte. Nach den trüben Erfahrungen, die wir in letzterer Zeit gemacht, gelang es mir ohne sonderliche Mühe, meine Mutter zu dem Besuche zu veranlassen, und es wurde mit dem Chef verabredet, daß, wenn die Gesellschaft abreisen würde, wir folgen sollten. Die Abfahrt mußte mit der größten Heimlichkeit betrieben werden, um etwaiger feindseliger Agitation der Ortsgeistlichen zu entgehen. Unser „Inventar", bestehend aus Bett, Stuhl, Tisch, einem kleinen eisernen Ofen 2c., mußten wir aus Furcht vor den Leuten zurücklassen. So wanderten wir an einem Sonntag, die

armselige Habe in einem Beutel tragend, zum Thore hinaus. Als wir über den Rhein setzten, konnte ich mich nicht enthalten, im Kahn auf die Knie zu fallen und über Elsaß drei Kreuze zu machen.

Die Gesellschaft spielte auf Theilung, und wir schlugen uns mit Mühe und Noth bis nach Luzern in der Schweiz durch, — die Geschäfte gingen entsetzlich, die Einnahmen waren fast incommensurable Größen, so daß die sogenannte „Theilung" fast nur Begriff war. Zum Glück zahlte ein Theil des Publicums in gediegenen Victualien; eines Abends waren zehn Brode, ein Korb Kartoffeln, zwei Köpfe Kohl, Eier 2c. aufgestapelt. Die Frau Directorin kochte für die ganze Gesellschaft. Morgens gab es „Bresi" — ein Schweizer Gericht, bestehend aus gebratenen Kartoffeln und Kaffee, — Mittags und Abends — dasselbe. — Theaterzettel existirten bei dieser Gesellschaft nicht, sondern es mußten sämmtliche männliche Mitglieder, als Ritter, Jäger 2c. costümirt, durch die Straßen ziehen und das „verehrliche Publicum" mit lautem Ausruf auf die betreffende Vorstellung aufmerksam machen. . . . . Trotz dieser Misere verzweifelten wir nicht, und lächelte auch uns wieder die Sonne des Glücks. Wir bekamen Engagement nach München, zu Johann Schweiger, wo ich mit demselben in der „Teufelsmühle" im „Donauweibchen" und derartigen altfränkischen Stücken sang. Das Elend hatte ein Ende, ich erhielt nicht nur Beifall, sondern auch — was ebenfalls nicht zu unterschätzen — reguläre Gage; und eines Tages begrüßte ich in Ehrfurcht den eigentlichen Tempel Thalia's und den verehrten Director Maurice, der mein Gönner ward, — das Ziel meiner Sehnsucht ist erreicht! —

Wie anders hat dagegen die Vorsehung meinen Gatten in die Arme Thaliens geführt! Vor circa zwölf Jahren war's, nach mannigfachen anderen weiten Reisen, als er von Hamburg nach Newyork fuhr, um jenseits des Oceans sein „Leben zu machen", wie die Yankees zu sagen pflegen. Dort trieb ihn das Geschick unter Anderm nach Evansville (Indiana), und da hat auch seiner gewissermaßen die Clerisei sich angenommen, indem ein evangelischer Pfarrer, an den er sich gewandt hatte, ihm — einen Tanzcursus einrichtete und ihn plötzlich — echt reclamerikanisch! — als „den berühmten Professor der Tanzkunst aus Wien Gustav Frenzel" publicistisch einführte. Und der Tanz ging denn auch los, trotzdem „Herr Professor Frenzel" ganz methodenlos war; und indem derselbe jedem Eleven einzeln die Piecen eindrillte, verdiente er sich in einem Winter 2000 Dollars. So hat denn auch ein Pfarrer einen Comödianten gelehrt! Auf einem sogenannten Turner-Theater hat dann der kühn gewordene Tanzlehrer den ersten Pas de seul als Schauspieler unternommen, und zwar als Ippelberger in dem köstlichen Görner'schen Einacter „Englisch". Heute sind wir nun auch in local-theatralischer Hinsicht vereint, und mein Mann wird mir verzeihen, daß ich zur Illustration meiner bescheidenen Erzählung, hinter seinem Rücken diesen „choreographischen" Rückblick gethan habe.



Etelka Boor.

Nichts von wohleinstudirten Pas, von eleganten Posen und Attituden, wie sie der choreographische Beruf der Prima Ballerina bedingt, sondern von einer sogenannten schauspielerischen Leistung will ich reden, die aber immerhin auch im Zeichen Terpsichoren's stand. Ich meine indeß nicht die Rolle der Heldin irgend eines lyrischen oder komischen Ballets oder die Titelheldin der Auber'schen Oper: „Die Stumme von Portici", die durch Schicksalstücke gezwungen ist, ihr reiches seelisches Leben, allerdings unter entzückender musikalischer Begleitung, auf pantomimischem Wege zum Ausdruck zu bringen, — sondern die Repräsentantin des Tanzes in dem Schiller'schen Festspiel: „Die Huldigung der Künste", zu deren Verkörperung ich einmal in Stuttgart, anläßlich der Eröffnung der Saison, animirt worden bin. Der allverehrte Director des Hoftheaters, spätere Intendant, Herr Hofrath Dr. Feodor Wehl, in dessen Hause ich die freundlichste Aufnahme gefunden hatte, — die Hamburger kennen ja den liebenswürdigen Herrn von seiner langjährigen Wirksamkeit als Bühnen-Schriftsteller,

Feuilletonist und Kritiker — war auch so freundlich, an meine Befähigung zur declamatorischen Vertretung der mein Fach bezeichnenden Muse zu glauben. Ich selbst glaubte weit weniger daran und sprach ihm gegenüber meine Zweifel unverhohlen aus. — „Können Sie denn nicht auswendig lernen?" fragte er. — „O ja," antwortete ich, „mein Gedächtniß ist gut genug." — „Nun, es sind ja nur einige Zeilen, die Sie zu sprechen haben, — kommen Sie wenigstens zur Leseprobe." — Das that ich denn auch, aber unter großer Angst, die wohl meinen Vortrag stark beeinflußte. Der Herr Hofrath blieb aber dabei: ich würde die „Rolle" ganz gut zur Geltung bringen, es sei gerade interessant, wenn ich die choreographisch-rhythmischen Strophen spreche, — „nur ein bischen lauter!" mahnte er regelmäßig, — „es wird schon gehen, recitiren Sie nur fleißig zu Hause" und desgleichen mehr. Nun hatte mir allerdings Capellmeister Rietz in Dresden einmal gesagt: „Sie müssen eine fürchterliche Höhe haben, Sie sprechen ja so hoch," — aber das nöthige Pathos wollte sich nicht einstellen, und lauter wollte der Vortrag auch nicht werden. Während der Herr Director noch immer hoffte, wurde ich immer besorgter, je näher die Vorstellung heranrückte; es flohen mich Schlaf und Appetit, ich hatte regelrechtes Fieber. — „Sie sprechen die Worte sehr hübsch, — nur lauter müssen Sie sprechen," — das war der nur theilweise ermuthigende Refrain der Rede des Herrn Dr. Wehl, welcher mir noch auf der Bühne in den Ohren klang. — Ich trug ein langes wollenes, stylgerecht und malerisch drapirtes griechisches Gewand und das obligate Cymbal, und stand so, das Schrecklichste befürchtend,

im Kreise der „sieben Künste,“ im Gefolge des Genius, den Frau Wahlmann-Willführ verkörperte. Vor Angst hörte ich kaum die Führerin des Reigens und das halbe Dutzend Schwesterkünste, — die Lampen und die Menschen tanzten vor meinen Augen; ich erkannte weder meine gute Mutter, die vorn im Parquet saß und meine Besorgniß theilte, noch andere Zuschauer. Endlich merkte ich, daß die Reihe an mich kam, der Souffleur gab mir ein Zeichen — entrinnen konnte ich nicht mehr — er mußte aber ein zweites und ein drittes Zeichen geben, bis ich mich wieder so weit beherrschte, daß ich, wenn auch nicht mit Vergnügen, das Wort ergreifen konnte, das mir fast in der Kehle stecken blieb. Und doch reihte sich allmälig Wort an Wort zu der reizenden poetischen Perlenschnur:

„Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille;
Mit stillem Geist will es empfunden sein.
Das Leben regt sich gern in üpp'ger Fülle;
Die Jugend will sich äußern, will sich freu'n.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt;
Dem schweren Körper geb' ich Zephyr's Flügel,
Das Gleichmaaß leg' ich in des Tanzes Schritt.
Was sich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe,
Die Grazie ist meine schöne Gabe.“ —

Immer klarer gliederte sich, wenigstens für meine Empfindung, die Rede, und im weiteren Verlaufe erklärte ich noch bestimmter, daß „der leichte Tanz den muntern Reigen schlingen“ solle, und zum Schluß konnte ich, — was mir am liebsten war, in den Chorus der Künste beherzt einfallen.

Wie ich es fertig gebracht habe, dem Genius Schiller's einigermaßen gerecht zu werden, das weiß ich heute nicht mehr oder noch nicht, — genug, im entscheidenden Moment

gewann ich Muth, und die Worte entflogen wie beschwingt meinem Munde. Nun sagt zwar ein großer Dichter: „es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken," — das Organ scheint aber nicht mit den höheren Recitations-Zwecken zu wachsen, denn als das Festspiel und — die Gefahr glücklich überstanden war, trat mein geschätzter Gönner auf mich zu und erklärte mir abermals: „Es war sehr hübsch, aber Sie hätten doch — lauter sprechen können." Er hat mich auch seitdem nie wieder mit einer dramatischen Aufgabe betraut, — ich habe mich nicht mehr an Thalia versündigt, sondern der Terpsichore, die ja auch eine sehr angenehme Muse ist und nicht nur von den alten Griechen als eine der „göttlichsten" mit wahrhaft religiöser Inbrunst verehrt wurde, sondern auch von modernen Cultur-Völkern heilig gesprochen ist, unverbrüchliche Treue geschworen. Nur einmal hat sich jene Angst bei mir wiederholt, und wieder flimmerte es mir vor den Augen, als ich — die Feder ergreifen und für das „Dekamerone" einen literarischen Beitrag liefern sollte. Es ist wahrhaftig ein Glück, daß man — nicht laut zu schreiben braucht.

Etelka Boór

Alphabetisches Namens-Verzeichniss.

	Seite.